

Christian
Caminada

Uralte vorchristliche Sagen leben in der Gestalt christlich übermalter Legenden weiter und viele Spuren lassen auf die Religiosität der Ureinwohner schliessen, ja sie weisen zurück in die grauen Zeiten, deren Denkweise wir nur ganz unvollkommen erschliessen können. Die wissenschaftliche Volkskunde unserer Zeit sucht diese Denkmäler zu erhalten und zu verstehen. Der ehemalige Bischof von Chur, Christianus Caminada (1876–1962), hat in jahrzehntelanger Arbeit solche Spuren der Kulte und Bräuche im alten Rätien zusammengetragen. Das Ergebnis seiner Forschungen, die ihn zum anerkannten Fachmann der Volkskunde gemacht haben, wird nun erneut aufgelegt. Aus einem reichen Wissen schöpfend, erzählt der Verfasser von Wasser und Feuer, von Stein, Baum und Feld, von Tieren und seltsamen Menschen, die in alter Zeit religiöse Verehrung genossen. Das überraschend weitschichtige Material ist in übersichtliche Gruppen geordnet. Dieses Buch gilt als ein Stück Heimatkunde, die jeden angeht, als Ausdruck der Liebe zur Vergangenheit, die in unserer kurzlebigen Zeit nicht genug gepflegt werden kann.



Desertina



Die verzauberten Täler

Graubünden

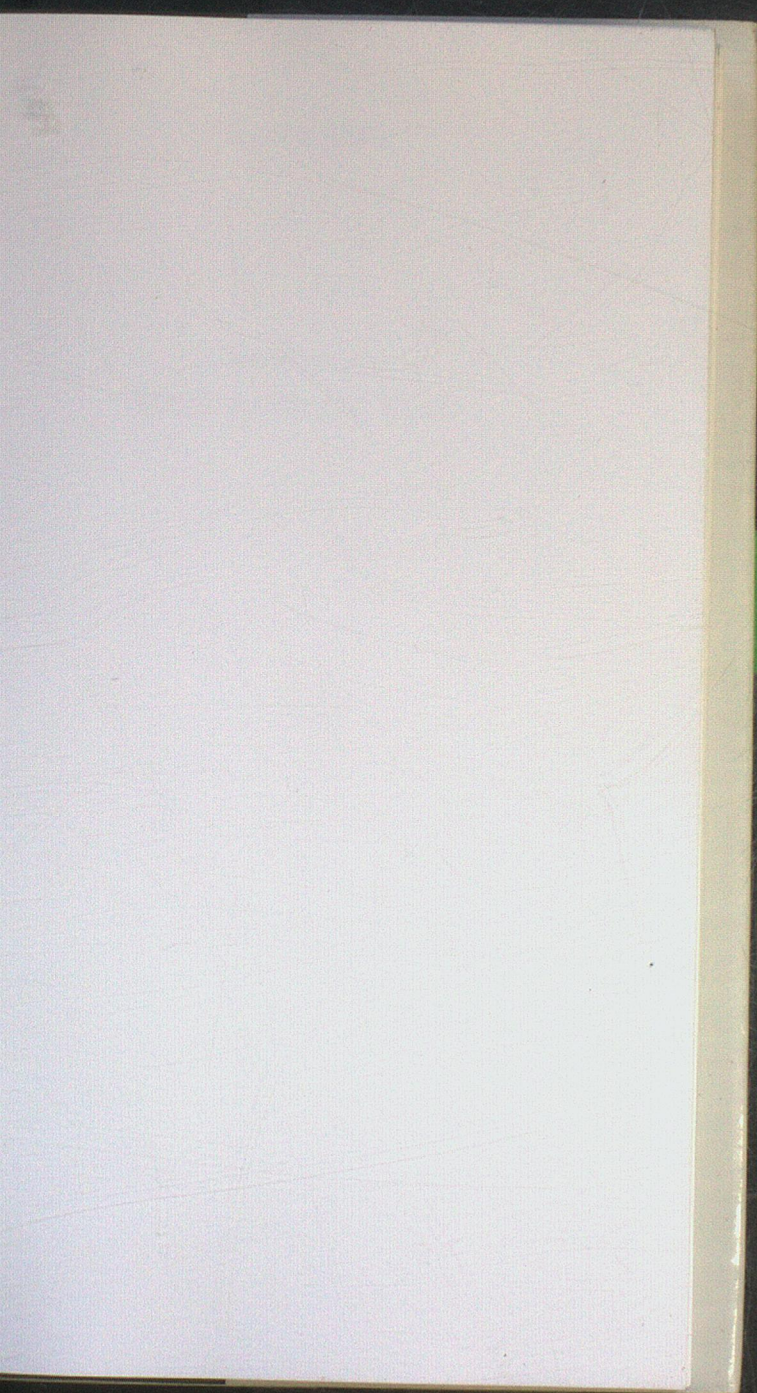
Die verzauberten Täler



Caminada



Christian Caminada, 1876
geboren in Surin im Kanton
Graubünden, erforschte nach
seinen theologischen Studien
als Seelsorger schon früh die
Kultur- und Kunstgeschichte
Rätiens. Als Kustos und De-
kan hat er sich besondere
Verdienste um die Erfor-
schung und Restaurierung
der bischöflichen Kathedrale
Chur erworben. 1941 war er
zum Oberhirten dieser
Dözese geweiht worden. Bi-
schof Christianus Caminada,
Dr. theol. h.c. (Freiburg), war
Ehrenmitglied der Historisch-
Antiquarischen Gesellschaft
Graubündens und Korres-
pondierendes Mitglied des
«Ateneo di Brescia» und der
«Real Academia de Bellas
Artes de San Jorge de Barcelo-
na». In vielen wissenschaft-
lichen Publikationen hat er
sich um die archäologischen
Denkmäler und urgeschicht-
lichen Spuren Rätiens be-
müht. Er starb am 18. Januar
1962.



ian
en
bün
n th
els
r- u
ns.
at
en
g
sc
er
Ol
se
C
e
n
u
bi
e
e
A
r
n
v

Caminada

Graubünden
Die verzauberten Täler

Chri
gebu
Gra
sein
als S
Kult
Rät
kan
Ver
sch
der
Ch
zur
Dö
sch
Dr.
Eh
An
Gr
po
«A
«R
Ar
lo
lic
sic
D
lic
m
19

Christian Caminada

Graubünden Die verzauberten Täler

Die urgeschichtlichen Kulte und
Bräuche im alten Rätien



Desertina Verlag

Der Autor Mgr. Christianus Caminada (1876–1962), Dr. theol. h.c. (Freiburg), Bischof von Chur, Ehrenmitglied der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft Graubündens und Korrespondierendes Mitglied des 'Aleneo di Brescia' und der 'Real Academia de Bellas Artes de San Jorge de Barcelona'.

Umschlag: Die Rheinschlucht zwischen Versam und Reichenau. Im Hintergrund Chur (Fotohaus Geiger, Flims-Waldhaus)

- © Originalausgabe beim Otto Walter-Verlag Olten und Freiburg i. Br. 1961
© 1992 Reprint Desertina Verlag, 7180 Disentis
ISBN 3 85637 115 x

INHALT

Einleitung	7
<i>Wasserkultus in Rätien und anderswo</i>	11
Einleitung 13 – Das Wasser ist heilig 13 – Das Wasser darf nicht verunreinigt werden 16 – Gerichtsstätte am Wasser 16 – Christ- liche Kirchen und Kapellen am Wasser 21 – Wasserkultuszere- monien 24 – Volksbäder 26 – Wassergottheiten 26 – Zukunfts- weissagungen im Wasserkultus 27 – Weitere Wunderkräfte 29 – Opfer an die Wassergottheiten 30 – Stellung des Christentums zum Element Wasser 40 – Alter des Wasserkultus 45	
<i>Feuerkultus in Rätien</i>	47
Einleitung 49 – Feuerverehrung bei den Römern 50 – Feuer- opfer 52 – Feuer am Grabe 60 – Lustrationskraft des Feuers 63 – Divinationskraft des Feuers 64 – Feuer- und Sonnenverehrung 67 – Feuerfeste 75 – Christentum zum Feuer- und Sonnen- kultus 88	
<i>Steinkultus in Rätien</i>	101
Einleitung 103 – Steine wandern 109 – Die Steine üben Ra- che 110 – Schätze unter Steinen 111 – Menschen in Steine ver- wandelt 113 – Unter Steinen begraben 115 – Kultisch-rituelle Vorgänge auf Steinen 115 – Steine und Schlangen 120 – Steine als Wohnstätte von Gottheiten 125 – Opfer auf Steinplatten und an Felsblöcken 131 – Zeichen- und Schalensteine 134 – Schalensteine: Ruschein 136, Grep Patnasa 137, 'Crap della Gneida' bei Oberkastels 138, Lostallo 142, 'Piott della Croce' 143 – Weitere Schalensteine 143 – Heiliger Hain in vorchrist- licher Zeit 149 – Zwei rätische Megalithen 154 – Schalensteine und Sterne 156	
<i>Baum- und Feldkultus in Rätien</i>	161
Einleitung 163 – Heilige Haine, Bäume und Stauden 164 – Geisterwesen im Baume 171 – Baumopfer 186 – Orakelwesen 194 – Krankheitsdämonen 195 – Mensch und Pflanze 196 – Kirche und rituelle heidnische Gebräuche 199	

<i>Tierkultus in Rätien</i>	205
Tabu des Tierkultus 207 – Orakeltiere 211 – Tiere als Bauopfer 214 – Vollzieher göttlicher Strafen 215 – Wahrsagerei 216 – Wettertiere 221, 231 – Seelentiere 223 – Verzauberungen, Tierverwandlungen 226 – Amulette 228 – Todestier 229 – Schlangen und Drachen 232 – Totemismus 239	
<i>Fruchtbarkeitskultus: Das rätoromanische St.-Margaretha-Lied</i> . .	243
Anmerkungen	301
Verzeichnis der Bilder	325
Register	327

EINLEITUNG

Als J. Dierauer im Jahre 1887 nach Zusammentragung aller von ihm auffindbaren schriftlichen Dokumente seine heute noch geachtete vierbändige ‚Geschichte der Eidgenossenschaft‘ verfaßte, schrieb er gleich zu Beginn der Einleitung: «Erst mit dem Erscheinen der Römer, kurz vor dem Anfang der christlichen Ära, beginnt wahrhaft historisches Leben.» Nur schriftliche Dokumente hatten damals Sinn und Geltung. Doch hatte schon manche Jahrzehnte vorher die Folkloristik begonnen, an Interesse und Bedeutung zu gewinnen, zuerst in England und dann überall im gebildeten Europa. Allenthalben begann man an geheimnisvollen Stätten nach andersgearteten ‚Urkunden‘ zu suchen. Das Material beschaffte man sich vorerst mit Haue und Schaufel, dem später eine eigene chemische Wissenschaft die Geschichte der vorchristlichen Vergangenheit weitgehend zu entlocken vermochte. So gelangte man bis auf jene Urtiere, die aus der Eiszeit unter den Krusten der Erde entdeckt werden konnten. Ihre toten Riesenglieder wurden über unzählbare Jahrtausende hinweg konserviert. Aus dem Volksmunde sammelte die Folklore uralte Berichte des Aberglaubens. Sie waren oft unverständlich und unheimlich wie finstere Nacht, aber allmählich erspürte man ihren tiefen Sinngehalt. Sagen und Märchen, Sprichwörter und Kinderspiele, geheimnisvolle Riten und festliche Umzüge und schließlich Bilderzeichen auf Felswänden und Granitblöcken enthüllten sich als wertvollste und aufschlußreichste Dokumente des Denkens und Fühlens ferner Völker, deren Namen man nur unsicher zu deuten vermochte. So konnte eine umfängliche Völkerkunde geschaffen werden. Wir erinnern die Leser dieses Buches an die große Sammlerarbeit der deutschen Brüder Grimm, an das

EINLEITUNG

„Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ in zehn Bänden von Hoffmann-Krayer und ganz besonders auch an die „Rätoromanische Chrestomathie“ von Caspar Decurtins in dreizehn Bänden. Schließlich verweisen wir auf die zahlreichen Vereinigungen älteren und neueren Ursprungs, welche auf diesem interessanten Gebiet tätig waren und noch sind, an die kostbaren Weistümer der Museen und an die wohlausgerüsteten volkskundlichen Bibliotheken vieler Nationen. Aus dem allem leuchtet mehr oder weniger hell die traditionelle Wahrheit der prähistorischen Jahrtausende. Nicht alles hat sichern Geburts- und Heimatschein. Aber auch kleinste Bruchstücke können sich allmählich zum Ganzen fügen und sprechen dann ihre eigene Sprache!

Für die ganze Volkskunde wie auch für den Inhalt unserer Arbeit gilt, was Herbert Kühn in seinem Meisterwerk „Die Felsbilder Europas“ schreibt: «Das, was der Mensch dachte, was der Schwerpunkt seines Erlebens war in den Jahrhunderten vor der Schrift, das vertraute er den Felsen an, um seinen Gedanken Dauer und Bestehen zu geben. So sind diese Bilder wertvollste Dokumente des menschlichen Geistes, sie sind von höchster Bedeutung für die Fragen nach der Entwicklung des Denkens, nach der Entstehung aller geistigen Regungen, nach dem Ursprung vom Wissen der inneren Ordnung der Welt... Alles hat seine tiefe Wurzel im Religiösen... Goethe war es, der diese Wahrheit intuitiv zutiefst erschaut hat. Er sagte einmal in seinem Gespräch zu Riemer 1814: „Die Inventa des Altertums waren alle Glaubenssachen.“ Mit diesem Worte, das so kurz und schlagend ist, trifft er das Wesentliche. Die Bilder sind alle Glaubenssachen. Alle Versuche zur Erklärung der Bilder, die nicht ausgehen vom Religiösen, gehen in die Irre.»

EINLEITUNG

Als vor Jahren Johannes Maringer daranging, sein Buch *, 'Vorgeschichtliche Religion' zu schreiben, stellte er sich auf jenen Boden, den schon früher der bedeutende Ethnologe W. Schmidt durch lebenslange Forschung – vielen Zweiflern zum Trotz – festgefügt hatte. Unser Buch aus Rätians geheimnisvollen Bergtälern wird in diesem Sinn und Geist berichten über die heidnische Verehrung des Feuers, des Wassers, der Steine, der Felder, der Tiere und über den Vegetationskult im uralten romanischen St.-Margaretha-Lied. Aus diesen Elementen hoffen wir rückblickend die Religion der prähistorischen Völker errahnen zu können, indem wir nach dem Stande der heutigen Volkskunde uns der Rätoromanischen Chrestomathie bedienen. Dieses rätoromanisch-ladinische Sprachgut öffnet sich ja heute nicht mehr jedem Leser, obwohl es einst bis an die Donau und hinab in das lombardisch-friaulische Gebiet Italiens beheimatet war, dann aber bis in die Alpen des Gotthardmassives zurückgedrängt wurde, von dem noch die Rhone ins Mittelmeer und der Rhein in die Nordsee strömt. Aus dem *lac alb* [weißer See] des Bernina und aus dem Tesinfluß vom Gotthard herab nimmt der Po eisfrisches Quellwasser in seinem Lauf ins Adriatische Meer. Nahe dem weißen See und auch in den Ausmaßen ihm gleich wie ein Zwillingsbruder liegt der *lac ner*, der sich, schwar-

* Bei den ersten fünf Kapiteln dieses Buches [Wasser-, Feuer-, Stein-, Baum-, Feld- und Tierkultus] handelt es sich um überarbeitete und teilweise stark ergänzte Aufsätze, die der Autor erstmals in den Jahren 1930/43 im Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft Graubünden publiziert hat.

Das letzte Kapitel dieses Buches, 'Fruchtbarkeitskultus: Das rätoromanische St.-Margaretha-Lied', wurde als volkskundlich-historische Studie erstmals veröffentlicht in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde xxxvi [1937/38]. Sie wurde für dieses Werk ebenfalls überarbeitet.

EINLEITUNG

zer See' schelten lassen muß. Aus ihm eilt das Wasser den Berg hinab in den Inn, der sich in die Donau stürzt, sich langsam durch die weiten Ebenen müht und als majestätischer Strom ins Schwarze Meer hinabsinkt. Diesen Wassern folgen wir mit unserm Buch in der stolzen Gewandung deutsch-romanischer Bilinguität, um nachzuweisen, welche Schätze alter Kultur noch im Alpenwall des Gotthards sich finden, gerade dort, wo die Quellen der größten Ströme Mitteleuropas ihren Anfang nehmen, umsäumt von roten Alpenrosen und besungen von den Bergkindern eines kleinen rätischen Volkes.

WASSERKULTUS IN RÄTIEN
UND ANDERSWO

THE HISTORY OF THE

REIGN OF KING CHARLES THE FIRST
IN WHICH ARE CONTAINED
THE MOST IMPORTANT AND INTERESTING
CIRCUMSTANCES OF HIS REIGN
FROM HIS MARRIAGE TO HIS DEATH
IN THE YEAR 1649
BY
JOHN RICHARDSON
OF THE MIDDLE TEMPLE
ESQ.
LONDON
Printed by J. Sturges, at the Angel in St. Dunstons Church
1764



WASSERKULTUS

Um zu erfahren, wie die vorchristlichen, insbesondere die prähistorischen Völker lebten und sich entwickelten, über welche die Völkergeschichte nur Unbedeutendes zu berichten vermag, weil sie bloß Schrifturkunden anerkennt, muß man nach anderen Dokumenten fahnden. Alle Völker sind abhängig von den Urelementen des Universums, von Wasser, Feuer, Luft und Erde. Aus diesen und in diesen lebten sie, bis sie ins Grab sanken. Ethnographie und Folklore forschen nach den Bildern und auffälligen Zeichen, die eingeritzt wurden in die Felswände und auf massigen Steinblöcken. So suchten sie dasjenige festzuhalten, was sie interessierte, was ihr Lebensziel schien. Die Art, wie die Toten, Mensch und Tier, ins Grab gelegt wurden, ist eine Sprache für sich. Auch das Verhalten der Völker zur Sonne, zum Licht und zur Finsternis, das in der traditionellen Volkskunde, in Sagen, Bräuchen und im Aberglauben noch heute sich kundgibt. Lassen wir das Wasser davon reden. Die Tatsache, daß das Wasser Gegenstand kultischer Verehrung war, läßt sich aus den Wahrnehmungen erweisen, daß das Wasser als heilig galt, daß man ihm göttliche Kräfte zuschrieb, Gottheiten in ihm suchte, vielleicht sogar dieselben mit ihm identifizierte, daß man aus dem Wasser die Zukunft weissagte, daß man dort Opfer darbrachte und kultische Handlungen verrichtete. Die Verehrung des Wassers wurde durch das Christentum theoretisch und praktisch überwunden; aber im Aberglauben und in den Sagen lebte der Wasserkultus weiter.

I

Das Wasser wird als *heilig* verehrt, *es hat reinigende, göttliche Kraft*; denn es wäscht moralische Makel weg, Volkstüm-

liches aus Graubünden¹ von Dietr. Jecklin¹ berichtet: «Hinter der St.-Johann-Kirche in Safien öffnet sich das schauerliche Tal Carnusa, in welchem die Seelen derjenigen Verstorbenen, die nicht in den Himmel eingehen können, ihren Aufenthalt haben. In stürmischen Nächten hört man sie dort wehklagen und um Erlösung flehen; dann steigt, wenn der Tag mit seinem ersten Lichte die Kämme der Berge beleuchtet, eine weiße glänzende Wolke über das Dach der Kirche empor, und unschuldige Kinder, welche an Sonntagen zu bestimmten Stunden geboren sind – aber nur solche –, sehen dann, wie die Wolke, nach verschiedenen wechselnden Formen, zuletzt als himmlische Gestalt des heiligen Johannes in silberschimmerndem Kleide über dem Tale schwebt. Der Heilige beugt über Carnusa sich hinab, schöpft eine Handvoll Wasser aus dem Bache und besprengt damit diejenige Seele, welche der Erlösung am würdigsten ist, die dann mit ihm emporsteigt, wenn die lichte Gestalt in den Strahlen der Morgensonne verschwindet.»

Die Rätische Chrestomathie² enthält die Anordnung: «Wenn jemand im Hause stirbt, so muß man alles Wasser, das im Hause ist, ausschütten.» Ein anderer Spruch lautet: «Wenn jemand stirbt, geht die Seele durchs Wasser, das im Hause ist³.» Was bleibt denn im Wasser zurück? Nach der Volkskunde der Bretagne bleiben die Sünden der betreffenden Seele im Wasser. Man muß das Wasser ausschütten, sonst könnte jemand mit diesem Wasser die Sünden des Verstorbenen in sich hineintrinken⁴. Nach der ‚Légende de la mort‘ von Le Braz⁵ sollen alle Gefäße, die im Hause sind, mit Wasser gefüllt sein, sonst könnte es passieren, daß die Seele in der Milch sich reinigen würde. Hieher gehört auch der uralte Brauch der Knabenschaften⁶, welche gemäß noch vorhandenen Statuten Fehlbare in den Dorfbrunnen werfen. Daß es

sich hier mehr als um sträflichen Übermut von seiten der Jugend handelt, beweisen der Brauch des Brunnenumzuges in Rapperswil, welcher am Schmutzigen Donnerstag in Übung war⁷, und die Bräuche beim Metzgersprung in München⁸, die an den Brunnen sich abspielten. Noch mehr Licht erhalten wir darüber aus den Berichten römischer und griechischer Schriftsteller. Nach Kallimachos⁹ trugen die Frauen von Argos die Statue der Pallas Athene in feierlichem Zuge aus dem Tempel der Minerva zum Fluß Inachus und wuschen sie. Ovid¹⁰ berichtet: «Wir haben einen Platz, wo Almon sich in den Tiber stürzt. Ein Priester in weißen Haaren, ein Purpurkleid tragend, wäscht in den Fluten des Almon die Statue der Göttin Kybele und alle Kultusobjekte, die zu ihr gehören.» Nach Tacitus¹¹ erwiesen die Germanen ihrer Göttin Herta die gleichen Ehren. Der Sinn dieser Zeremonie ist selbstverständlich; man wusch sie im heiligen Wasser, damit sie durch die Flut geheiligt würde. Den Sinn der Reinigung moralischer Makel durch das Wasser scheint auch die Ertränkung der Verbrecher gehabt zu haben. Das Rechtsbuch Churrätiens¹² verordnet: «Wenn jemand Vater oder Mutter, Bruder oder Schwester, Sohn oder Tochter oder einen anderen seiner Verwandten töten würde, soll aus Tierfellen ein Sack gefertigt werden, der Colleus geheißen wird, und dorthinein ist der Mörder zu stecken, indem man Schlangen mit hineinschließt, und wenn das Meer nahe ist, ins Meer versenkt, sonst in den See oder in einen tiefen Wasserstrudel, damit sein Körper niemals der Beerdigung teilhaftig werde.» Hieher gehört auch die Sage vom ‚Blass de Lavaz‘¹³, vom Meineidigen, welcher als Stier in der Alp herumwandern mußte, dann in einen Alpensee verbannt wurde, aus dem man an den Fronfasten und vor Unwettern ihn brüllen hört.

WASSERKULTUS

II

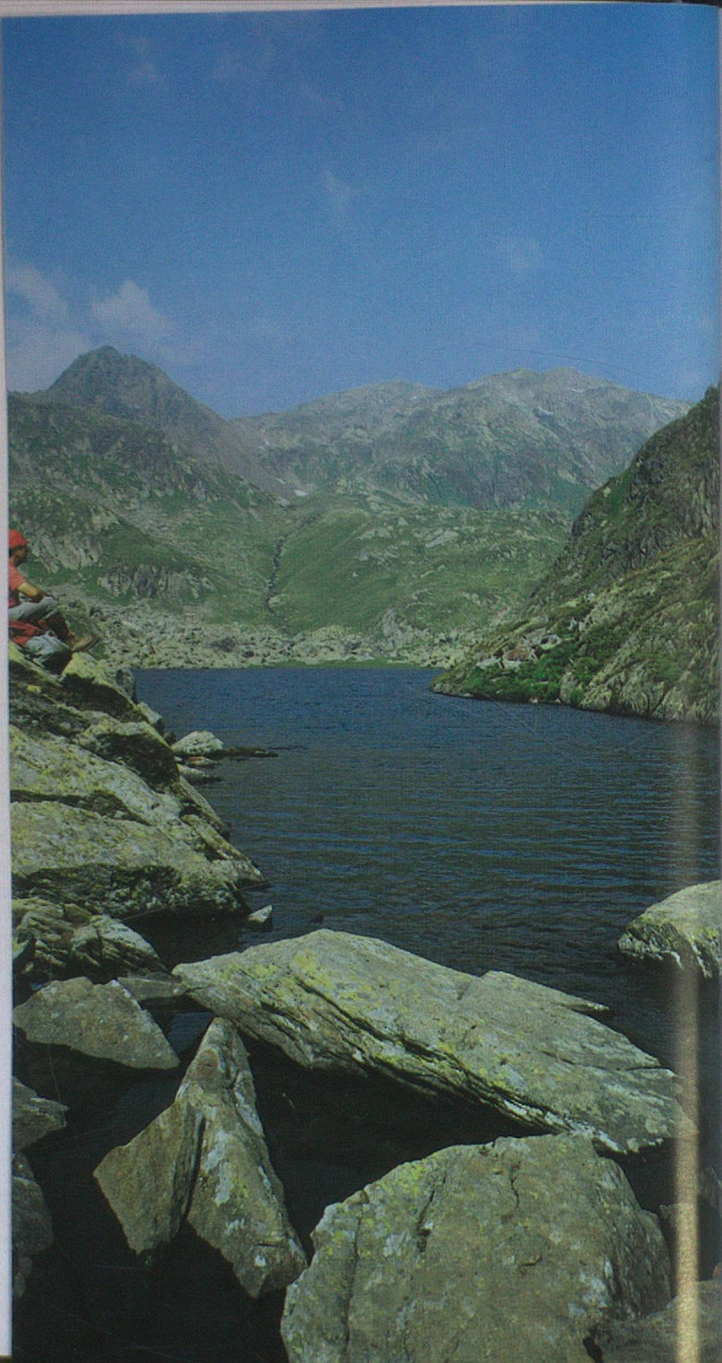
Für die Heiligkeit des Wassers spricht auch die Mahnung, daß man das Wasser nicht *verunreinigen* dürfe, indem man hineinspeit oder seine Bedürfnisse darin verrichtet. «Sch'in fa pésch ell'aua, bragia Nossadunna¹⁴ – wenn man ins Wasser seicht, so weint unsere liebe Frau.» Die ‚Nossadunna‘ kann hier nur eine Wassergottheit sein. Runge¹⁵ bestätigt das Unrecht der Verunreinigung als eine Beleidigung der Wassergeister, indem er berichtet: «Wer im Einfischtal [Wallis] fließendes Wasser verunreinigt, verursacht den Seelen seiner verstorbenen Eltern Schmerzen. In den Ganges darf der Hindu nicht speien. Daß man die den Heiligen geweihten Brunnen nicht besudeln darf, ohne sich eines schweren Verbrechens schuldig zu machen, bedarf keiner ausdrücklichen Erwähnung.»

III

Die Quellen spielen auch in der Rechtsprechung eine große Rolle. Runge sagt in seinem ‚Quellenkultus in der Schweiz‘, Seite 39: «J. Grimm zählt in den Rechtsaltertümern eine große Zahl Stellen auf, aus denen hervorgeht, daß im Mittelalter die Gerichte nicht nur in Wäldern, auf Auen und Wiesen, unter Bäumen und so weiter gehalten wurden, sondern daß auch in sehr vielen Fällen die Gerichtsstätte an einem Bach oder Fluß, bei einem Brunnen, vor oder auf einer Brücke lag. Gewiß mit Recht glaubt er, daß das heilige Element ursprüng-

Die Viamala oberhalb Thusis





lich
dara
dabe
men
rire]
gung
wohl
gen s
daß
Was
von
auf d
Brüc
serki
hier
Brun
kann
zu A
The
auf d
daß
schw
Vikt
net
stad
stan
die A
tyren
gen

ch zu Gerichtshandlungen erforderlich war und sich darauf die beibehaltene Gewohnheit stützt; er verweist dabei auf das Wasserurteil und den möglichen Zusammenhang zwischen Schöpfe [iudex] und schöpfen [haurere]. Was die Schweiz betrifft, so läßt sich zur Bestätigung der Grimmschen Annahme vieles anführen, obwohl in dieser Beziehung noch fast keine Untersuchungen stattgefunden haben. Zunächst wäre zu erwähnen, daß nach den Legenden die Heiligen sehr häufig am Wasser hingerichtet wurden. So heißt es zum Beispiel von Felix, Regula und Exuperantius, daß sie zu Zürich auf der rechten Richtstatt an der Limmat und bei der Brücke, das heißt, wo jetzt das Helmhaus und die Wasserkirche stehen, enthauptet worden seien; wir haben hier die Insel im Fluß, die Brücke und sogar noch den Brunnen, der später als St.-Felix-und-Regula-Quell bekannt und verehrt wurde. [Auch die heilige Afra wurde in Augsburg auf einer Insel im Flusse enthauptet.] Die Märtyrer zu St-Maurice wurden nach Murer und andern auf einem großen Stein an der Rhone hingerichtet, so daß St. Mauritius' Haupt hinabfiel und nach Vienne schwamm. Als die Stätte, wo anfänglich St. Ursus und Viktor zu Solothurn verbrannt werden sollten, bezeichnet Hafner den Wasserplatz zwischen Stadt und Vorstadt Hermannsbühl, wo ehemals ein Heidentempel gestanden, und bei Treiberinskreuz auf einer Brücke über die Aare fand endlich die Enthauptung der beiden Märtyrer statt. Auch die Hochgerichte des Mittelalters liegen häufig am Wasser, so waren zum Beispiel die des

Engadins in der Au beim Amselbrunnen, zu Puniasca an der Innbrücke, zu Runzauts am Bach aus Val Saggliants und zu Chünettas am Inn; ferner fand sich das Hochgericht zu Taufers am Inn und dasjenige von Schanfigg unmittelbar am Talbach zusammen. Ob an all diesen Orten auch das Gericht selbst abgehalten wurde, ist nicht ganz sicher; in den meisten Fällen wird es freilich geschehen sein und die Vollziehung des Urteils sogleich nach Aussprechung desselben stattgefunden haben. Insofern fallen also die Stätten des Hochgerichtes mit den Dingstätten zusammen.»

Wir fügen hier noch einige Beispiele von Gerichtsstätten am Wasser auf rätschem Gebiet bei: Codex 629 der Stiftsbibliothek St. Gallen, betitelt ‚Jacobi a Königs-hofen Chronikon ab origine mundi‘, auf Seite 663: «Der dryzechent Kuntschaftsbrief: uf St. Peterstag im LXXXI [Anno 1481]: Ouch seit er, daß einer ze Ortenstein gefangen läge, *derselb wurde gen Sils gefüert und wurde da ent-zwüschent dem Rin und dem Elbel zu dem tod gericht.*» [Von Dr. Conrad gütigst besorgte Notiz!] Nach Nüscherer stand unter dem Schloß Balenstein beim Einfluß der Albula in den Hinterrhein eine St.-Agatha-Kapelle. Die dortige Brücke soll St.-Agatha-Brücke heißen haben. Ob das die St.-Agatha-Brücke, pun de sontga Gada, ist, welche in der romanischen Volkskunde vorkommt?

Eine weitere Gerichtsstätte *am Rhein* hat uns in einem Vortrag in der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft Herr Dr. L. Joos aus zwei Urkunden nachgewiesen. In einer Pergamenturkunde des Archivs zu Seewis im Oberland mit dem Datum: Villa, St.-Mathias-Abend 23. Februar 1521, die einen Prozeßhandel wegen der im Herbst 1520 weggerissenen Rheinbrücke betrifft [Kästris gegen Seewis und Laax], liest man: «mergnante von Sivis und och von Lachs, die frien haben ain hoff-

statt *by dem Rin* zu Sessenfraitgen. Dieselbige hoffstatt *stosse an den Rin*, und gnanten von Sivils und von Lachs sy [die Hofstatt] ain gericht, und gehörend [die von Seewis und Laax] zemmen zu gericht und syend der gemelten bruck notturfiger dan süst andere lütt.» Dieses Urteil des Gerichts vom Lugnez wird vom Gericht der xv zu Truns am 21. April 1521 umgestoßen, indem die Klage der Kästriser geschützt wird. Hier ist wiederum die Rede von einer Gerichtsstätte am Rhein, die also lautet: «wenn so wer Lax und Sivils ein gricht und hetten ze Sessafraitgia ein hoffstatt und grichtsstatt, *die stiesse an den Rin* und wann sy zesammen kommen welten, es wer ze gericht oder sunst ze schimpf oder ze ernst, so werend sy der brugk wol als notturfing als sy.»

Die Stadt Chur hielt das Gericht auf dem «brugglin», das über den Mühlbach von der Reichsgasse zum Predigerkloster führte, wie aus den Ämterbüchern des Bischofs von Chur hervorgeht: «Item ain witzdum sol ze gericht sitzen uff dem brugglin, da man zu den bredier hin got, an offner richsstrass, so ainer dem andern wil ufmachen oder geben, doch ainem herrn byschop an Schaden¹⁶.»

IV

Daß Quellen, Flüsse und Brunnen einstens religiöse Verehrung genossen, geht aus der Tatsache hervor, daß man an solchen Orten *christliche Kirchen und Kapellen* erbaute, Statuen von Heiligen errichtete und Namen von Heiligen gab. Die Überwindung des heidnischen Wasserkultus gelang dem Christentum, wie wir später sehen werden, erst dadurch, daß es die Quellen selber christianisierte, ihnen einen christlichen Sinn gab. Der heidnischen Kultushandlung wurde eine andere Bedeutung

beigelegt. In dieser Weise wurde der Heide unvermerkt zum christlichen Kultus hinübergeleitet. Kein Land hat unseres Wissens so viele Beispiele dieser Art wie die Bretagne, jene keltische Provinz, welche wie eine Halbinsel von allen Seiten vom Meere umschlossen und durch ins Land hineingreifende Seezungen zerrissen ist. Wahrlich, jene Lage im fortwährenden Kampfe mit den Fluten des Ozeans mußte jenes keltische Volk zur Verehrung der unheimlichen Wassergewalten treiben! Milon¹⁷ führt eine große Zahl solcher Brunnen, Kirchen und Kapellen an. Er sagt dazu: «Kapellen wurden auf unseren Hügeln errichtet, Kreuze in die Menhire gegraben oder aufgepflanzt. Quellen und Haine, die bevorzugten Stätten des Druidenkultus, sahen, wie ihre Geheimnisse und Verblendungen durch die christliche Idee verwischt wurden. Aus den Götzenbrunnen [fontaines sacrées] wurden Heiligenbrunnen [fontaines saintes], indem man in die Schutzmauerung die Statue der Muttergottes oder eines Heiligen setzte. Man machte noch mehr; die Heiligtümer wurden über den Quellen selber errichtet, so schwierig und unpraktisch ein solcher Bau sein mochte. Die Beispiele dafür sind in der Bretagne noch zahlreich. Es möge genügen, die Quellen von Saint Méloir en Lammour, de Béquerel en Plougoumelon, de Saint Lormel bei Plancoet, de Saint Adrien en Baud, de Notre-Dame en Bignan, de Saint Laurent en Silfiac, Port Orel en Saint Brieuc und so weiter und so weiter zu nennen.» Wir haben diese interessanten Heiligennamen, von denen nur wenige kirchlich anerkannt sind, hauptsächlich deswegen genannt, weil scheinbar die dortigen heidnischen Gottheiten einfach den Namen eines Heiligen bekamen. Manche von ihnen werden von den Geistlichen gar nicht gefeiert; aber das Volk geht noch immer zu ihnen. So sahen wir

WASSERKULTUS

bei Trégastel hart am Meere die Kapelle des heiligen Guirec, die, obwohl sie von kirchlicher Seite nicht gern gesehen ist, noch immer die verschämten Wallfahrten der Heiratslustigen sieht. Die betreffende Statue, die aus einem unzerstörbaren Granit gehauen ist, dient den heiratslustigen Töchtern dadurch, daß sie dort erfahren können, ob sie im selben Jahre einen Mann erhalten werden. Das Mädchen muß eine Nadel gegen die Nase des heiligen Guirec werfen, und wenn diese steckenbleibt, so wird es im selben Jahre glückliche Braut werden. Hier am Meere, wo bei steigender Flut alle sechs Stunden die Meereswellen heranstürzen, ist noch der Glaube erhalten geblieben, daß man aus dem Wasser weissagen könne. Noch heute ist der Spruch in der Bretagne bekannt: «Wenn man Nadeln in den Brunnen wirft, so kann man seinen Zukünftigen sehen¹⁸.»

Ein ähnlicher Vorgang in der Bekämpfung des heidnischen Wasserkultus läßt sich in Rätien an Hand der bekannten Canzun de sontga Margriata¹⁹ nachweisen. Eine Kapelle der heiligen Margaretha findet sich am Calanda östlich von Pfäfers²⁰, nicht allzuweit weg vom Kunkelserberg, über den St. Margaretha aus dem Lande fortzog gemäß Bericht des Liedes. Das romanische Lied singt:

Dann kam sie vorbei an einem Bronn
Und sang: «O Bronn, o kleiner Bronn,
Wenn ich von dannen ziehe,
So wirst du gewiß vertrocknen!»
Und vertrocknet ist der Bronn.

«O ti fontauna, ti fontaunetta
Sche jeu mondel daven
Sche vegnas a schigiar si.
E la fontauna ei schigiada si.»²¹

WASSERKULTUS

Von dieser heiligen Margaretha wissen die offiziellen kirchlichen Legenden nichts zu berichten, und diejenigen Heiligen, welche verehrt werden, zeigen in den Lebensepisoden keine Ähnlichkeiten. Hieher gehören wahrscheinlich auch jene Quellen, welche Namen von Heiligen tragen, so die Quelle und Kapelle des Luziuslöchlis ob Chur, ein gleichnamiger Bach und Kapelle des heiligen Luzius in Disla-Disentis, dann die Fontana merla im Engadin, wo die Gerichte sich versammelten, die Florinus-Quelle zu Remüs, die Luzius- und Emerita-Quelle vom Bad Tarasp, eine größere Zahl Karls-Quellen²², unterhalb St. Maria am Lukmanier, am Mundaun, Kapelle und Quelle, und am St. Bernhardin und in der Mesolcina vier solche Quellen. Wir können nicht beweisen, daß diese Quellen tatsächlich nur zur Bekämpfung eines früheren heidnischen Quellenkultus den Namen eines Heiligen bekamen; aber die Annahme liegt nach den anderen Beispielen sehr nahe. Eine Fontana de Nossadunna, die unter dem Altar einer Muttergotteskapelle hervorquillt, unter dem Boden weitergeleitet wird und vor der Kapelle geschöpft wird, besitzt Ruschein mitten im Dorf. Ob die Zisterne in der Kathedrale zu Chur nicht auch deswegen in die Kirche hinübergenommen wurde, weil man so den heidnischen Wasserkultus christianisierte? Die Wassernixe, welche am dortigen Säulenkapitell sich findet, scheint etwas Derartiges sagen zu wollen. Zu Valendas findet sich auf dem Brunnen am Dorfplatz noch heute eine Holzstatue, die eine Wasserjungfer darstellt. Sie scheint noch der Nachklang früheren Quellenkultus, früheren Glaubens an eine Wassergottheit zu sein.

Einem Rest *früherer Wasserkultuszeremonien* kam ich auf die Spur, als ich den Spruch in der Chrestomathie las: «Tgi che va anavos, porta aua al giavel²³ – wer rück-

wärts geht, trägt dem Teufel Wasser.» Der unverständliche Satz, den ich oft aus dem Munde der eigenen Mutter beim Aufführen derartigen Übermuts hörte, wurde noch unheimlicher, als ich in der Chrestomathie las: «Wenn man rückwärts geht, so weint der Herrgott, und der Teufel lacht.» Daß es sich hier um die Spur einer früheren Wasserkultuszeremonie handelt, erkannte ich mit Sicherheit, als ich bei Millon²⁴ las, daß die Person, welche in der Bretagne Erhörung finden will, zu einigen Wunderquellen nüchtern wallfahren müsse, zu anderen rückwärts oder mit nackten Füßen oder ohne ein Wort zu sprechen. Die scharfe Gegenüberstellung «der Herrgott weint, und der Teufel lacht», betont hier den Kampf zwischen Heidentum und Christentum. Das Christentum bekämpft im Wasserkultus die heidnischen Gottheiten, den Teufel, dem die Neubekehrten bei der Taufe abschwören müssen. Das Concilium Liptinense vom Jahre 743 enthält folgendes Taufgelöbniß: «Forsachistu diabolae? et respondeat: ec forsacho diabolae, end allum diobolgelde? respondeat: end ego forsacho allum diobolgeldae, end allum diobolos wercum? respondeat: en ec forsacho allum dioboles uuercum an uuordum, Thunaer end Uuoden ende Saxnote ende allem thêem unholdum the gira genôthas sint²⁵.»

Zu den heiligen Quellen Bündens gehören im Bündner Land auch folgende, welche von Runge genannt werden: «Unweit der Ruine Haldenstein ist eine heilsame Quelle, welcher die sie bewohnende Quellenjungfer die Kraft verleiht, Kranke von ihrem Übel zu befreien; man sieht oft eine weiße Gestalt neben dem Born sitzen. Eine solche weiße Frau sitzt auch am Margarethenbrunnen in Basel-Landschaft²⁶.»

Vielleicht dürfen wir auch die zahllosen *fontaunas freidas*, kalte Quellen, die im Lande herum sich finden, dazu-

rechnen. Bei einem solchen Brunnen in einer Oberländer Alp²⁷ hörten die Hirten eines Tages den Ruf: «Kommet, kommet!» Dann wurde es bei hellem Mittag so dunkel, daß die Hirten die Hüttentüre nur tastend finden konnten, sie vernahmen ein schreckliches Gebrüll, begegneten dann draußen in der Nähe der Alphütte einem schwarzbraunen Stier. – Ein Anzeichen, daß die Fontaunas freidas mehr als nur frisch seien!

Spuren von Quellenverehrung müssen auch dort zu finden sein, wo man *Volksbäder* besitzt, die in ihrem Ursprung auf die heidnische Zeit zurückzureichen scheinen. Man sollte die Badeliteratur nach dieser Seite noch mehr durchforschen. «In dem uralten und heute so berühmten Bad Pfäfers war am ersten Mai große Badekur der Umwohner. Der Walpurgistag, der erste Mai, galt im Volksglauben als ein besonders wirksamer Badetag.»²⁸

Als Beweis für die Verehrung des Wassers gehört hieher auch die im Volke vielfach für die Uneingeweihten benützte Angabe über die Herkunft der Kinder, welche aus Brunnen, Bächen oder Tobeln herbeigeholt wurden. Der Kindlifresserbrunnen in Bern ist folkloristisch eine sehr interessante Illustration dazu. In Baden [Schweiz] hat man in den Brunnen Säuglingsfiguren gefunden. Vom Krumbad in Württemberg sagt eine Legende, daß es ein «*balneum salubre mulieribus*» sei²⁹. Es weist dieses alles auf eine Fruchtbarkeitsgöttin hin, die in den Brunnen verehrt wurde³⁰.

Für die Verehrung des Wassers spricht ferner, daß der bündnerische Sagenschatz das Vorhandensein von *Wassergottheiten* behauptet; Dialas, Drachen, Wassermänner, Wasserjungfern, Unholde, Katzen und Stiere treten in diesen öfters auf. Ein Drache fand sich nach Jecklin³¹ im Castieler Tobel, nach Campell³² zu Lavin im

Alpigliasee, nach Bardola³² im Laversee zu Sent, nach Chrestomathie II. S. 662 ein solcher, welcher das Wetter macht, im Russeinertobel bei Disentis und im Rhein. Aus dem Gemurmeln der Wellen vom Laussee zu Somvix hörte man die Stimmen von Armen Seelen³³. Ein Berggeller, Misoxer und Oberländer Kinderreim sagt: «Ei plovera, la gattase mova – es regnet, die Katze sich regt.»³⁴ Die Unwetter brauenden Hexen mit ihren ‚purschals‘, mit ihren Säuen oder Ferkeln, die beim Einfallen des Aveläutens ihr Zerstörungswerk einstellen müssen, gehören in dieses Gebiet. Sehr oft versammeln sich die Hexen an den Wasserläufen. Die Sagen über verschüttete Orte, die von Leonradi bei Jecklin angeführt werden, gehören ebenfalls hieher³⁵.

Nachdem wir gesehen haben, wie die Quellen durch allerlei Gottheiten, Untiere und Unholde bevölkert sind, wird man nicht staunen, daß aus Quellen, Wasser, Wind, Unwetter, Hagel, Schnee, Regenbogen und Nebel *die Zukunft geweissagt* werden kann. Alle Völker kannten weissagende Quellen; wir erinnern hier nur an das redende Wasser Anapanomenos zu Dodona [Griechenland] und an die kastalische Quelle zu Delphi... Nach Plutarch prophezeiten die weisen Frauen in Ariovists Heere aus den Strudeln des Wassers. Dieselbe Weissagungsart kannte auch Clemens von Alexandrien. Papst Gregor III. ermahnt die getauften Deutschen, von den heidnischen Gebräuchen und namentlich von den Orakeln bei den Quellen [fontium auguria] abzustehen³⁶. In Appenzell sagt man: «Wenn man ins rinnende Wasser sieht, so sieht man der Gottheit ins Auge.»³⁷ Zahlreiche Sprüche der Chrestomathie bestätigen, daß man auch in Bünden ähnliche Weissagungen kannte. Die glückliche oder unglückliche Zukunft des Hochzeitspaares und insbesondere die Fruchtbarkeit der

Ehe kündigt sich aus dem Wetter des Hochzeitstages. Wenn es am Hochzeitstag stark schneit, dann gibt es viele Kinder. Dunkler Hochzeitstag, eng im Hause. Heller Hochzeitstag, hell im Hause. Unwetter am Hochzeitstag deutet auf Unfrieden. Wenn es am Hochzeitstag regnet und schneit³⁸, so wird das Hochzeitspaar so arm, daß es mit dem Sack betteln gehen muß. Wenn's am Hochzeitstag regnet, gibt's viele Tränen. Schneetreiben am Hochzeitstag bringt Geld ins Haus. Dunkler Hochzeitstag, viel Verdruß. Aus dem Wasser kann man das Sterben voraussagen. Hört man bei heller Nacht die Dachtraufe tropfen, kündigt es den Tod von Verwandten oder Freunden an³⁹. Orakelhaft und glückbringend ist besonders der Regenbogen, dieses zarte Gebilde aus Regen und Sonnenschein, insofern das Erfragen einem gerät. Wer einen roten Strumpf⁴⁰ [vielleicht Wollopfer] oder seine Mütze über den Regenbogen hinauszuerwerfen vermag, bekommt die Kappe voll Geld zurück. Zeigt der Regenbogen viel Grün, dann gibt es viel Heu, viel Rot deutet auf viel Wein, und viel Gelb verspricht viel Korn. Roter Wolkenschein kündigt viele Kriege an. Ein Mittel, die Zukunft zu erforschen, scheinen gewisse Weihegaben gewesen zu sein, welche in die Quellen gelegt wurden. Beim Ausräumen der *Ova cotschna*, des prähistorischen Badbrunnens von St. Moritz⁴¹, wurden zwei Schwerter, ein Schwertfragment, ein Dolch und eine bronzene Reifennadel [alle genau horizontal gelagert] aufgefunden. Ob alles Weihegaben zur Erforschung der Zukunft waren, wollen wir nicht erörtern; sicher scheint dies der Fall gewesen zu sein mit der Nadel. Die Nadeln⁴², welche dem St. Guirec am Meeresufer an die Nase geworfen werden, um die Zukunft der Heiratslustigen durch die Fruchtbarkeitsgöttin des Meeres zu erforschen, und die Tatsache, welche

Millon aus der Bretagne anführt, scheinen dies zu be-
weisen. Es wird wohl mehr als Zufall sein, daß im Kan-
ton Graubünden mehrmals bei Quellenfassungen und
bei Wasserläufen Bronzebeile aufgefunden wurden, so
im Tobel [Val Pilacus] bei Ilanz-St. Martin, in Andeer,
oberhalb Parpan 1888 beim sogenannten Mühletobel
und zu St. Moritz im Engadin. Das Beispiel von St. Mo-
ritz weist auf Votivgaben zu Ehren einer Wassergottheit
hin.

Dem Wasser schreibt die rätoromanische Volkskunde
noch andere *Wunderkräfte* zu. Wenn man in der Weih-
nacht – besondere Geisterzeit des Heidentums wegen
der Sonnenwende – nicht Weihwasser nimmt vor dem
Zubettegehen, so kommt der Teufel und führt die ver-
geßliche Person auf einem Pfahl hinauf und hinaus
durch den Kamin⁴³. Man darf das Kind nicht in einem
wasserdurchlässigen Gefäß baden, sonst kann es das
Wasser⁴⁴ später nicht halten. Das Badwasser des Kindes
darf man nicht über die Vorlaube hinausschütten, sonst
bekommt das Kind das fallende Weh. Das Badwasser
des Kindes darf man nur langsam ausschütten, sonst fal-
len die Kinder leicht. Die Kälber muß man das erstemal
am Karfreitag⁴⁵ zur Tränke führen, dann bleiben sie
gesund. Das Wasser hat zu gewissen Zeiten bestimmte
Wunderkräfte, das Wasser darf nicht verschwendet und
verunehrt werden, sonst rächt es sich am Kinde; das ist
der Sinn dieser Sprüche. Träumt man, daß man ins
Wasser falle⁴⁶, so bedeutet das Glück.

Die Volksmedizin⁴⁷ des iv. Bandes der Rätoromanischen
Chrestomathie verkündet: Wer an der Vigil von St. Jo-
hannes in laufendem Wasser während des Mittagläutens
sich wäscht, den belästigen die Fliegen im selben Jahre
nicht. Um Krankheiten wegzuhalten⁴⁸, ist zu empfehlen,
daß man Wasser siede, Salz dreinlege und unter das Bett

stelle. Gegen Zahnweh soll man heißes Wasser im Munde halten. Man soll Feuersteine aus dem Rhein nehmen, ins Feuer werfen und damit das Wasser erwärmen. Sobald das Wasser durch die heißen Steine warm geworden ist, soll man das warme Wasser in den Mund nehmen. Um Hautsprünge zu vertreiben, soll man am Karfreitag⁴⁹ vor Sonnenaufgang die Hände in rinnendem Wasser waschen.

Ähnliche Dinge vernimmt man aus den Gerichtsakten der bündnerischen Hexenprozesse, die hiefür eine bedeutende Ausbeute stellen könnten. In einem solchen Prozeß aus dem Prättigau [Jahresbericht der Hist.-Antiq. Gesellschaft 1918, S. 141] gesteht der angeklagte Jöri Engel: «Er sei gelehrt worden, er solle ein Hauptstück metzgen und das Fleisch den armen Leuten austeiln, den Kopf aber in ein rinnendes Wasser werfen... die schädigende Hexe, die das Unglück im Stall verschuldete, sei erschienen, und nachher habe der ungewöhnliche Viehabgang aufgehört. Des weiteren sei er belehrt worden, Rahm in die Dachtraufe schütten und darnach einen glühend gemachten Eisenstecken darin stoßen, es solle [spretzeln] und besser werden. Des Stekkens halber hat's gespretzelt, daß er hat müessen auf die Stäge flüchen. Ein anderes Mittel zum Besserwerden: Erde und Milch in die Dachtraufe, und dann sprezelt es.»

Zur wunderbaren Wirkung des rinnenden Wassers kommt hier ein weiteres Element, dasjenige des *Opfers an die Wassergottheiten*; hier wird dem Wasser ein Fleischopfer und Milchopfer dargebracht. Das Almosen an die Armen scheint die später dazugekommene Korrektur des Christentums zu sein; der alte heidnische Aberglaubefordert wenigstens den Kopf, der dann schließlich doch das Symbol des ganzen Tieres ist. Zur Sicherheit

dient der Hexenmeister Jöri beiden, dem Gott der Christen und dem Gott der Heiden; der eine wird wohl helfen!

Die Tatsache der Wasseropfer ist bei den Römern unzweifelhaft erwiesen. Wir weisen mit einigen Beispielen darauf hin, damit die entsprechenden rätischen Gegenbeispiele ohne große Erklärungen besser verstanden werden. Jedes Jahr wurden am dritten Tage der Iden des Oktobers zu Ehren des Fontus, Sohn des Janus, die Fontinales gefeiert. An jenem Tage und zu anderen Zeiten warf man in den Tiber, den man Pater Tiberi nannte, Wein, Münzen und andere kostbare Objekte. Die Münzen, welche der Romreisende noch heute in die Fontana Trevi wirft, um das Glück der Wiederkehr nach Rom zu erhalten, sind ein Rest jener Wasseropfer. Horaz singt in einer Ode an Bandusia: «O Quelle Bandusia, klarer als Kristall, du verdienst Libationen feinen Weines; morgen opfere ich dir ein junges, mit Blumen bekränzt Ziegenböcklein, und sein rotes Blut wird deine frischen Wogen färben.»⁵⁰ Pausanias bezeugt uns ferner, daß man am Inofeste dem See Licanien Kuchen opferte und daß man sich glücklich oder unglücklich fühlte, je nachdem er untersank oder schwimmend obenauf blieb. Wenn zu Rom eine Frau in den Verdacht des Ehebruchs kam, wurde sie zum Tiber geführt, mußte das neugeborene⁵¹ Kind ins Wasser legen; schwamm es obenauf, dann galt die Frau als unschuldig. Falls das Kind ertrank, wurde sie für schuldig befunden und war dem Tode verfallen.

Ähnliche Opfer fordert⁵² in der Schweiz zum Beispiel der Rhein, der Vierwaldstättersee, der Wallensee; von der Nolla in Bünden heißt es, daß niemand, der hinein fällt, ohne fremde Hilfe herauskommen kann; der Verunglückte wird nämlich schwer wie Blei, und das Was-

ser hält ihn fest. Vom Rhein behaupten sogar einige Sagen, er müsse jährlich drei Menschenopfer haben, und vom Wallensee erzählt man, daß ein Fischer einmal einen dem Tode Geweihten durch Zauberkünste rettete; der See rächte sich indes dadurch, daß er wenige Tage später beide verschlang. Die Leichen der so Ertrunkenen kommen niemals zum Vorschein. Nach Jecklin⁵³ hauste im tiefen Castieler Tobel ein Lindwurm, dem die Gemeinden Castiel, Calfreisen und Lünenrodweise jeden Monat einen Menschen als Opfer darbringen mußten. Von Menschenopfern⁵⁴ sprechen die Sage des ‚bov de Lavaz‘, welcher für den Meineid in den See verbannt wurde, die Seelen, welche aus dem Lac de Laus im Wassergemurmel sich künden, und die ‚poena culei‘ im Churrätischen Rechtsbuch. Zahlreicher sind die Tieropfer nachweisbar. Über Mittfasten berichtet ein Volksbrauch der Chrestomathie⁵⁵: «In alter Zeit wurde an Mittfasten in einigen Gemeinden des Bündner Landes Fleisch von einem Füllen gegessen. Die Geistlichkeit hätte aber dagegen gepredigt, und dann sei dieser Brauch, welcher von den Zeiten der Heiden herzu-rühren schien, langsam verschwunden.» Das Pferdeopfer war nach dem Menschenopfer jedenfalls das edelste; aber es war keine leichte Leistung, darum scheint es, daß an seiner Stelle Hufeisen geopfert wurden. Dieser Ersatz schien vollwertig zu sein; denn ein heidnischer Spruch sagt: «in sacrificiis licet simulare.»⁵⁶ Nach Runge⁵⁷ will man in den Ritzen der Felsen beim Rheinfall in Schaffhausen Pferdeknochen und Fuß-eisen gefunden haben. Ein solches Opfer sind wahrscheinlich die Hufeisen am Tor der St.-Georgs-Kapelle in Rhäzüns. Das Gegenstück dazu sind die Hufeisen an Tür und Tor der Privatwohnungen, die Hufeisenbroschen und Briefbeschwerer, die Glück bringen sollen. Ein ro-

manischer Spruch sagt: Legt man ein Hufeisen in den Schweinetrog, so werden die Schweine vor Krankheit bewahrt⁵⁸. Diese Kraft scheint allgemein aufs Eisen übergegangen zu sein, wahrscheinlich als Ersatz; denn die Rätoromanische Chrestomathie verkündet⁵⁹: Legt man ein Stück Eisen vors Fenster des Hühnerstalles, kann kein Raubtier, weder Füchse noch Marder, die Hühner rauben.

Damit man Tieropfer, welche den Wassergottheiten geopfert wurden, in ihrer Bedeutung nicht übersehe, erwähne ich noch einige andere Opfer, welche damit verwandt sind, obwohl sie nicht dem gleichen Kultus gelten. Tiere⁶⁰, welche man am Karfreitag zeichnet, verfallen nicht – offenbar wegen des Blutverlustes – an einem den Frühlingsgöttern geweihten Tage. Bei einem Volksbrauch von Mittfasten, welcher den Namen ‚resgiar la veglia‘ trägt, sägten die Kinder mit aus Holzscheitern gefertigten Sägen die Alte bis aufs Blut. Als Alte funktionierten die größeren Schulmädchen. Das Volk behauptet nun, je gründlicher die Alte zersägt, also je mehr sie bluten müsse, desto fruchtbarer werde das Jahr sein. Auch dieses Opfer fällt mit der Zeit der rituellen Fruchtbarkeitsperiode des Frühlings zusammen, gehört also sogar zum Wasserkultus, der die Fruchtbarkeit gibt. Ist jemand gefallen oder angestoßen, dann bestreicht man das blaue Mal mit dem Blute einer weißen Henne, und das Malzeichen wird verschwinden⁶¹. Ist jemand so krank, daß der Arzt ihm nicht mehr helfen kann, dann soll man ihm zur Ader lassen⁶², einen Löffel voll Blut nehmen, zu einer Tanne gehen, ein Loch hineinbohren und zustopfen. Der Kranke wird gesund werden; aber die Tanne wird zugrunde gehen.

Zu den Opfern des Wasserkultus gehören noch folgende. Damit die Kinder⁶³ eine zarte Hautfarbe bekommen,

muß man Wein und Milch ins Badwasser mischen. Man darf die Kohlenglut nie mit Wasser löschen⁶⁴. [Hier spielt der Feuerkultus noch hinein.] Wenn die Ziegen blutvermischte Milch geben⁶⁵, soll man diese in einen Bach schütten, dann heilt die Krankheit. Die Warzen verschwinden⁶⁶, sofern man unter der Dachtraufe ein Stück rohes Fleisch vergräbt. Ein anderes Mittel besteht darin, daß man in einen Wollfaden so viele Knöpfe macht, als man Warzen hat, und dann unter der Traufe vergräbt. Auf einer Lenzer Alp befindet sich ein großer See, genannt ‚igl lai grond‘. Eine Zeitkuh fiel in diesen See, der keinen Grund hat. Die Glocke sei zu Mistail, nach anderen in Chur, zum Vorschein gekommen. An diesem See schaffen die Hexen fortwährend, um ihn zum Ausbruch zu bringen und damit das Dorf zu vernichten⁶⁷. Einmal sei es den Hexenmeistern gelungen, die Rufe ausbrechen zu machen. Dann habe der Hexenmeister eine Tanne mitsamt der Wurzel herausgerissen, sei gegen das Dorf hinab und durch einen Stall hindurch gerast. Das Loch, zu dem der schwarze Mann hinaus wollte, war aber so eng, daß die Tanne an ihrem Wurzelstock hängenblieb. Später habe man das Scheunentor auf dieser unheimlichen Seite vermacht und auf einer anderen Seite ein neues Tor eingesetzt. Es scheint auch, daß man Blumenopfer den Wind- und Wassergeistern brachte; denn zu Brigels⁶⁸ nahm man Ahornlaub und zu Sagens Holunderblüten während des Mittagläutens des Johannestages und hängte sie vor die Fenster gegen Blitz und Unwetter. Für den gleichen Zweck sammelten die Frauen von Igels Eschenlaub. Die Spur

St. Moritzersee mit Piz Languard

n
er
n
n
n
n
at
fe
fe
er
n
l,
n
n
r-
a,
a-
a,
h
as
r-
a-
af
at
r-
a-
t-
k
r





eines Käseopfers findet sich im folgenden: «Nimmt man Käse in die Tasche, den man am Himmelfahrtstag⁶⁹ gekäst hat, und geht damit über einen Steg, so fällt man nicht ins Wasser.» In diesem Spruch erscheint die Brücke, welche in der Volkskunde eine große Rolle spielt. Auf den Brücken wurden verschiedene Volksbräuche gefeiert, wahrscheinlich handelt es sich um die in der romanischen Volkskunde vorkommende *pun de s. Gada*. Mit solchen Opfern, die auf Brücken den Fruchtbarkeits- und Wassergottheiten dargebracht wurden, scheint sogar der Spruch der Ringgenberger Brücke zusammenzuhängen. Danach kann man dort für einen Saudreck sieben Frauen bekommen. Daß gerade dieser Ort mit dem unheimlich wütenden Zafraggiabach einen besondern Wasserkultus besaß, läßt sich leicht denken. In der gleichen Gegend findet sich auch ein gewaltiger Hexenstein⁷⁰ – Grepaul –, wo eine Uldeuna [Gottheit] wohnt, und ihm gegenüber auf der anderen Seite des Rheines das prähistorische Gräberfeld von Darvella. Zu den Spuren von Wasseropfern gehört auch die Anordnung⁷¹ des Aberglaubens: «Man darf das Wasser nicht leer sieden lassen, sonst weinen die Seelen.» In der Rätoromanischen Chrestomathie finden sich unter den Sammlungen Aberglauben, Sagen und Volksmedizin noch Zeichen von weiteren Opfern, aber ob sie mit der Wasserverehrung auch zusammenhängen, ist nicht leicht zu entscheiden. Viele davon gehören zum Feuerkultus, und andere mögen zeremonielle Formen jedes Kultus gewesen sein. Wir finden da Brotopfer, Salzopfer, Bauopfer, Nagelopfer, Knochenopfer, Tuch- oder

Stall bei Soglio

WASSERKULTUS

Wollopfer, Hund- und Katzenopfer, welche aber erst dann in ihrer Bedeutung klar werden, wenn auch der Feuer- und Steinkultus ihre Behandlung erfahren haben⁷². Ein Beispiel dafür findet sich im Spruch: «Wenn man in der Weihnacht den für den folgenden⁷³ Morgen hergerichteten gefüllten Heukorb mitsamt einem Eimer voll Salz ins Unwetter hinausstellt [also unter die Einwirkung von Wasser], dann werden die Tiere vor dem Rauschbrand bewahrt.» Ein Tavetscher Zauberspruch⁷⁴, der im dortigen Kirchenurbarium sich findet, sagt: «Mava ina donnaeta din plaun ora, topava nossa donna, nossa donna scheva, nua vol ira ti donnaetta. R. jau vi ira per medischnas encurir, mia aua ei aschi mal toccaia. R. nossa dunna: tuorna a casa di donnetta, tia aua ei uscia bein miggliorada. Quei seig entil nom del pader, fili e sogn spert et ella uscia bein megliorada. Enten num da Jesus dueis fend e schluppar ora.» Dieser Zauberspruch handelt von einer kranken Frau, welche die Nossadunna von einem Wasserleiden geheilt hat. Es scheint sich um eine Wassergottheit zu handeln; aber das Ganze ist so geheimnisvoll gesagt, daß es sich einer Übersetzung und einem richtigen Verständnis entzieht. Dieser Zauberspruch und viele andere Christianisierungsspuren, denen wir im Laufe unserer Arbeit begegneten, zwingen uns, darüber uns zu äußern, welche Stellung das Christentum zum heidnischen Wasserkultus eingenommen hat. Diese Haltung bestätigt und erklärt das Bild des Wasserkultus, das wir an Hand der rätischen Volkskunde zu entwerfen suchten.

Unsere Arbeit über den Wasserkultus erschien als Vortrag das erstemal genau vor dreißig Jahren. Dr. Hercli Bertogg benützte ihn und bereicherte den Inhalt durch seinen willkommenen, wertvollen Aufsatz von 1952 ‚Zum alträtischen Heidentum‘, aus dem wir das Fol-

gende teilweise wörtlich und manches in freier Form wiedergeben: Geopfert wurde in Rätien nachweislich seit der Bronzezeit, am sichersten in der Form der Quellenopfer. Die Quelfunde von St. Moritz sind allbekannt. Damit die Gottheit vom Leiden errette, wurden ihr Nadel, Schwert und Dolch geopfert. Sehr Ähnliches liegt für Moritzing bei Bozen vor. Der Opfernde lieferte sich damit der fremden Macht ganz aus, indem er seine Waffe aus der Hand gab. Die gräko-italischen Bothroi [mundi-Säuberungsplätze], wie die Opferabraumschächte genannt werden, sind voll von Gefäßen, Statuetten, Knochen, Kohle und Asche. Es ist sicher mehr als eine Zufälligkeit, daß auch das ‚zweite St. Moritz‘ unseres rätischen Untersuchungsgebietes sich durch ein bedeutendes Quellheiligtum auszeichnet. Eine Räterinschrift, Statuettchen zu Ehren der unbekannten Heilgottheit und so weiter liegen vor. Die sardischen Schuttkegel am Fuße der Tempelberge liefern immer wieder jene bronzenen ‚Navicelle‘ und sonderbaren sardischen Bronzen. – Vom Augenblick an, da das Opfer auf den Altar gelegt war, durfte höchstens der Priester es berühren. Es war zum Eigentum der Gottheit geworden. Die Überreste und zum Teil die ganzen Opfergaben waren jeweils sorgfältig für die Gottheit wegzuräumen. Ein Prachtbeispiel solcher Wegräumungen bieten die Bothroi bei Pestum. Dort handelt es sich um einen Bothros im Querschnitt von hundert zu neunzig Zentimeter bis in eine Tiefe von über vier Meter. Ihre sorgfältige Hebung und genaue Ausscheidung gibt geradezu ein chronologisch wunderbar geordnetes Museum von den Anfängen des Hera-Kultes bis zum Ausklang desselben. Sogar die Lapillischicht des großen Vulkanausbruches ist sichtbar gewesen. Beim ravenimento von Orgosolo-Nuovo lag das Heiligtum auf

WASSERKULTUS

einem Felskegel. Der Altar war aus dem planierten Felsen ausgespart. Auf der Terrasse unter der Höhe kamen die Opferreste ans Tageslicht. Die halbverbrannten Knochen der geopfert Tiere, die Gefäße und die Bronzevotive wurden hier einfach in den Abgrund abgeräumt, wo sie nicht von Menschenhand berührt werden konnten.

Ähnliche Ablagerungen von Opferresten waren nachweisbar auf der Crestatscha von Ringgenberg, beim Crap sogn Pancrazi in Trin, auf Gutenberg in Balzers-Liechtenstein und vielleicht auch auf Crestaulta-Surin-Lumbrein, wo die hohe Lage ob einer Felswand, die über hundert Meter in die Tiefe geht, bewirkte, daß die Ablagerung der Opferreste direkt in den Glenner zuhanden der Gottheit fallen mußten. Die rätische Sacra kennzeichnet sich auch durch Beilgaben. Solche fanden sich in der Valpilac bei Luvis, in der Ruiser Dorfquelle und in Parpan ob Churwalden. Die Dolomitensagen reden dazu eine deutliche Sprache, daß nämlich der helfende Gott als Lohn für seine Hilfe das Beil des Menschen fordert, sei es, daß er es für immer hingeben muß oder nur für eine Weile auszuleihen hat.

V

Die *Stellung des Christentums zum Element des Wassers* ist diejenige der größten Ehrfurcht, sagt doch das Buch Sirach⁷⁵: «Initium vitae hominis aqua et panis – das Erste im menschlichen Leben ist Wasser und Brot.» Ungefähr das gleiche, was Pindar sagt: «aristoumen to hydor!» Nach dem Alten Testament stand im Anfang aller Dinge der Geist Gottes über den Wassern, und das trockene Land erhob sich aus den Fluten. Das Wasser ist also

WASSERKULTUS

keine Gottheit und auch nicht bewohnt von Gottheiten, wie das Heidentum glaubte. Es ist ein Geschöpf Gottes, das Franziskus also lobte:

«Laudato si, mi signore, per sor aqua
la quale è molto utile et humele et pretiosa et casta.»

Gelobt sei, mein Herr, durch unsere Schwester,
das Wasser,
Das sehr nütz ist und demütig und kostbar
und keusch.

Das Wasser ist ein Lebelement; wo es fehlt, da ist Tod. Christus benützte dieses Mittel des natürlichen Lebens, um in der Taufe das übernatürliche Leben zu geben. Die hohe Verehrung aller Völker für das Wasser sicherte auch Verständnis für das Leben, welches die Taufe gewähren sollte. Schon das Alte Testament benützte das Wasser als Symbol der seelischen Reinigung im Vorhof des Tempels. Das Christentum benützte es als wirklichen Bringer der Heiligkeit in der Taufe und verwendete es auch als Sinnbild im Sinne eines Gebetes in der Kirche und am Grabe als Symbol des Glaubens an die Auferstehung und an die Reinigung durch Gebet und Liebeswerke. Die Verwendung des Weihwassers in der Kirche ist im Grunde genommen nichts anderes als ein Gebet in Zeichen, die von Reinigung und Erfri-schung sprechen. Das muß beachtet werden, damit man nicht zur irrigen Ansicht komme, als ob die Verwendung des Weihwassers in der katholischen Kirche nur die gerade Fortsetzung des alten heidnischen Kultus sei. Das Wasser, welches im heidnischen Kultus seine göttliche Verehrung genoß, wird benützt, um wesentlich anderes zu sagen. Das Gefäß wurde benützt; aber es wurde mit einem ganz anderen Inhalt gefüllt. In der

Bekämpfung der heidnischen Wasserverehrung ist im Volke begreiflicherweise oft die heidnische Auffassung verwirrend hinübergeflossen, und die Kirche hatte sie zu läutern. Wir erfahren, daß sie es tat, aus einem Beichtspiegel vom Jahre 1456⁷⁶, der in der Klosterbibliothek von Einsiedeln sich findet, wo die Meinung als Sünde bezeichnet wird: «Also wenn die menschen sterben, so far die sel durch das wasser, und man weiß, daß hierunter jedes örtliche gewässer verstanden worden ist.»

Die Kampfstellung der Kirche zum heidnischen Wasserkultus ist in den Konzilien festgelegt. Die große Zahl der Verordnungen dagegen beweist, wie tief und allgemein dieser Glaube im Volke steckte. Wir nennen folgende Konzilien⁷⁷: Arles 452, Tours 567, Nantes 658, Toledo 681 und 692, Mainz 743, Leptines 747, Aix-la-Chapelle 816, Paris 826 und 829, Rouen 1445, Bourges 1528, Reims 1538, Valence 1557, Chartres 1559, Cambrai 1565. Die Liste ist lang, und doch müßte man, um sie zu vervollständigen, die Kapitularien von Karl dem Großen aus den Jahren 789 und 793, die Verordnungen der Könige Childebert, Canut, Karl dem Großen und Pipin, die Homilien vieler Heiliger wie diejenigen des heiligen Eligius, des heiligen Gregor, des heiligen Augustin und des heiligen Martin noch anführen. Aus den angeführten Konzilien müssen wir wenigstens einige der wichtigsten Anordnungen näher betrachten, weil sie über unsere volkskundlichen Angaben, die vielleicht willkürlich, ja teilweise lächerlich zu sein scheinen, Licht verbreiten. Das Concilium Arelatense Anno 452 [Canon xxiii. Mansi B. 7. S. 881] sagt: «Si in alicuius Episcopi territorio infideles aut faculas accendunt, aut arbores, *fontes*, vel saxa venerentur, si hoc erruere neglexerit, sacrilegii reum esse cognoscat. – Der Bischof, wel-

cher auf seinem Gebiet sich nicht Mühe gibt, auszurotten den Brauch der Ungläubigen, Fackeln anzuzünden, Bäume, Quellen und Steine zu verehren, soll wissen, daß er des Sakrilegs schuldig ist.» Auf dem Concilium Tolontanum Anno 681 [Canon xi] werden die «cultores idolorum», Götzenanbeter, die «veneratores lapidum», Steinverehrer, die «accensores facularum», Fackelbrenner, die «exolentes sacra fontium», Verehrer der Quellen, «et arborum», und Bäume, zurechtgewiesen, ja, «Eos vero qui ad talem errorem concurrunt, et verberibus coerceant, et onustos ferro suis dominis tradant – diejenigen, welche daran teilnehmen, soll man mit Stockschlägen strafen, in Ketten legen und ihren Herren übergeben.» Das Concilium Germanicum Anno 743 [Canon v] verordnet in wörtlicher Übersetzung: daß das Volk Gottes «paganias non faciat», nicht heidnische Bräuche betreibe, daß es vielmehr alle heidnische Unreinheit abwerfe und zurückweise; seien es dann heidnische Totenopfer oder Weissagungen, Phylakterien oder Orakel, Zaubereien, Schlachtopfer, welche törichte Menschen bei den Kirchen nach heidnischem Ritus vollbringen, unter dem Namen heiliger Märtyrer oder Bekenner, indem sie so Gott und seine Heiligen zum Zorn herausfordern; oder sakrilegische Feuer, welche man Niedfyr nennt, oder was sonst noch nach heidnischem Brauch getan wird.

Am Concilium Germanicum Anno 748 [Canon iii] wird als falsch verurteilt, Wein dem Taufwasser beizumischen, und im Canon cXLIX wird Buße von fünf Jahren vorgeschrieben für diejenigen, welche heidnische Bräuche beobachten, welche Götzendiener oder Wahrsager ins Haus kommen lassen, das Böse daraus zu bannen, oder den Zauber aufspüren oder heidnischen Waschungen sich hingeben.

Diese Angaben aus den vielen Konzilsverordnungen sprechen von Opfern, von Zaubereien, von Opferfeiern an den Brunnen, bei Kirchen und unter dem Deckmantel des wahren Gottes- und Heiligenkultus. Verschiedene Strafen werden angeordnet, und doch hatte man keinen rechten Erfolg. Papst Gregor der Große⁷⁸ verordnete nun eine andere Art der Bekämpfung dieser heidnischen Kultusgebräuche. In seinem Brief an den Abt Melitus, Abt eines Klosters in England, schreibt er: «Nach langer Überlegung habe ich erkannt, daß es besser ist, anstatt die heidnischen Heiligtümer zu zerstören, dieselben in christliche Kirchen umzuwandeln... es ist nämlich unmöglich, diese rohen Gemüter mit einem Schlage von ihren Irrtümern zu reinigen. Wer die Spitze eines Berges erreichen will, steigt nicht in Sprüngen, sondern Schritt für Schritt.» An den Abt Augustin, den er im Jahre 596 mit neununddreißig Gefährten nach England schickte zur Bekehrung der Engländer, schreibt er bezüglich der heidnischen Tempel⁷⁹: «Sed ipsa, quae in eis sunt, idola destruantur, aqua benedicta fiat, in eisdem fanis aspergatur, altaria construantur, reliquiae... – die Götzenbilder, welche in den Tempeln sind, sollen zerstört werden, es soll Wasser geweiht werden, die Opferstätten damit besprengt werden, Altäre errichtet und Reliquien hergetan werden.»

Von dieser Zeit an scheint die Prozedur der Bekämpfung des heidnischen Kultus anders geworden zu sein als früher, da eine viel radikalere Bekämpfung ohne Erfolg stattfand. An den Orten, wo früher heidnische Götzenstätten an Wassern standen, errichtete man christliche Kapellen, das Kreuz erhob sich oder wurde eingegraben in die Kultsteine und alle Gegenstände heidnischen Kultus in die christliche Liturgie hineinbezogen und geweiht im Namen Christi. Heidnische Feste

und Feierlichkeiten machten christlichen Festen, Wallfahrten und Prozessionen Platz. Vielleicht ist die vor-reformatorische Wallfahrt nach St. Moritz [Engadin] und zur dortigen Quelle in dieser Weise christianisiert worden. Daß eine Quelle von Tarasp St.-Luzius-Quelle und die andere St. Emerita heißt, dürfte auch damit zusammenhängen. Ob die St.-Luzius-Kapelle in der Nähe des Bades Peiden den gleichen Ursprung hat, kann man sich auch noch fragen.

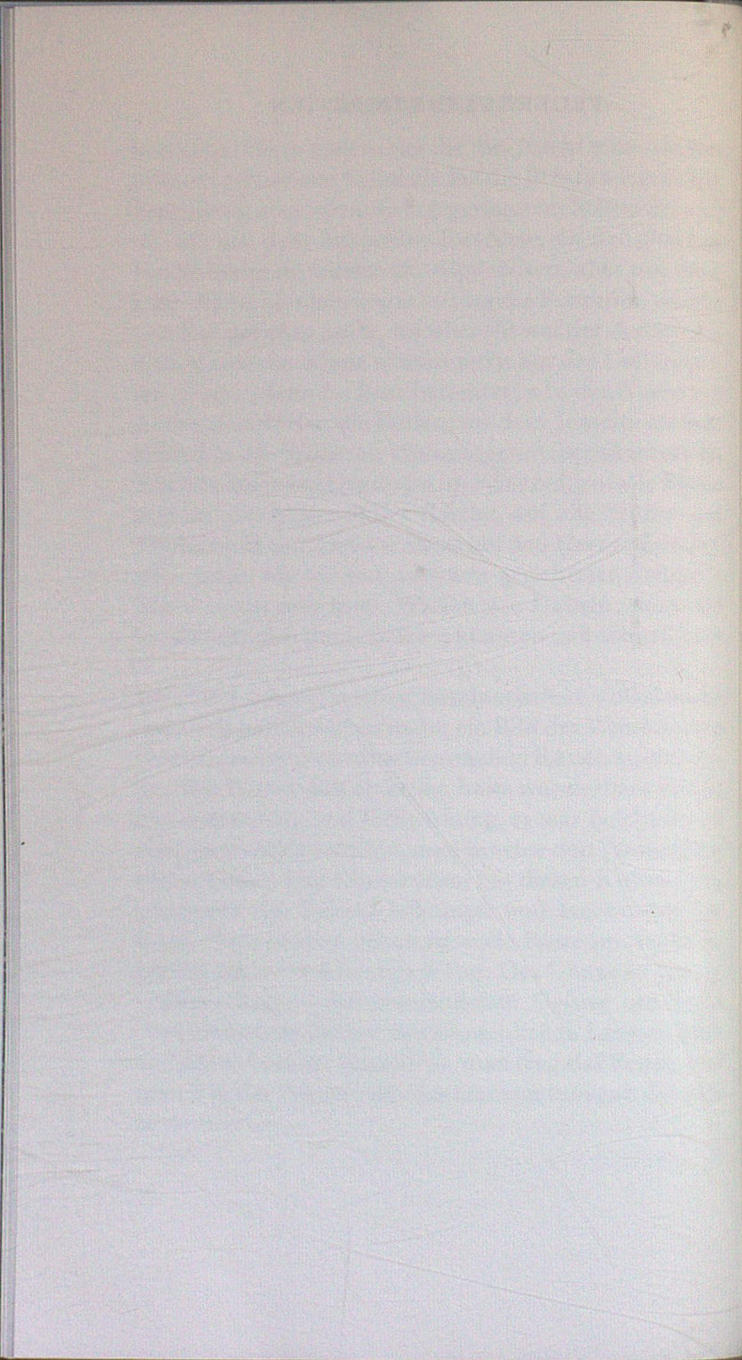
Dem Wasserkultus scheinen besonders einzelne Zeitperioden geweiht gewesen zu sein. Dazu rechnen wir die Weihnachtszeit, worüber wir bereits gehört haben, daß diese Nacht besonders geheimnisvolle Kräfte hatte. Mehrmals trafen wir auch in unseren Wanderungen, daß der Johannestag, die Zeit der längsten Tage – und zwar beim Mittagläuten – überaus segensbringend sei. Über Bad Fideris, mit dem wohl die weiße Jungfrau auf Schanen und die drei Nornen der Fideriser Heuberge zu tun hatten, erfahren wir, daß ein Bad in der St.-Johannes-Nacht die Wirkung einer dreiwöchigen Kur hatte. Weihnachten und St. Johannes sind Zeiten, welche dem Wasserkultus besonders heilig waren. Der Walpurgistag, der erste Mai, war für Pfäfers heilig.

Die Frage, wie weit der Wasserkultus zurückreicht, die Frage nach dem *Alter des Wasserkultus*, ist schwer zu entscheiden; aber jedenfalls reicht er in die Bronzezeit zurück, aus der wir die bronzenen Votivgaben von St. Moritz und andern Orten haben. Nach Heierli waren diese waagrecht hingelegt. Das scheint mit Absicht so geschehen zu sein, um den Geist nicht zu verletzen; denn mit der Schneide aufrecht gerichtete Waffen können den Geist verwunden. Die Sage vom ‚Fulet‘ oder Doggi berichtet: «Eine Frau im Lugnez beklagte sich bei einer Freundin, daß sie jede Nacht ein schreckliches Alpdrück-

ken habe. Diese andere riet ihr, bei Nacht eine Axt mit abwärts gerichteter Schneide auf die Brust zu legen. Die Frau tat es, aber mit aufwärts gerichteter Schneide, weil sie sich vor dem Schneiden fürchtete. In der gleichen Nacht fühlte sie wieder das Alpdrücken, aber nur ganz kurz. Als sie nämlich erwachte, lag die Freundin, welche den Rat gegeben hatte, tot über ihr auf der Axtschneide.» Meine Annahme scheint nicht aus der Luft gegriffen zu sein; denn Le Braz berichtet: «In der Nacht vor Allerseelen dürfen die Seelen aus dem Jenseits zurückkehren in ihre früheren Wohnungen. Überall setzen sie sich hin, auf jeden Grashalm im Friedhof, auf alle Bänke und an alle Altäre in der Kirche, auf alle Stühle und Tische im Hause und vor allem auf den Herd. Man darf aber keine Messer mit aufwärts gerichteter Schneide liegen lassen und keine Waffen wie Gabeln; denn die Seelen, die sich daraufsetzen, könnten sich schneiden.»

An Hand unseres reichen bündnerischen Volkskundematerials haben wir versucht, ein Bild des Wasserkultus in unserem engeren rätoromanischen Rätien zu entwerfen. Das Wasser galt als heilig, hatte wunderbare Kräfte der Weissagung und Heilwirkung, es war belebt durch geheimnisvolle Gestalten, man brachte den Wassergöttern Opfer. Das Christentum hat diesen Kultus christianisiert, das Falsche bekämpft und auszurotten gesucht, doch blieben geheimnisvolle Reste im Volke lebendig bis auf den heutigen Tag. Das Ganze ist ein gewaltiges Ringen des menschlichen Geistes um Licht über die tiefsten Fragen des menschlichen Lebens. Man verlangte Antwort vom Stein, man frug das Feuer, und man frug das Wasser; erst das Christentum gab die ganze Antwort!

FEUERKULTUS IN RÄTIEN



FEUERKULTUS

Das zweite Grundelement Feuer genoß im heidnischen Altertum nicht weniger Verehrung als das Wasser. Feuer und Wasser wurden von den Römern durch den Bräutigam der ins Haus tretenden Braut am Hochzeitstage¹ zur Berührung dargeboten, und dem Verbann-ten wurde Feuer und Wasser untersagt². Die Bedeutung des Feuers stand in früheren Zeiten dem Volksbewußtsein wesentlich näher als heute. Die Gewinnung des Feuers aus einem herabfahrenden Blitz, aus den Funken des Feuersteines, die ins dürre Stroh³ fielen, oder aus dem mühsam geriebenen Holz hervorgeholt oder dann mittels des Brennspiegels gewonnen, war keine so leichte Arbeit wie das moderne Feueranmachen, da Licht und Funke beim leisesten Druck eines Kinderfingers sich dienstbar einstellen. Wie mußte man dieses wohltätige und zugleich tückische Element hüten, als man noch nicht mit der Glocke durch das Löschenläuten⁴ das Eindecken des Feuers am Abend und am Morgen das Anzünden für die ganze Stadt amtlich verkündete. Das Feuer in der Feuerstatt, im Zentrum der Wohnung der Urvölker, um dieses herum die Familie, welche daraus Licht und Wärme empfängt, und die amtliche Zählung der Familien nach Feuerstätten – romanisch Fiugs – [wo einer am ersten März Feuer anmachte, dort galt er als Niedergelassener], lassen das Entstehen einer mehr als romantischen Ehrfurcht vor diesem Hitze und Helle und gare Speise bereitenden Element begreiflich erscheinen. Das Feuer in seiner geheimnisvollen Kraft und in seinen wunderbaren Erscheinungsweisen ist ihnen etwas Heiliges, geradezu eine Gottheit, der man dankbar Opfer darbringt, eine reinigende, eine strafende und weissagende Gottheit. Im Herd ist der nächste Weg zur Gottheit. Hier gehen die Seelen ein und aus.

FEUERKULTUS

I

Bevor wir das Bild des rätischen Feuerkultus entwerfen, müssen wir zur Erhöhung des Verständnisses und zur Verdeutlichung der Zusammenhänge der Kulturen auf den Kultus hinweisen, welcher *bei den Römern* zu Ehren des Feuers in Übung war. Daraus ergibt sich dann von selber, daß im rätischen Aberglauben nicht bloß sinnlose Phantasiebilder zutage treten, sondern Reste einer früheren Religion, die durch das Christentum ersetzt wurde. Über den römischen Götterkultus besitzen wir zahlreiche Quellen in den klassischen Schriftstellern der Römer. Für unsere Aufgabe kommen hauptsächlich die ‚Fastes‘ des Ovid in Frage. Nach Einführung des Julianischen Kalenders durch Julius Cäsar war bezüglich der römischen, heidnischen Feste eine große Verwirrung entstanden. Ovid übernahm es, das sakrale Leben in seinem Volke wieder anzufachen und zu veredeln. Das geschah, indem er die sakralen Feste des Jahres besang. So besitzen wir eine interessante Illustration des römischen Festkalenders. Reichlichen Aufschluß über den Feuerkultus erhalten wir vor allem durch das vierte Buch *Fastorum Ovidi*, welches besonders von den Penaten und von der Vesta handelt. Vesta ist wie Hestia das als Gottheit gedachte Feuer des Hausherdes. Auch der Staat hat sein heiliges Feuer, das die Vestalinnen pflegten; jedes Jahr am 1. März, am Neujahrstage, ward es vom Oberpriester mit einem Brennspiegel oder mit geriebenem Holz neu entzündet⁵. Die Penaten waren die Götter und Wächter des Penus, des Haushaltes, sie sorgten für das Wohl und die Ehre der Familie; ihre Bilder standen in der Nähe des Herdes, auf dem stets ihnen zu Ehren ein Feuer loderte. Diese Bilder wurden bei Familienfesten bekränzt; für sie war immer ein

FEUERKULTUS

Tisch gedeckt mit Salzfaß, Früchten und Speisen; sie waren zugleich Schützer des Gastrechtes. Auch der Staat hat seine Penaten, Himmel und Erde, und für sie einen eigenen Tempel auf der Velia, einem Teile des Palatinus, in dem ihre Bilder standen⁶. Das Feuer der Vesta durfte als ein heiliges, wenn es je erloschen war, an keiner andern durch das Leben und seine Bedürfnisse entweiheten Flamme entzündet werden, sondern es mußte der Natur von neuem abgewonnen werden, entweder so, daß man ein Stück Holz von einem fruchttragenden Baume so lange bohrte, bis sich eine Flamme bildete, worauf das Feuer in einem ehernen Siebe aufgefangen und schleunig in den Tempel der Vesta getragen wurde, oder durch Entzündung eines neuen Feuers an der Sonne, dem Urquell des Feuers⁷. Auch auf der Insel Lemnos wurde jährlich einmal ein neues und reineres Feuer von dem Sonnenlande Delos geholt und in alle Häuser und Werkstätten verteilt. Und so durfte auch das zum Kulte der Vesta erforderliche Wasser nur ein fließendes sein, wie es entweder der Tiberstrom oder die Quellen der Stadt spendeten, namentlich die Quelle der Egeria im Haine der Camenen⁸. Das Röhrwasser der Aquädukte war ausdrücklich ausgeschlossen, und selbst das fließende Wasser, welches die Vestalinnen zum Dienste der Veste auf ihren Köpfen herbeitrugen, durfte von ihnen nicht auf die Erde gestellt werden, daher sie sich zu diesem Zwecke eigener Gefäße bedienten, die nicht ohne ihren Inhalt zu verschütten, auf die Erde gestellt werden konnten⁹.

Der Feuerkultus der Römer wird uns von Ovid beim Fest der Pales beschrieben. Dieses volkstümliche Reinigungs- und Sühnefest zu Ehren der alten Hirtengöttin Pales, der ‚Nährenden‘, fand am Gründungstag der Stadt Rom am 21. April statt. Dabei spielten eine große

FEUERKULTUS

Rolle: Weihrauch aus dem geronnenen Blute des Oktoberpferdes, Asche aus einem verbrannten Kalb und Bohnenstroh, Besprengung und Reinigung des Schafstalles und der Herde mit Wasser und Schwefeldämpfen, Feuer aus Rosmarin, aus Fichten, Oliven und Lorbeerzweigen, Hirsekuchen und Milchopfer kuhwarmer Milch, dann der Sprung durch das Feuer und das Hinführen der Herde durch die brennenden Strohfeuer. Ovid beschreibt, wie er mit der Hand die Asche trug, wie er durch die dreifache Flamme sprang und wie im rötlichen Feuer die Schafe gereinigt wurden. Diese Feuerfeste finden sich im Johannesfeuer Deutschlands, in der St-Jeanne Frankreichs und in unserem rätischen Scheibenschlagen, über die wir später sprechen werden. Ovid war ein ganz Frommer aus dem Volke, das Cicero das ‚frömmste Volk‘ heißt. Wie der Philosoph Cicero sich mit dem Licht- und Feuerkultus zurecht fand, möge man in meinem Buche ‚Die Bündner Friedhöfe‘¹⁰ nachsehen.

II

Der rätische Feuerkultus gibt sich am deutlichsten *in den Opfern kund*, welche der Aberglaube dafür fordert. In der Rätoromanischen Chrestomathie lesen wir: «Das Feuer des Blitzes muß man mit Salz oder Milch löschen.»¹¹ «Wenn man Salz ins Feuer wirft, so erweist man den Armen Seelen eine Wohltat.»¹² In einer Vriner Sage wird die Hälfte einer vergifteten Pitte ins Feuer geworfen, damit sie nicht schaden könne¹³. Wir haben früher gesehen, wie Ovid vom Salz- und Milchopfer singt. Vom Haaropfer spricht die Anordnung: «Die Menschenhaare müssen ins Feuer geworfen werden, damit die Hexen ihrer nicht habhaft werden können.»¹⁴

FEUERKULTUS

«Dieses Opfer muß man mit geschlossener Faust darbringen, dann gibt es beim Verbrennen keinen Gestank.»¹⁵ Censorinus, „De die natali“¹⁶, sagt, daß es bei den Römern Sitte war, für die Gesundheit der übrigen Glieder des Körpers, das oberste desselben, die Haupthaare, den Göttern zu weihen. «Man darf die Haare nicht zum Fenster hinauswerfen, sonst können uns schlechte Menschen damit Schaden zufügen. Die Hexen benützen die Haare, um Hagel zu bräuen. Bevor man die Haare wegwirft, soll man dreimal draufspeien, dann können die Hexen sie nicht brauchen.»¹⁷ Vom Nagelopfer spricht folgende Anordnung: «Man soll die abgeschnittenen Fingernägel nicht wegwerfen, sondern dem Feuer übergeben.»¹⁸ Die Zähne soll man ins Feuer werfen. Die Kinder sind gelehrt worden, also zum Feuer zu sprechen:

Fiug fiug! Jeu dun a ti in den d'ies.
Ti dai a mi in den d'itschal,
Che maina fetschi mal¹⁹.

Feuer, Feuer, ich geb' dir aus Bein
einen Zahn.
Du gib mir einen aus Stahl,
Der mich schmerze niemals.

Gegen Zahnweh wird die Verwendung von im heißen Wasser erhitzten Steinen empfohlen²⁰. Hier scheint sich Wasser-, Feuer- und Steinkultus zu einem zu vereinigen. Ein Zahn oder sonst ein menschliches Gebein aus dem Beinhaus gibt, unter das Schlafkissen gesteckt, die Kraft zur Weissagung²¹. Dem Feuer werden Opfer gebracht gegen Hexerei und Tierkrankheiten und um Reichtü-

mer zu erhalten. Wenn die Viehkrankheit von Hexen herrührt, dann verlangt die Chrestomathie, daß man, um damit fertig zu werden, das Tier bei lebendigem Leibe verbrenne²². Verendet ein Tier am Rauschbrand, dann soll man das Herz und die Lunge in den Kamin hängen, so hört das Viehsterben auf; aber man muß stark räuchern²³. Eine zu Staub verbrannte Katze hat ganz besondere Kraft, um reich zu werden. Man muß sie in einer Pfanne braten; aber man vergesse nicht, mit einem großen Stein den Pfannendeckel zu beschweren, sonst könnte sie herausschlüpfen. Man bratet, bis nur mehr Staub zurückbleibt. Es ist schwierig, das zu erreichen; aber wer es fertigbringt, ist dann reich genug²⁴. Die Katzen, besonders die schwarzen Katzen, sind im alten Aberglauben ganz unheimliche Wesen. Auf der Brücke²⁵ zu Madernal-Disentis hatten zwei Schuster- gesellen bei Nacht auf ihrem Heimgang mit sieben Katzen, die sie am Tag beleidigt hatten, so zu ringen, daß sie mit Mühe noch ihr Leben retteten. Als man die große Glocke von Sarn durchs Porteiner Tobel hinaufführte, erschien eine feuerrote Katze, welche bis in die Nacht hinein den Transport zu stören suchte und erst verschwand, als die Glocke im Turme läutete – als altes Weib sah man sie dann davonhumpeln. Zu Ruis erschien abends im Maiensäß des Landrichters dem Knechte eine schwarze Katze, die mit der Pfote sein Stalllicht auszulöschen suchte. Der Knecht schlug mit dem Messer nach der unheimlichen Pfote, daß ein Stück davon unter die Stallbank flog. Mit einem Schrei verschwand die Katze. Am Morgen entdeckte er unter der Bank einen abgehauenen Finger, woran er den Ring seiner Hausmeisterin erkannte. Als er mit der Milch heimkam, sagte man, die Hausfrau sei krank im Bette, weil sie sich am Vorabend im Keller beim Fleischabhauen

einen Finger weggeschnitten habe²⁶. Die Katzen des Bergells sind Wettermacherinnen²⁷. Öfters treten die Katzen im rätischen Märchen als verhexte Menschen, insbesondere als zukünftige Königsbräute, auf. Eine dieser Katzen verlangt vom Königssohn auf der Brautschau, daß er ihr die Pfoten zusammenbinde und sie lebendig unter der Dachtraufe begrabe. Mit vielen Tränen begrub er die Katze, welche durch diese Prozedur enthext wurde und als wunderschöne Tochter vor ihm stand. Sie wurde ihm als Braut angetraut²⁸. Hier handelt es sich wahrscheinlich um ein Opfer des Wasserkultus, wozu die Katze sich hergeben mußte. Noch mehr interessiert es uns aber, was einem Vater begegnete, der auszog, um die merkwürdigen Wünsche seiner Töchter zu erfüllen. In einem verwunschenen Schloß empfing ihn eine große, keineswegs böse Katze. Sie saß auf der Herdplatte, war mit der Kaffeemühle beschäftigt, bereitete ihm einen guten Kaffee, miaute eine große Schar anderer Katzen noch herbei, welche mit ihm aus wunderbaren Tassen bewirtet wurden²⁹. Daß die Herdplatte wie auch der Kamin Orte besonderen Feuerkultus sind, ergibt sich auch aus dem Märchen, das uns von einer Öffnung beim Feuerherd berichtet, durch welche die Hexen hineinschlüpfen und zu ihren Feierlichkeiten sich begeben³⁰. Bekannt ist auch, daß die Hexen durch den Kamin zu ihrem Hexensabbat reiten. Hieher gehört auch das Märchen, welches vom Fuchs erzählt, der auf den Holzstoß gesetzt wurde. Der Holzstoß wurde unter Blitz und Donner entzündet, während der Fuchs als weiße Taube sich himmelwärts erhob. Der Märchen-erzähler fügt bei: Jener Fuchs war eine Arme Seele³¹. Ein anderes Märchen erzählt vom Drachen in der Tiefe des Schloßkellers, der getötet, auf den Holzstoß gesetzt und verbrannt wurde. Die übriggebliebenen Aschen-

reste wurden ins Meer geschüttet, während eine Unzahl von Tieren Zeugen des Kampfes zwischen Ritter und Drache gewesen und nun wieder zu schönen Rittern und lieblichen Jungfrauen wurden³². Wie diese Märchen Kunde geben von ehemaligen Feueropfern, so auch die Anordnung, daß man, um Krankheiten zu vertreiben, Salz ins Wasser legen, sieden lassen und unter das Bett des Kranken stellen soll³³. Auf glühendes Eisen gegossener verdampfender Essig ist gegen Krankheiten wirksam³⁴. Lorbeerblätter werden von Ovid als Opfergegenstand bezeichnet; sie finden sich aber auch im römischen Aberglauben³⁵.

Es gibt nach dem rätoromanischen Aberglauben auch Dinge, die nicht geopfert werden dürfen. So sei es nicht erlaubt, glühende Kohlen mit Wasser zu löschen³⁶. Kein Brot darf ins Feuer geworfen werden³⁷; aber feineres Gebäck beliebt scheint's auch der Feuergottheit; denn beim Scheibenwerfen spielen die ‚patlaunas‘, die Pfannkuchen, eine bedeutende Rolle. Ein Löffel Nidel wird beim Beginn des Gastmahles am Nidelsonntag an die Zimmerdiele geworfen³⁸. Vor allem darf dem Feuer kein Dreckopfer gebracht werden, sonst wird der Körper räudig³⁹. Daß solche Opfer tatsächlich in Übung waren, ersieht man aus P. Clemente, ‚Le Missioni nella Rezia‘, wo ein Dreckopfer ins Fundament eines Baues kommt⁴⁰.

Wir nennen hier noch ein interessantes Beispiel von Bauopfern, die wir deswegen mit dem Feuerkultus zusammenstellen, weil alle auffallend stark mit Kohlen garniert waren. Sie gewinnen an Bedeutsamkeit, weil sie an einem Bau des zwölften Jahrhunderts zum Vorschein gekommen sind. Damals scheint es allgemein in Übung gewesen und in eine christliche Zeremonie umgedeutet worden zu sein. Als wir bei der Restauration der Kathe-

FEUERKULTUS

drale in Chur im Jahre 1925 die bloßgelegten Gerüstlöcher untersuchten, kamen überall in jeder Öffnung Kohlen und angebranntes Holz zum Vorschein. Wir haben über zwanzig Löcher an verschiedenen Stellen des Mauerwerkes geprüft. Als Beigaben fanden wir Hühnereierschalen mit vertrocknetem Inhalt, Vogel-leichen, Knochen von Schmalvieh, ja beim ersten Pfeiler an der Seiteneingangstüre fanden sich auf einer Platte neben Asche und Kohlen allerlei Knochenreste, wie auf einer Herdplatte oder auf einem Altare. Kohlen und Asche sind die Reste des Feuers. Sie haben wie Rauch, Kamin und Herdplatte aus dem Feuer Kraft und Reinigung erhalten. Kohlen und Asche und die anderen Beigaben sind ein Beweis, daß hier Bauopfer eingeschlossen sind. Man hat die heidnischen Feuer- und Bauopfer nicht anders überwinden können, als daß man die offerierten Gaben segnete und in die Mauer einschloß. In den Ritualien finden sich Segnungen für alle Gaben der Natur; man betet darin, Gott möge denen Segen und Wohlergehen gewähren, welche diese Dinge benutzen. Die Opfergaben der Heidenzeit verlieren von dem Augenblick an ihren abergläubischen Sinn, wo sie nur zu Symbolen erbetenen Segens werden.

Die Tatsache der Bauopfer findet sich im ‚Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens‘ von Hoffmann-Krayer öfters für andere Orte belegt. «Im Mittelalter und in vereinzelt Fällen bis in neuere Zeit sind bei der Erbauung von Burgen, Stadtmauern, Brücken, Flußwehren, Deichen Kinder, bisweilen auch Erwachsene lebendig eingemauert worden. So häufig indessen auch die Sage von eingemauerten Menschen berichtet, so selten sind die sicheren geschichtlichen Fälle... In der Brücke von Rosporden sei ein Kind eingemauert, das in der einen Hand eine geweihte Kerze und in der anderen

FEUERKULTUS

ein Stück Brot hielt... Um gutes Wetter zu erzielen, wird ein Hahn, als Mittel gegen Viehsterben ein Kalbsherz in den Stall eingemauert.»⁴¹ Durch Hineinwerfen von Mehl, Brosamen, Salz oder Eierschalen vermag man das erzürnte Feuer zu versöhnen⁴². Der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich, daß er zusehen konnte, wie die Bäckersfrau, nachdem sie das Brot in den Ofen gelegt hatte, unter Anrufung der heiligen drei Namen eine Prise Mehl in den glühendheißen Ofen warf. Das ist wohl ein Rest eines früheren Feueropfers, welches durch das Kreuzzeichen verchristlicht wurde. Die Bedeutung der Kohle im Feuerkultus wird durch die Sage der Dieulda della Runca, einer Waldgöttin von Laus-Somvix⁴³, sehr lebhaft verdeutlicht. Eine solche Waldgöttin war bei einer Taufe Patin gewesen. Als die Mutter später diese Waldfee besuchte, die in einer Grotte nahe bei Laus hauste, erhielt sie als Geschenk eine Schürze voll Kohlen. Die Mutter, welche auf einem Arme noch das Kind zu tragen hatte, schätzte diese zweite Last gering ein. Immer wieder entfielen der Schürze Kohlen, die sie achtlos liegen ließ. Die Gotta aus dem Walde warnte: «Je mehr du verlierst, desto weniger wirst du haben!» Die Mutter verstand diese Worte nicht. Als sie aber heimgekehrt war und die noch übriggebliebenen Kohlen auf die Herdplatte leerte, da verwandelte sich das Wenige, das noch da war, in echtes Gold. Die Tierknochen und Aschenreste, welche im prähistorischen Gräberfeld von Darvella zum Vorschein kamen⁴⁴, reden ebenfalls von Opfern. Ob die Schmalzspenden, der Totenstern, in dem ein Licht brennt, nicht auch ursprünglich ein christlich umgedeutetes Feueropfer waren, ist auch eine Frage, die wir stellen dürfen. Daß ferner Asche das Wachstum des Flachses bewirke und daß die Unschlitttropfen des Totenlichtes Heil-

kraft⁴⁵ besitzen sollen⁴⁶, scheint gleiche Zusammenhänge zu beweisen.

Das hier zitierte prähistorische Gräberfeld von Darvella-Trun wurde am dortigen Bahndamm beim Rhein im Jahre 1916 entdeckt und eröffnet. An der gegenüberliegenden Uferseite findet sich die Anhöhe von Crepault, wo das Scheibenwerfen ehemals Sitte war, das mit seinen glitzernden Funken wohl bis auf den heidnischen Friedhof reichte. Wir waren bei jenen Grabungen als Zeuge anwesend und ließen uns sagen, daß die vielen dort liegenden Skelette, die auf Kohle und Asche beigelegt waren, heidnischen Leichenbrand andeuten, aber die fast intakt erhaltenen, nicht angebrannten Skeletteile und dazu die Lagerung aller Leichen gegen die Westsonne redeten von der Sonnenverehrung. Die linke Gesichtshälfte, welche dem vorbeifließenden Rhein zugewendet war, schien die Wasserverehrung zu verkünden.

Menschen ähnlichen Glaubens wohnten einst als Bärenjäger auch am hochgelegenen rätischen Alpenkamm des *Drachenlochs* ob Vättis [2445 m ü. M.], hinter dem Weltkurort Ragaz. Tief drinnen, ungefähr achtzig Meter hinter der Lagerstätte der damaligen Bärenjäger, finden sich Hekatomben von diesen Jagdtieren. Separat von diesen entdeckte man absichtlich ausgeschiedene Bärenschädel, die auf Platten mit der Schnauze nach außen, nach dem Grottenausgang, gerichtet waren. Eine zweite Platte deckte die entsprechenden oberen Rachenpartien, während gewaltige Oberschenkelknochen in komplizierter Drehung durch eine Schädelöffnung geführt waren. Der Urmensch, wohl tiefbewegt über das Ende von Tier und Adams Nachkommen, mag in diesem Bilde der Gottheit für die Beute gedankt und sich für die Not der Zukunft empfohlen haben⁴⁷.

FEUERKULTUS

III

Unsere Ansichten über den rätischen Feuerkultus, insbesondere über die Opfer am Grabe, erfahren eine höchst willkommene Bestätigung durch die Zusammenstellung der Grabbeigaben von Kohle und Asche, welche Kreisförster W. Burkart in den von ihm untersuchten und freigelegten prähistorischen Gräbern konstatierte und uns gütigst für diese Veröffentlichung zur Verfügung stellte. Dieser beste Kenner unserer prähistorischen Ausgrabungen und glückliche Entdecker so vieler Grab- und Siedlungsstätten schreibt:

«Als Ausdruck von ausgeübtem Feuerkultus bei Bestattungen in prähistorischen Zeiten und in der Übergangsperiode zum Christentum sind folgende Erscheinungen zu deuten, welche in Graubünden bei der Untersuchung alter Gräber festgestellt wurden:

1. Von zwei vermutlich aus frühchristlicher Zeit [drittes bis fünftes Jahrhundert] stammenden Gräbern südlich von Wengenstein zeigte das eine, ein Kindergrab, eine unzweideutige Beigabe von Kohle und Asche direkt oberhalb des Schädels, die als solche an jenen Platz hingelegt worden sein muß oder durch Abbrennen eines Opferfeuers an Ort und Stelle entstanden ist.
2. Das Skelett im einsamen Plattengrab von Avers-Cresta hatte in der rechten Hand kleine Kohlenstücke, während sonst der ganze Grabraum absolut frei von Kohle war. Die Datierung des Grabes war trotz Beigabe eines Eisenmessers nicht genau möglich, dürfte aber mit Ansetzung in das dritte bis fünfte Jahrhundert nicht stark fehlgehen.
3. Bei den zeitlich noch nicht sicher fixierten, mit fünf Personen belegten drei Gräbern vor der untern Tgilvaderlishöhle in Felsberg, die entweder aus spätrömischer

FEUERKULTUS

Zeit oder aber aus der bedeutend älteren Jungsteinzeit stammen, wurden ebenfalls Kohlenbeigaben konstatiert. Das Skelett des Einzelgrabes wies direkt oberhalb des Schädels ein Häufchen Holzkohle auf, desgleichen auf der rechten Hand – also beide Erscheinungen von Wergenstein und Avers in einem Grabe vereinigt. Beim ersten Doppelgrab hatte das bergseitige Skelett wiederum ob dem Schädel ein Häufchen Kohle. Dem zweiten Doppelgrab fehlte solche als eigentliche Beigabe, dafür ruhten die Füße des bergseitigen Skelettes auf einer mit Kohle übersäten Fläche, und etwas links neben dem Grab befand sich eine eigentliche Feuerstelle, auf welcher jedenfalls ein Opferfeuer abgebrannt worden war.

4. Im Grabfeld Darvella bei Trun, das dem dritten/vierten vorchristlichen Jahrhundert angehört [Periode der Eisenzeit], sind mehrfach zwischen den Gräbern und oft zu Füßen derselben speziell hergerichtete Feuerstellen gefunden worden, die meist Tierknochen aufwiesen und auf zahlreich ausgeführte Brandopfer hindeuten.

5. In der ebenfalls dem dritten/vierten Jahrhundert vor Christus angehörenden Nekropole von Castaneda war bisher in allen genau erforschten Gräbern immer die Anwesenheit von Holzkohle festgestellt worden, aber nirgends in eigentlicher Anhäufung, sondern in vielen Einzelstücken. Die Frage steht noch offen, ob es sich um eine eigentliche, in die Gräber eingestreute Beigabe oder nur um zufällige Einschwemmung handelt. [Im März 1931 wurde nun erstmals in der Nähe einer Grabanlage ein größeres Kohlen- und Aschenlager gefunden, das nur der Ausübung eines Feuerkultus seine Entstehung verdanken kann; die Gleichaltrigkeit mit den Gräbern ist durch ein Keramikstück bewiesen.]

6. Als Beweis eines Feuerkultus von ganz großem Aus-

FEUERKULTUS

maß ist sodann das bronzezeitliche Kuppelgrab von Donath zu erwähnen, nach Beil und Dolch zirka ins Jahr 1500 vor Christus datiert. Der, soweit noch erhalten, aus halbrunder Trockenmauer bestehende Grabbau stand auf einer reinen Aschenschicht, welche in der West-Ost-Richtung auf vierzehn Meter und in der Nord-Süd-Richtung auf sechs Meter Ausdehnung freigelegt war, ohne daß aber ein Ende konstatiert werden konnte. Bei der Mächtigkeit des Aschenlagers von zehn bis dreißig Zentimeter ergibt sich eine Raummenge von mindestens zehn Kubikmeter. Da es sich nicht etwa um ein sogenanntes Brandgrab handelt, bei welchem die Leiche verbrannt worden wäre, sondern um ein Skelettgrab, kann diese gewaltige Aschenmenge nur in Ausübung eines Feuerkultus hergestellt worden sein; jede andere Erklärung, die bis jetzt versucht wurde, scheint angesichts der vorliegenden Verhältnisse unmöglich zu sein.

Alle diese Erscheinungen, seien es Brandschichten und Feuerstellen unter und zwischen den Gräbern oder eigentliche Kohlenbeigaben in den Grabräumen selbst, beim Kopf, in der Hand oder bei den Füßen, sind uns erhalten gebliebene Zeugen dafür, daß bei der Bestattung der Toten Feuerkultushandlungen ausgeführt wurden. Daß sich solche Gebräuche, wenn auch in abgeschwächter Form, noch bis tief in das christliche Zeitalter hinein erhalten konnten, ist nicht zu verwundern, wenn man weiß, mit welcher Zähigkeit ein Volk an seinen althergebrachten Sitten hängt. Es brauchte Jahrhunderte, um die letzten Reste der Kohlenbeigabe in die Gräber zum Verschwinden zu bringen.»

Das Bild des Feuerkultus gewinnt an Deutlichkeit, wenn wir beachten, wie die rätische Volkskunde dem Feuer *Lustrationskraft* zuschreibt. So vernehmen wir, daß man das Feuer nicht leer brennen lassen dürfe, sonst müßten die Armen Seelen leiden⁴⁸. Wenn man also etwas übers Feuer stellt – aber nicht bloß Wasser –, dann wird ihnen Hilfe zuteil. Die Armen Seelen holen sich diese Hilfe besonders an Allerseelen. Nach Le Braz kommen die Seelen am Allerseelenvorabend ins Haus, setzen sich auf den Herd, auf alle Stühle und Bänke und auf alle Gegenstände, sogar auf Gabelzinken und Messerschneiden, aber damit sie sich auf diesen nicht schneiden, soll man diese Waffen entfernen, wenigstens nicht mit der Schneide aufwärts liegen lassen. Die rätoromanische Volkskunde hingegen berichtet⁴⁹, daß die Seelen am Vorabend von Allerseelen zur Zeit der Totenprozession das Fegfeuer verlassen dürfen, ins Haus, ins alte Heim zurückkehren und nachsehen können, ob man für sie betet. Deswegen muß im Hause ein Licht brennen. Am Allerseelentag kehren sie während der Friedhofprozession wieder ins Fegfeuer zurück. Millon⁵⁰ berichtet aus der Bretagne, daß sie kommen, um sich am Herdfeuer zu erwärmen. Es scheint also, daß Herd und Licht sühnende Wirkung haben. Wahrscheinlich hängen damit zusammen die Punschas dellas olmas, das Arme-Seelen-Gebäck, das ehemals verteilt wurde, und die Totenbeinli der Engadiner⁵¹. Das Verbrennen der Hexen ist wohl ursprünglich aus der Idee der Lustrationskraft des Feuers entstanden. Die Rätoromanische Chrestomathie⁵² erzählt uns, wie ein Vater seine Frau und seine Töchter im Heustall verbrannte, weil sie Hagel brauen konnten. Zu Seth gibt eine Hexe zwei rote Bänder, wo-

FEUERKULTUS

mit das Mädchen das Kleid schürzen sollte; anstatt die beiden unheimlichen Bänder um den eigenen Leib zu schlingen, umwindet es einen Besen, der sofort in Feuer aufflammt und verbrennt⁵³. Die schwarze Katze von Ruis, welche das Stalllicht mit der Pfote zu löschen trachtet, scheint Licht, Feuer als lustrative Kraft zu fürchten⁵⁴. Von der reinigenden Kraft, das Böse bannenden Macht des Feuers redet auch ein Fall von Schlans⁵⁵. Ein Jüngling, welcher einer Frau nicht traute, die bei seinem abendlichen Gang zur Brautschau in der Stube sich fand, zündete sich eine Pfeife an, in welche er Stranzwurzeln gestopft hatte. Sofort begann die Alte unruhig zu werden, klagte über schlechten Tabak und wollte zur Türe hinaus; aber der Bursche deckte die Türe mit seinem breiten Rücken. Da sie nicht anders entkommen konnte, riß sie das Fenster auf und warf sich mit einem Schrei hinaus. Nun kannte man die Alte, fügt der Erzähler vielsagend bei. Daß in Vrin die vergiftete Pittenhälfte dem Feuer überantwortet wurde, gibt vom gleichen Glauben der Lustrationskraft des Feuers Kunde⁵⁶. Ovid berichtet, wie die Römer die Herde zur Reinigung durchs Feuer treiben⁵⁷, und aus dem gleichen Grunde springt die Jugend durch den Rauch und über die Feuer der Johannisnächte.

V

Das bereits entworfene Bild des Feuerkultus gewinnt an Deutlichkeit, wenn wir von der *Divinationskraft* der Flamme sprechen. Die Rätoromanische Chrestomathie behauptet, wenn man Familienglieder in der Fremde habe und wünsche zu erfahren, welches ihr Los in der Fremde sei, dann zünde man eine Kerze an; brennt sie

hell, dann geht es ihnen gut; brennt sie schlecht, dann sind sie in Nöten, und wenn sie erlischt, so stirbt die betreffende Person⁵⁸. Will ein Vater die Berufswahl seiner Kinder erfahren, dann gibt er jedem Kinde eine Kerze in die Hand; derjenige Sohn wird Geistlicher und diejenige Tochter Nonne, deren Licht am hellsten brennt⁵⁹. Erblickt man bei Nacht viele Lichter, so stirbt bald jemand⁶⁰. Bildet sich am brennenden Docht des Talglichtes eine Kappe oder zehrt es sich ein Loch in den Talg oder flackert es stetsfort bis zum Verlöschen, dann stirbt bald jemand im Hause⁶¹. Nicht besser geht's, wenn viele Sterne fallen. Das Licht zeigt auch, wo verborgene Schätze liegen⁶². Das Feuer weiß um die Fruchtbarkeit der Felder, ja, scheint sogar dieselbe zu beeinflussen. Läßt man an Lichtmeß⁶³ bei der Prozession die Kerze nicht verlöschen, gerät der Hanf, und brennen die Wachsrodel bei der Fronleichnamsprozession gut, dann gibt es viel Flachs⁶⁴. Asche in den Flachs gestreut, gibt viel Flachs⁶⁵. Vielleicht ist die Benützung von geweihter Kohle, die beim Kornsäen mit in die Furche geworfen wird, ebenfalls die Verchristlichung einer alten heidnischen Feuerkultuszeremonie.

Das Feuer spielt die wichtigste Rolle im Eheorakel, denn die rätische Volkskunde berichtet: Brennt bei der Hochzeitsfeier eine Altarkerze hell, die andere düster, oder knistert und keift die Flamme, dann hat der Friede keine Dauer⁶⁶. Heller Kerzenschein verspricht Glück. Diejenige Ekehälfte stirbt zuerst, auf deren Seite das weniger helle Licht brennt⁶⁷. Hat man in einer Stube drei Lichter, dann wird einer der Anwesenden bald Bräutigam⁶⁸. Öfters rettet das Licht auch das Leben oder schafft Hilfe herbei in der Not⁶⁹, ja es wird sogar mit der Seele des Menschen gleichgestellt, wie wir das in den ‚Bündner Friedhöfen‘ nachgewiesen haben⁷⁰.

FEUERKULTUS

Das Feuer weiß um die böse Tat des Menschen und bringt sie an den Tag. Die Meinradslegende erzählt: «Cereus enim ad caput eius positus, divinitus ardere coepit, et locus repleti suavissimo odore – corvorum en quos S. Martyr alere consueverat, eos insequentium clamore continuo prodi, mox vivi flammis traditi, dignas scelerum poenas dederunt⁷¹ – die Wachskerze zu seinen Häupten entzündete sich durch göttliches Wunder von selber und erfüllte den Ort mit dem angenehmsten Duft – die Raben aber, welche der heilige Märtyrer immer zu speisen pflegte, verfolgten die Verbrecher und verrieten sie durch ihr Gekreische, so daß sie bald lebendig der Feuerflamme übergeben wurden und die verdienten Strafen erduldeten.» Hier stellen sich noch Raben als dienende Rachegeister gegen die Mörder ein⁷². Es sind die Adler des Gerichtes, die in der mittelalterlichen Volkskunde und Kunst eine bedeutende Rolle spielen⁷³. Die rächende Kraft des Feuers scheint auch ausgesprochen zu sein in den Worten: Wenn die Frau den Ehering nicht trägt, dann bekommt sie im Fegfeuer einen feurigen Ring an die Hand⁷⁴. Das Feuer, insbesondere die Kerze oder das Talglicht, erfüllen eine vielseitige Aufgabe. Die Flamme redet in ihrer Art, hilft, straft, orakelt wie ein lebendiges Wesen, ja, man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß sie früheren Menschen als Gottheit galt. Die besonders begnadete Unschuld kann sie sogar sehen; denn die Rätoromanische Chrestomathie behauptet, daß das Kind, welches bei Talglicht in den Spiegel schaue, den Teufel erblicke⁷⁵. Ja, der weitere Spruch: «fiuc e Dieuldas segidan – Feuer und Waldfeen helfen sich gegenseitig», deutet noch sicherer dahin, daß das Feuer als heidnische Gottheit aufgefaßt wurde. Aus spielerisch-erzieherischen Gründen sprechen wir noch heute vom Teufel, der aus dem Spiegel

FEUERKULTUS

das Kind anblickt; aber ursprünglich hatte das einen unheimlich ernsten Sinn. Der ‚giavel‘ ist die heidnische Gottheit, welche durch die kirchliche Verurteilung den Namen Teufel erhielt. Eine Ehre, welche die kirchliche Liturgie allgemein den Götzen und heidnischen Gottheiten zuteil werden ließ, weil es nur verschiedene Erscheinungsformen des gleichen heidnischen Dämonenkultus sind im Gegensatz zur wahren christlichen Gottesverehrung.

VI

Der Feuerkultus erscheint erst dadurch in seiner vollen Bedeutung, daß wir ihn als einen Bestandteil der *Sonnenverehrung* und des Gestirndienstes uralter heidnischer Zeit erweisen. Feuer, Blitz, Sonne, Stern und Mond bewegen sich in einem Kreise. Damit die Bruchstücke des Sonnenkultus, wie sie sich in der rätoromanischen Volkskunde vorfinden, zu einem verständlichen Ganzen zusammengefügt werden können, müssen wir den Sonnenkultus der alten Kulturvölker nach den Angaben der Schriftsteller kurz beschreiben. Wir erfahren aus dem Gebetsleben des Mithraskultus⁷⁶: «Dreimal am Tage, morgens, mittags und in der Abenddämmerung, richtete er [der Sonnenanbeter] ein Gebet an die Sonne, bei dem er sich morgens nach Osten, mittags nach Süden und abends nach Westen wandte.» Wenden wir uns zu dem asiatischen Kulturkreis nach Ägypten, so finden wir auch hier einen stark ausgebildeten Sonnenkultus. Von der Verehrung und Lobpreisung der aufgehenden Sonne reden viele Hymnen [Ad. Erman, ‚Die ägyptische Religion‘, Berlin 1909]. Dies erhellt besonders aus den Inschriften der kleinen pyramidenförmigen Votivgaben, die man den Toten mit ins Grab gab; sie sollten es

FEUERKULTUS

erleichtern, die Sonne zu schauen, wenn sie aufgeht und wenn sie untergeht. Daher hat dieses Abbild des Grabes zwei Türen, und in beiden kniet der Tote; auf der einen Seite betet er zur Morgensonne, auf der anderen zur Abendsonne. Im Isiskult⁷⁷ erfolgte nach Apuleus die Tempelöffnung so früh am Morgen, daß die Verehrung des Götterbildes und die verschiedenen Opferspenden bei Sonnenaufgang vorüber waren; dann erfolgte die Begrüßung des aufgegangenen Lichtes, wobei sich sowohl Priester und Volk nach Osten kehrten. Von der großen Prozession der Panathenäen erfahren wir durch einen Volksbeschluß aus der Zeit um 334 vor Christus, daß sie sich nach einer nächtlichen Feier gleichzeitig mit dem Aufgang der Sonne in Bewegung setzte⁷⁸. Die Zeremonie, die das Gebet an die aufgehende Sonne begleitete, war eine Senkung des Hauptes und eine Verbeugung des Körpers; es war also kein Knien oder Sich-Niederwerfen auf den Boden, sondern ein Stehen⁷⁹. Dieser Sonnenkultus ist auch dem Alten Bunde bekannt und wird von der Bibel verurteilt, wie wir aus der Beteuerung Jobs erfahren: «Habe ich etwa ausgeschaut nach der Sonne, da sie glänzte, und nach dem Monde, wenn er in Helligkeit seine Bahn ging, und hat sich mein Herz im stillen gefreut, und habe ich vielleicht meine Hand geküßt, was die größte Ungerechtigkeit wäre und eine Verleugnung gegen den allerhöchsten Gott?»⁸⁰ Um dieses zu verstehen, müssen wir wissen, daß opfernde Menschen die Kälber küssen, welche sie den Götzen darbringen. Die Heiden küßten das Kinn, die Lippen der Götzen, Hand, Knie, Füße; die Kußhand ist der Ersatz davon⁸¹. Einen weiteren Bericht über den Sonnenkultus bringt uns Cicero in seinem ‚Somnium Scipionis‘: «Suspexit [Scipio] ad coelum et ‚grates‘ inquit, tibi ago, summe sol, vobisque, reliqui

celites⁸² – Scipio blickte zum Himmel empor und sprach: Ich sage Dank dir, o höchste Sonne, und allen anderen Himmlischen.» Philostratos weist auf das pythagoräische Gebot hin, wonach man gegen die Sonne gekehrt oder im Angesichte der Sonne ein Bedürfnis nicht verrichten dürfe⁸³. Virgil erzählt über Äneas: «Nacht und Schlaf hatten Äneas verlassen. Er erhebt sich, und aufblickend zum emporsteigenden Licht der himmlischen Sonne, schöpft er nach [heiligem] Brauch mit hohlen Händen Wasser vom Fluß und spricht zum Himmel gewandt dieses Gebet.»⁸⁴

Die rätische Folkloristik vermag uns nur spärliche Reste des ehemaligen Sonnenkultus vorzulegen. Das interessanteste und wohl einzigartigste Dokument dieser Religion findet sich im romanischen Märchen „Il prenci dil solegl“⁸⁵, der Sonnenfürst. Gegen ihren Willen hätte eine Tochter einen Burschen freien sollen. Sie sagte der Mutter: Sie möge lesen, was auf der Kammerwand geschrieben stehe. Dort las sie die Worte: «Eure Tochter ist meine Braut, ich bin der Sonnenfürst.» Als die Mutter aus der Kammer in die Stube sich begab, war die Tochter verschwunden; der Sonnenfürst hatte sie weggeholt. Drei Brüder wurden später auf die Suche nach der verlorenen Schwester gesandt. Der erste fand endlich das hohe Haus, in dem sie als Sonnenbraut wohnte. Der Bräutigam gab die Einwilligung zur Heimführung der Schwester unter der Bedingung, daß er seine Herde auf die Weide führe und abends etwas mitnehme von dem, was die Schafe auf der Weide fraßen. Der erste hatte nicht den Mut, am Schwanz zweier Schafe sich zu halten und über einen Fluß hinführen zu lassen auf den Weideplatz, wo alle Schafe hingegangen waren. Am Abend kehrte er mit der Herde heim und nahm aus der Tasche ein Büschelchen Gras, das er diesseits des Baches

FEUERKULTUS

mit sich genommen. Der Sonnenfürst erklärte, daß seine Schafe etwas ganz anderes weideten, und schickte ihn heim ohne die Schwester, weil er die Bedingungen nicht erfüllt hatte. Dem zweiten ging es nicht besser; nur mit dem Unterschied, daß er dem Sonnenfürsten etwas Laub vorwies. Der dritte hatte den Mut, am Schwanze der Schafe sich zu halten und durchs wilde Wasser sich hindurchziehen zu lassen. Nun sah er, daß die Schafe dort in eine Kapelle gingen, in Menschen sich verwandelten, einer feierlichen Messe beiwohnten und hernach eine herrliche Kilbi hielten. Er aß mit ihnen, steckte ein Stück der besten Pitte in die Tasche, ließ sich abends durch den Fluß ziehen, kam mit der Herde heim und durfte mit der Schwester zur Mutter. Dort blieb sie bis zum Abend, dann aber verschwand sie mit dem Sonnenuntergang. Es scheinen uns hier Elemente des Opfers, das Wasser, vorzuliegen. Die Schafe, Nahrung, Wandlung des Menschen in eine andere Gestalt, in ein anderes Leben greifen allzu merkwürdig ineinander. Wir haben keine genügend feinen Finger, um die Fädchen zu entwirren; aber gewisse rätische Sprüche scheinen sich doch daran gerieben zu haben. Am leichtesten, sagt die Chrestomathie, stirbt man bei Sonnenuntergang und am schwersten um Mitternacht⁸⁶. Jeden Samstag des Jahres, drei ausgenommen, läßt die Nossadunna, Sonnengottheit, sich sehen⁸⁷. Damit die Haare gut wachsen, muß man sie vor Sonnenaufgang schneiden⁸⁷. Den Hühnern muß man die Flügel vor Sonnenaufgang stutzen⁸⁸. Blindschleichen, die der Mäher mit der Sense geschnitten hat, können erst bei Sonnenuntergang sterben⁸⁹. Sieht man einen Stern fallen, dann stirbt jemand in jenem Augenblick⁹⁰, und spricht man beim Fallen eines Sternes ein Requiem, dann erlöst man eine Seele⁹¹. Die Haare muß man bei abnehmendem Mond

schneiden lassen, und Hagpfähle muß man bei zunehmendem Mond einrammen⁹². Sieht man in den Sternen ‚la via sogn Giachen‘, die St.-Jakobs-Straße, an drei aufeinanderfolgenden Abenden, dann ist die schöne Wetterlage beständig⁹³. Wenn man am Karfreitagmorgen vor Sonnenaufgang den Hühnern die Flügel stutzt, kann der Hühnerhabicht sie nicht rauben⁹⁴. Aus dem Unterengadin berichtet uns Herr Dr. J. Hemmi-Bezzola: «In Suren d'Ardez gingen die Leute des Dorfes am Tage, da die Sonne wieder im Frühling auf ihr Gebiet zu scheinen begann, derselben mit Fastnachtsküchlein, ‚Paclanas‘, auf Tellern oder Platten gehäuft, entgegen. Die Fraktion ist einige Monate ohne Sonne, ebenso Garsun. In Garsun gingen die Leute nur auf den nächsten Hügel, wo jetzt die Station Guarda steht, die Sonne zu begrüßen, wenn sie wieder über dem sie verbergenden Berg auftauchte. Vielleicht wäre bei Campell auch hierüber etwas zu finden wie über Capella. In Capella fanden noch zu seinen Zeiten Ringtänze um eine mächtige Wettertanne oder Lärche statt. Dies rief mir folgende Redensart in Erinnerung, die in Zernez geläufig ist: Ir intuorn la pütta, im Sinne von nicht recht im Kopfe sein.»

Bezüglich des oben genannten Gebäckes sei beigefügt, daß wir von einer Sorte sprechen hörten, die den Namen ‚strizla de sulai‘ heißen soll. In Pallioppis Wörterbuch heißt es: «Strizla, auch strözla oder strüzla, f., eine Art Backwerk, das hauptsächlich für das Alpfest, ‚las masü-ras‘, zubereitet wird. Dasselbe wird in Butter gebacken, ist oval oder hat die Form eines Hufeisens.» Es ist möglich, daß wir es hier mit einem uralten Opfergebäck zu tun haben. Auch könnten ‚las punschas dellas olmas‘, die Seelwecken, welche früher im Oberland gebraucht wurden, mit diesen verwandt sein⁹⁵. Zur Verdeut-

FEUERKULTUS

lichung des Sonnenkultes sei aus einer Homilie des heiligen Augustin angeführt⁹⁶:

«Dictum est a domino Jesu Christo: Ego sum lux mundi. Et forte non desit, qui dicat apud semetipsum: Numquid forte Dominus Christus est sol iste, qui ortu et casu peragit diem? Non enim defuerunt haeretici, qui ista senserunt. Manichaei solem istum oculis carnis visibilem, expositum et publicum non tantum hominibus, sed etiam pecoribus ad videndum, Christum Dominum esse putaverunt. Sed catholicae Ecclesiae recta fides improbat tale commentum, et diabolicam doctrinam esse cognoscit: nec solum agnoscit credendo, sed in quibus potest convincit etiam disputando. Improbemus itaque huiusmodi errorem, quem sancta ab initio anathematizavit Ecclesia. Non arbitremur Dominum Jesum Christum hunc esse solem, quem videmus oriri ab Oriente, occidere in Occidente: cuius cursui nox succedit, cuius radii nube obumbrantur: qui certe de loco in locum motione commigrat... Non est Dominus Christus sol factus, sed per quem sol factus est. Omnia enim per ipsum facta sunt, et sine ipso factum est nihil.»

«Wenn der Herr sagt: ‚Ich bin das Licht der Welt‘, so ist das, glaube ich, denen klar, die Augen haben, wodurch sie dieses Lichtes teilhaftig werden; die aber nur Augen haben im Leibe allein, wundern sich über das, was der Herr Jesus Christus gesagt hat: ‚Ich bin das Licht der Welt.‘ Und vielleicht sagt wohl auch einer bei sich selbst: Ist etwa Christus der Herr die Sonne, die durch Auf- und Untergang den Tag bewirkt? Denn es hat nicht an Häretikern gefehlt, welche dies meinten. Die Manichäer hielten dafür, daß diese mit den Augen des Fleisches wahrnehmbare Sonne, die nicht bloß für die Menschen, sondern auch für die Tiere öffentlich zum Sehen hingestellt ist, Christus der Herr sei. Aber der

rechte Glaube der katholischen Kirche verwirft ein solches Phantasiegebilde und erkennt darin eine teuflische Lehre, und nicht bloß, daß sie dies im Glauben erkennt, sondern sie widerlegt es mittels solcher, die dazu fähig sind, auch durch Gründe. Verwerfen wir also einen solchen Irrtum, den die heilige Kirche von jeher verurteilt hat. Glauben wir nicht, der Herr Jesus Christus sei diese Sonne, die wir aufgehen sehen im Osten und untergehen im Westen, auf deren Vorübergang die Nacht folgt, deren Strahlen durch eine Wolke verdunkelt werden, die in einer bestimmten Bewegung von einem Ort zum andern wandert; dies ist nicht Christus der Herr. Nicht ist Christus der Herr die Sonne, die gemacht ist, sondern derjenige, durch den sie gemacht ist. Denn alles ist durch ihn gemacht, und ohne ihn ist nichts gemacht.»

Auch die Volksmedizin liefert uns Beiträge zum Sonnenkultus. Als Mittel gegen Zahnschmerzen⁹⁷ bohrt man ein Loch in den Stamm der Eberesche, nimmt von ihr einen Splitter, sticht damit in den Zahn und verpflockt es⁹⁸ gut; doch muß das Loch auf der Seite des Baumes gemacht werden, welche dem Sonnenaufgang entgegengesetzt ist. Um Warzen zu vertreiben, nimmt man eine wilde Schnecke, bestreicht damit die Warze, spießt das Kriechtier auf einen Stecken und setzt es an die Sonne. Ist die Schnecke verdorrt, dann verschwinden die Warzen; aber beim Weggehen darf man nicht zurückschauen⁹⁹. Es sei hier bemerkt, daß das Umsehen bei der Opferhandlung ausdrücklich und streng untersagt war, wie die Heilkünstlerin bei Ovid ganz klar sagt: *Quique adsint sacris, respicere illa vetat* – denen, welche beim Opfer anwesend sind, verbietet sie umzuschauen¹⁰⁰.

Die Sonnenverehrung setzt sich geradlinig weiter im Feuerkultus, denn nach Varro¹⁰¹ galt der Satz: «*Esse ex*

FEUERKULTUS

sole sumptus ignis – daß das Feuer von der Sonne herkomme» entweder durch den Brennspiegel oder durch den Blitz. Daraus ergibt sich dann von selber die Verehrung für den Blitz, welcher das Feuer liefert. Ihm werden die gleichen Opfer gebracht wie dem Feuer; man darf das Blitzfeuer nur mit Milch und Salz löschen¹⁰². Gegen den Blitz sei die Blüte des Traubenkirschenbaumes gut, und als Schutzheilige werden angerufen: «Sontga Barbara e sogn Tschamun pertgira nus dal fiuc e dal tun! – Heilige Barbara und heiliger Simeon beschützt uns vor Feuer und Blitz!»¹⁰³ Dem Blitz ist die Schwalbe heilig; denn wer Schwalbennester zerstört, dessen Haus wird vom Blitz eingeäschert. Der Blitz ist auch ein Rächer von Untaten [die Keule des Zeus!]. Der letzte Ritter von Bernegg bei Castiel, welcher bei Nacht mit brennender Fackel einem Geistlichen den Weg zeigte, löschte diese plötzlich aus, wodurch der betreffende Herr in größte Lebensgefahr geraten war. Der Ritter wird vom Blitz erschlagen und verbrannt. Der Blitz fuhr in die Tanne, unter welcher der fehlbare Ritter beim Strafgewitter Schutz suchte¹⁰⁴. Der letzte bischöfliche Vogt von Pedenale, welcher das Kind des ungerechterweise eingekerkerten Bauern aus dem Arm der Mutter riß und an einem Stein zerschmetterte, wurde auf die Verwünschung der Mutter hin von einem Blitzstrahl erschlagen, der den Verbrecher ins Herz traf und zur gleichen Zeit den Stein spaltete. Seither muß der Landvogt jede Nacht um den Stein herumirren und den Felsblock mit Tränen waschen¹⁰⁵. Als der schlaue Peister Bauer mit seinem Schatten den Satan betrogen hatte, zog letzterer unter Blitz und Donnergetöse von dannen¹⁰⁶. Im Calancatal wird bei Gewittern eine Palme oder Olive angezündet und zum Fenster hinausgeworfen, wie die betreffenden Talbewohner uns versicherten.

FEUERKULTUS

Die höchste römische Auffassung des Gestirn- und Feuerkultus scheint in dem zu liegen, daß Varro¹⁰⁷ sagt: «Esse ex sole sumptus ignis, isque totus mentis est – das Feuer ist der Sonne entnommen und ist ganz geistig, also kein irdischer Stoff oder Element.» Nach Augustin, der den Varro zitiert, lehrte dieser heidnische Philosoph: «Aethereas animas esse astra ac stellas, eos celestes Deos non modo intelligi esse, sed etiam videri¹⁰⁸. – Die Gestirne und Sterne seien luftähnliche Seelen, man denke sie sich nicht bloß als Götter, sondern sie scheinen es wirklich zu sein.» Cicero hat darüber in seinen Tuskulanen eine äußerst interessante philosophische Abhandlung, in welcher er mit großer Energie sich emporzuarbeiten sucht zum Begriff einer geistigen Seele. Ihm sind Seele, Gestirne, Feuer gleicher Natur, nur mehr oder weniger feiner, hauchartiger. Feuer, Blitz, Sonne, Mond, Sterne und sogar die Seele bewegen sich in einem Kreise. Darum erscheinen auch die Seelen immer wieder unter der Gestalt herumirrender Flammen, wie die Volkskunde aller Völker allgemein bezeugt.

VII

Der heidnische Feuerkultus dehnt sich über das ganze Jahr aus. Man entdeckt seine Spuren in den heidnischen Festen Griechenlands und Italiens, in den christlichen Festen, welche die *Feuerfeste* zu ersetzen, niederzuringen hatten, und in den Jahrzeiten, wo der Kampf zwischen Licht und Nacht, zwischen Werden und Vergehen am auffälligsten sich aufdrängt. Bei ackerbautreibenden Hirtenvölkern kommt dieses am augenfälligsten zur Geltung. Die Räteromanische Chrestomathie sagt: «Sogn Gion e s. Gion spartan igl onn», das Jahr scheide

FEUERKULTUS

sich in den beiden Johannesfesten ¹⁰⁹, also in der Periode der längsten Finsternis und in der Periode des höchsten Lichtes, der längsten Tage. Um Johannes den Evangelisten, zur heutigen Weihnachtszeit, bis gegen Ende Januar, folgen sich Spuren des Feuerkultus. Schon der heilige Augustin, der noch in der Zeit der aufregendsten Kämpfe des Christentums mit dem heidnischen Feuerkultus lebte, sagt in seiner Weihnachtshomilie: «In nativitate Christi dies crescit, in Johannis nativitate decre-scit [Sermo XII, in Nativitate Domini, Millon, 13, 'Le culte du feu'] – an Christi Geburt wächst der Tag, an Johannes' Geburt nimmt er ab.» Um Weihnachten richtet der Bauer noch jetzt einen astreichen Weihnachtsklotz her, den man an Weihnachten in den Ofen steckt. Man weiß heute nicht mehr von ihm, als daß er 'cusch de Nadal' heißt und nur dafür bestimmt sein soll, die Stube warm zu halten, bis die Leute aus dem Weihnachtsgottesdienst heimkommen. Dieser 'cusch de Nadal' bekommt aber eine ganz andere Würde, wenn man in 'Le culte du feu' von Millon liest, daß ein solcher Block in der Bretagne noch heute am St.-Johannes-Fest, 24. Juni ¹¹⁰, mit größter Feierlichkeit unter Beteiligung des ganzen Dorfes angezündet wird. Er heißt im Bretonischen 'Tantad', wird vom Dorfältesten oder vom Maire, ja sehr oft vom Pfarrer angezündet. Der Pfarrer segnet ihn und zündet ihn an. An einigen Orten fällt ein automatischer Zinkengel vom Turm und zündet ihn an. Vielsagend ist das Lied, das gesungen wird, das ich aus dem Französischen übersetze. Es wird bretonisch noch heute gesungen: «Holla! Knaben und Mädchen! Brecht ab euer

*Feuerreifen der Kinder
beim Abbrennen des Homstroms im Engadin*

e
n
-
-
-
n
-
-
e
n
-
s-
t.
h
ie
s-
e-
e
er
o,
en
n-
oft
nd
er
ist
si-
n-
er





Brennender Homstrom im Engadin



Zum Scheibenschlagen bereit (Untervaz)



Scheibenschlagen in Untervaz

FEUERKULTUS

halbgenossenes Mahl, laßt den Löffel im Teller liegen – denn die heilige Nacht erscheint, ich sehe die Feuer sich nähern, die große Helle auf den Bergen. Es tue ein jeder seine Pflicht. Laßt den Löffel im Teller – nehmt die Bürde auf die Schulter – wer diese Nacht der Letzte ist – wird der Letzte im Himmel sein – breitet aus die Asche des Tantad. Ihr werdet die Saat keimen sehen. Hängt die verkohlte [calciné] Fackel ans Kopfende der Bettstatt – die Nachkommenschaft wird sich mehren. – Der dieses Lied gemacht – ist nur ein armer, unscheinbarer Mensch – Henri Rohan, Schneider von Beruf. – Eine Greisin sage nun Dank – und bezeichnen wir uns mit dem Kreuz.» Feuer, Licht, Sonne und Fruchtbarkeitsritus greifen hier in religiöser Zeremonie ineinander, ja, die alte heidnische Liturgie ist bereits ingenios durch Gebet, Segen und Priester ins Christliche übersetzt.

Unser ‚cusch de Nadal‘ muß hier eingereiht werden. Dazu kommt noch, daß während der Weihnachtsmesse überall in allen Häusern die Lichter brennen sollen. Meine Mutter sagte: «Bleibt nur ruhig im Bette und schlafet, dann wird das Talglicht nicht erlöschen und kein Feuer fangen, die Engel schieben den Talg ans Licht und schützen es; aber nur wenn ihr schön ordentlich weiterschlafet.» Le Braz erzählt vom Ewigen Licht: «Quand les hommes oublie d'entretenir la lampe, Dieu lui-même y pourvoit.»¹¹¹ In früheren Zeiten, berichtet die Chrestomathie, fastete man an der Dreikönigsvigil von einem Abend bis zum anderen, «daven che las steilas mavan tochen ch'ellas vegnevan puspei». Das tat man, um zu wissen, wo einer hinheiraten würde. Man fixierte sich gewisse hellere Sterne, und gerade dorthin, wo der hinwies, bekam man sein Heim. Wies er auf den Friedhof, dann mußte man im selben Jahre noch sterben¹¹². Am Silvesterabend gehen die Drei-

FEUERKULTUS

königssänger von Haus zu Haus und singen, auch beim Pfarrer und vor der Kirche. Während des Adventssonntags erbettelten sie bei den Jungfrauen die Bändeli zur Verzierung ihrer Kronen und den Talg für das Licht ihres Sternes¹¹³. Am gleichen Fest, Buania va mintgin tier la sia, stahlen die Jungfrauen irgendwo von einem Jüngling Holz, versammelten sich, machten ein Feuer an, gossen Blei ins Wasser und ließen durch eine alte Frau weissagen, ob sie eine reiche, glückliche oder unglückliche Heirat gewärtigen dürften¹¹⁴.

An Pauli Bekehrung, dem 25. Januar, wo die Sonne wieder so hoch ist, daß sie überall in die schattigen Gassen schaut, heißt es, die Sonne scheine während der Messe auf den Altar, auch an jenen Orten, heißt es so, wo sie nicht einmal hereinschauen kann. Daß diese Zeit von Ende Januar auf den Februar hin eine rituelle heidnische Bedeutung hatte, wissen wir aus Ovid; denn um diese Zeit wurden die Luperkalien [am 15. Februar] als Reinigungs- und Fruchtbarkeitsfest¹¹⁵ gefeiert. In diesem Zeitraum feiert die katholische Kirche ihr Lichtmeßfest, St. Agatha und Blasius, wo Lichter in der Prozession getragen werden, wo das Agathabrot mit dem Segen gegen Feuersgefahr geweiht wird, wo am Blasius-tag mit den brennenden Kerzen die Halsweihe vorgenommen wird. Nach dem großen benediktinischen Liturgiker Don Guéranger ist das Lichtmeßfest gerade als Ersatz eingeführt. Daß hinter diesen Lichtern noch heidnische Ansichten, Überbleibsel des heidnischen Feuerkultus, lauern, ersieht man aus der Chrestomathie¹¹⁶. «Der Hanf geratet, wenn man an Lichtmeß bei der Prozession die Wachsredel nicht verlöschen lassen muß; werden die Kerzen aber vom Winde ausgelöscht, so gibt es wenig Flachs¹¹⁷. An St. Agatha scheint die Sonne durchs ganze Tal. Sontga Gada meina ils firaus

FEUERKULTUS

a casa – St. Agatha führt die Feiertage heim, sie bringt Brot und Butter – sontga Gada vegn cun paun e pischada, sontga Gada mes' envernada, far bia tscheiver dat bi e liung coven, far cuort tscheiver, dat cuort e mitgiert coven – je nachdem man die Luperkalien gründlich feiert, die Fastnacht lang oder kurz wird, stellt sich die Fruchtbarkeit ein.»¹¹⁸ Die christlichen Feste sind nicht einfach heidnische Feste, sondern Feste, welche einen ganz anderen Inhalt haben, ohne heidnischen Aberglauben. Die Weißen schreiben dem Feuer nicht etwa eine magische Kraft zu, sondern sie bitten Gott, er möge denjenigen, welche Kerzen tragen, im Namen Christi auf die Fürbitte der Heiligen, Segen geben, und denen, welche sie singend tragen, durch das kostbare Blut Christi Hilfe leisten, wenn sie zu Ihm rufen. Er soll ihnen Licht des Segens geben und die Finsternis der Leidenschaften verscheuchen, damit sie «purgato mentis oculo ea cernere possimus quae tibi sunt placita et nostrae salutis utilia» ... also die geistigen Augen auswaschen, daß sie sehen, was Gott wohlgefällig und ihrem Heile nützlich ist. In ähnlicher Weise spricht auch das Segensgebet von St. Agatha, Blasius und vom Aschermittwoch. Sie tragen aber alle den Stempel, ja die Narben der Bekämpfung heidnischen Aberglaubens. Es reicht dieses hinüber bis in die Karwoche, wie wir später sehen, wenn wir die Stellung der Kirche zum Feuerkultus untersuchen.

Der Monat März war in römischer Zeit der erste des Jahres. Er ist deswegen mit verschiedenen Festen belegt. Das auffälligste für unsere Zwecke ist aber dasjenige der Palilia, die am 21. April gefeiert wurde, das wir schon früher geschildert haben. Von dieser Festzeit scheint noch das Scheibenwerfen zu stammen, das nur mehr in einigen Orten Bündens [Danis, Dardin, Untervaz] in

FEUERKULTUS

Übung ist. Die Schilderung der Chrestomathie diene uns hier nach Band II und X¹¹⁹. Die Schilderung aus dem Oberhalbstein, von Reams, ist die ausführlichste. Feuer-Sonnen-Kultus, Fruchtbarkeitsritus, Heirat und so weiter erscheinen hier in klarer Schilderung. Am Nidelsonntag erbettelte die Jugend überall Holz und führte es auf eine Anhöhe ob dem Dorfe, wo am Abend beim Zunachten ein oder zwei große Feuer angemacht wurden. Die Burschen hatten handgroße runde Scheiben, die ein Loch in der Mitte hatten, im Laufe der letzten Zeit gefertigt und heraufgetragen – jeder seine zwanzig bis dreißig Stück an einer Schnur. Auf dem Platz wurden Wachen ausgestellt, damit der ‚barlott‘ und die ‚hutscha cun purschals‘ ihnen nicht ins Handwerk pflusche oder gar Schaden zufüge. Jede Scheibe wurde durch das Loch an eine lange Rute gesteckt, ins Feuer gehalten, bis sie glühte wie die Sonnenscheibe, dann wurde sie auf einem Springbock hin- und hergeschwungen, bis sie im richtigen Wurf war und hoch in die Luft sich jagen ließ. Dazu wird gerufen: «Schiba, schiba, bèla ia teir giu tè per Nn. – Scheibe, schöne Scheibe, ich werfe dich für N.N.» Dazu wurde wacker geschrien und gegrunt. In der Oberländer Fassung, welche bereits in einzelnen Teilen etwas verblichen ist, wurde die erste Scheibe der Hausfrau, die das Nachtessen serviert hatte, geweiht und geworfen, dann dem Pfarrer [mir selber ist noch eine solche geworfen worden als Pfarrer von Dardin] und anderen distinguierten Personen. «Schiba, schiba pegliai, pegliai quella biala schiba signur mistral. – Scheibe, Scheibe, fanget fanget diese schöne Scheibe, Herr Landammann.» In Reams wurde die erste der ‚hutscha cun purschals‘, der Fruchtbarkeitsgöttin, gebracht. Daß es diesen Sinn hatte, ersieht man aus dem Spruch, der dazu hinabgerufen wurde:

FEUERKULTUS

Scheba, scheba bela.
Igl pantg einten la padela,
Igl grang aint il vonn
Par tut igl onn.

Scheibe, schöne Scheibe.
Butter in der Pfanne,
Korn in der Wanne
Das ganze Jahr.

Dann wurden die Scheiben den Jungfrauen gewidmet. Deren Namen wurden jeweilen mit dem eines Jünglings genannt. Daß diese Paare dafür nicht gleichgültig waren, ersieht man daraus, daß mancher zahlte, um ja mit einer bestimmten Jungfrau ausgerufen zu werden. Aus dem Lauf des Feuerrades schloß man aufs Glück des betreffenden Paares; es hatte die Bedeutung eines Eheorakels. Im Tirol wurden die Ehen ausgerufen, was auch hier sehr nahe lag.

Nach Schluß, wenn die Feuer ganz abgebrannt waren, riß man die Überreste des Holzstoßes auseinander und warf die Asche und Kohle die Halde hinunter unter wildem Huronengeheul. Hernach liefen die Burschen von Haus zu Haus und sammelten ‚patlaunas‘, Pfannkuchen, die mit Nidel verspeist wurden. Patlaunas e groma, Pfannkuchen und Nidel, gehörten scheint's zu den Opfergaben der Fruchtbarkeitsriten. Die Chrestomathie bezeugt, daß man beim Nidelmahl nach dem Scheibenschlagen sogar einen Löffel voll geschwungener Nidel an die Diele warf, wo der Rahmfleck bis zum kommenden Jahr stehenblieb [«in tschadon groma se sot il palantschia anfignen igl on siva»] ¹²⁰.

Beachten wir aus dem Reamser Scheibenwerfen noch einige Punkte. Die Knaben dürfen die Zubereitungen

FEUERKULTUS

für die Veranstaltung nur während des Rosenkranzes, der um diese Zeit in der Pfarrkirche gebetet wird, treffen, und sie rechnen besonders auf den Schutz des geisterbannenden Aveglöckleins, das dann erklingt. Man fürchtet nämlich, daß die ,tschoua cun purschels – Muttersau mit ihren Ferkeln‘ schaden könnte. Gegen die Störung der Veranstaltung sind sogar einige Knaben als Wache aufgestellt. Ältere Jünglinge, welche diese Feier nicht mehr ernst nahmen, schlichen sich heran und ahmten das grunzende Borstentier nach und trieben jene, die noch gläubig mitmachten, zu solchem Schrecken, daß manchmal alle Knaben auf und davon liefen. Es handelt sich hier um die Abwehr einer schädigenden Gottheit, die immer wieder in den Sagen erscheint; wir treffen diese bei den Römern und bei den Germanen. Durch das Dreckopfer werden sie abgewehrt!¹²¹ Daß das Scheibenwerfen nur mehr von den Schulknaben geübt wird, ist das Zeichen des Aussterbens des Brauches. Die Schulbuben üben im Spiel noch dasjenige, was früher eine ernste heidnische liturgische Sonnen- oder Feuerkultfeier war. Kinder können auch sonst nur mit leeren Schalen spielen. Hier spielen sie ebenfalls mit Dingen, deren ursprünglicher Kern und Sinn ihnen verlorengegangen ist. Es ist aber merkwürdig, mit welcher Hartnäckigkeit die alten leeren Formen sich noch behaupten. Man sieht daraus auch, wie wichtig alte Kinderspiele für den Kulturhistoriker sind.

Zu den Festen des Feuerkultus rechnen wir auch das Verbrennen der Fastnacht. Die Chrestomathie¹²² erzählt: Am Fastnachtdienstag versammelte man sich zu Somvix auf dem ,cadruvi‘ [Dorfplatz]. Die Faste, als alte Frau mit schwarzer Haube [,capetsch mut‘] und einem Schneckenhäuschenkollier am Hals, klagt vor Gericht gegen Junker Fastnacht, an dessen Kappe eine Wurst

FEUERKULTUS

baumelt. Junker Scheiver wird aus dem Land verbannt. Um Mitternacht, beim Läuten der großen Glocke, soll er bis Ilanz verbannt sein. Zu dieser Stunde schleppte man den Verurteilten auf einem Schlitten den ‚cadruvi‘ hinab und warf ihn in ein Feuer, das zuunterst am Dorfplatz loderte. Der Verurteilte sprang aus den Flammen. Dann jagte man ihn mit einem brennenden Besen die Gasse Gion Berther hinab, wohl dem Rhein zu. Das Verbrennen der Strohuppe¹²³ war schon bei den Römern in Übung, und auch das Begraben einer solchen Figur fand sich vor. Die Fruchtbarkeitsgöttin wurde in die Erde vergraben, um wieder wie aufflackerndes, emporblitzendes lebendiges Feuer das Wachstum zu geben. Vielleicht gehört hieher auch das Aschenbrödel, ‚la schenderletga sut il vonn‘, als Göttin der Fruchtbarkeit, und die heilige Margaretha, die im Liede Abschied nimmt von der Feuerstatt, mit der sie immer schlief, wie sie singt¹²⁴.

Pietigot, ti mia buna fueinetta,
Ch'jeu durmevel adina cun tei.

Behüt dich Gott, du mein kleiner Herd,
Bei dir fand ich immer meinen Schlaf.

Eine eigenartige Zeremonie des Feuerkultus wird ‚chistrar la nebla‘, im Obersaxer Dialekt ‚brentina heila‘, anderwärts ‚Teufel heile‘ geheißen. Es ist das Nodfyr oder Nedfyr¹²⁵, welches Jacob Grimm ausführlich schildert und von Du Cange, ‚Glossarium mediae et infimae latinitatis‘, prägnant beschrieben wird. Da ich selber als kleiner Knabe in den Maiensäßen im Heimatdorf bei dieser Operation noch mitgewirkt habe, gebe ich diese Schilderung nach dem damaligen Erlebnis. Zwischen

FEUERKULTUS

einer nur wenig geöffneten Türe und dem Türpfosten des Viehstalles oder den Torflügeln des Heustalles wurde ein kleines, ungefähr zehn Zentimeter langes, auf beiden Seiten gespitztes rundes Hölzchen eingeklemmt. Mit Hilfe einer Schnur wurde es von zwei Knaben wie ein Trillbohrer so lange gedreht, bis es in den beiden Löchern, wo es an der Türe und am Türpfosten rieb, zu rauchen anfang. Die schwarz angebrannten Löcher sind noch heute dort zu sehen. Man trieb dieses Spiel an Nebeltagen, um den Nebel zu vertreiben und die Sonne herabzuziehen. Die einen der Knaben behaupteten, den Erfolg schon erfahren zu haben, während die anderen darüber naseweiser zweifelten; aber zur Sicherheit zog doch jeder an der Schnur aus Leibeskräften. Dieser ‚ignis accensus fricando‘ [durch Reiben entstandenes Feuer] ist einmal eine kultische Feuerzeremonie der Erwachsenen gewesen, welche so das heilige Feuer erzeugten, vom Himmel herabgezogen. Der Römer glaubte, man könne den Blitz herabziehen, wie wir aus römischen Schriftstellern wissen. Diesem Brauche ist die Ehre der kirchlichen Verurteilung schon beim Concilium germanicum [Anno 743] zuteil geworden.

VIII

Unsere Ausführungen über den Feuerkultus rücken nun erst dadurch in das rechte Licht, daß wir die *Stellung des Christentums zur Verehrung der Sonne und der Flamme* kennzeichnen. Ein Blick in die Bibel zeigt uns, daß schon Kain und Abel Feueropfer darbrachten und daß sogar fortwährende, tägliche Feueropfer angeordnet waren durch Leviticus 6, 5–6: «Das Feuer aber auf dem Altare soll immerdar brennen, und der Priester soll jeg-

lichen Morgen täglich dazu Holz legen, es zu nähren, und das Brandopfer darauf zu legen, und über diesem das Fett des Friedopfers verbrennen. Das ist das ewige Feuer, das nimmer erlöschen soll auf dem Altare.» Dann lesen wir noch im gleichen Buch 9, 23 und 24: «Und Moses und Aaron gingen ins Zelt des Zeugnisses, und kamen wieder heraus, und segneten das Volk. Da erschien die Herrlichkeit des Herrn vor dem Volke, und siehe, ein Feuer ging aus von dem Herrn und verzehrte das Brandopfer, und die Fettstücke, so auf dem Altare waren. Da solches das Volk sah, priesen sie den Herrn und fielen auf ihr Antlitz.» Ähnliches wird beim Propheten Elias berichtet, 3. Buch der Könige 18, 38. Bei Daniel lesen wir, daß der Thron Gottes lauter Feuerflammen und des Stuhles Räder brennende Feuer seien [Daniel 7, 9]. Noch mehr steht im Buche Exodus zu lesen: «Und der Herr erschien ihm [Moses] in einer Feuerflamme mitten aus einem Dornbusch; und er sah, daß der Dornbusch brenne und doch nicht verzehrt werde... Aus dem Dornbusch sagte Gott zu Moses: Ich bin, der ich bin» [Exodus 3, 2 ff.]. Tatsache ist nun, daß die heidnische Auffassung sich doch in etwas berührt mit dem, was das Alte Testament berichtet; Gott fordert und nimmt Feueropfer, sendet dazu sogar das Feuer, ja, redet selber durch das Feuer zum jüdischen Volke. Daraus schließen wir, daß das Feuer, wie es auch die Heiden gehant hatten, eine geeignete Brücke zu Gott ist; aber das Christentum läßt ihm nicht eine Aufgabe zuweisen, die Gott ihm nicht zuwies, und es nicht verwechseln mit Gott selber, erlaubt nicht, daß das Sprachmittel mit dem Inhalt vertauscht werde. Mit diesem gar sehr geeigneten Element hat der Heide gesucht, Gott so nahe zu kommen, als ihm möglich war. Bei diesem Suchen sammelte sich aber viel Schlacke, Irrtum und Unrat. Es

war nicht leicht, den allzu materialistisch denkenden Menschen loszulösen vom Erdhaften und zum Begriff eines übersinnlichen Gottes zu führen. Christus verwarf dieses Ausdrucksmittel nicht, sondern nannte sich selber das wahre Licht, also das Feuer, «welches alle Menschen, die in diese Welt kommen, erleuchtet» [Johannes 1, 9]. Daß der Heilige Geist an Pfingsten in Feuerflammen erschien, läßt ebenfalls erkennen, daß Gott diesen Weg benützte, um zu den Menschen zu sprechen. – Es war also Bestimmung und Aufgabe des Christentums, unter Benützung des Feuersymbols die heidnischen Völker loszulösen von ihrem Aberglauben an die Materie und zur richtigen Erkenntnis Gottes hinzuführen. Wie schwer das ging und wie tief und wie lange der Feuerkultus noch wirksam war, sehen wir aus der Weihnachtspredigt des heiligen Leo, aus der Kampfstellung des heiligen Augustin, aus den Worten des Pseudo-Eusebius von Alexandrien, aus der Apologie des Pseudo-Melito und aus den Konzilsverordnungen. Leo der Große sagt in seiner Weihnachtspredigt ¹²⁶:

«Bevor sie nämlich die Basilika des heiligen Apostels Petrus, die dem einen lebendigen und wahren Gott geweiht ist, betreten, steigen sie die Stufen hinan, die zur Anhöhe des oberen [Vor-] Platzes führen, wenden dort ihren Körper nach der aufgehenden Sonne, und mit gesenktem Nacken verbeugen sie sich zur Ehre der glänzenden Scheibe. Wir bedauern es mit tiefem Schmerz, daß dies teils aus dem Übel der Unwissenheit, teils aus dem Geiste des Heidentums geschieht. Wenn auch einige dabei eher den Schöpfer des schönen Lichtes verehren als das Licht selber, das ja nur ein Geschöpf ist, so muß man sich doch auch von dem Scheine eines solchen religiösen Dienstes fernhalten. Wenn nämlich jemand, der den Kult der Götter verlassen hat, solcherlei

FEUERKULTUS

bei den Unsrigen findet, wird er dann nicht diesen Brauch als bewährten Teil seines alten Glaubens beibehalten, zumal er ihn gemeinsam bei den Christen und Heiden findet?»

Leo in einer anderen Weihnachtspredigt: «Nach diesen Leuten [verführte Leute] soll dieser Tag [der seit Kaiser Julian heidnischer Reichsfeiertag war, an dem man den Geburtstag des unbesiegten Sonnengottes – *Natalis Solis invicti* – festlich beging] unserer Festfeier [der 25. Dezember] nicht sowohl wegen der Geburt Christi als wegen des Anfanges der neuen Sonne ehrwürdig sein.» Nur mühsam wurde der antike Festtag seit den Tagen Konstantins des Großen durch den christlichen Weihnachtstag, den Geburtstag der ‚Sonne der Gerechtigkeit‘, verdrängt¹²⁷.

Pseudo-Eusebius von Alexandrien: «Wehe denen, die die Sonne anbeten und den Mond und die Sterne. Denn ich kenne viele, die der Sonne durch Verbeugung ihre Anbetung bezeugen und zu ihr beten. Wenn die Sonne eben aufgegangen ist, beten sie zu ihr und sagen: ‚Erbarme dich unser!‘ Und nicht nur Sonnenverehrer und Häretiker tun dies, sondern auch Christen; ihren Glauben verleugnend, gesellen sie sich zu den Häretikern. Verflucht, wer die Sonne anbetet und den Mond und die Sterne oder ein anderes Geschöpf außer dem Schöpfer.»¹²⁸

Zwischen 324 und 328 wurde zu Konstantinopel die Konstantinssäule aufgerichtet; bei dieser Feier trugen die Vornehmen Kerzen und weiße Kleider, Hymnen wurden gesungen. Der Priester sang ein litaneiförmiges Gebet, und das beistehende Volk rief hundertmal *Kyrie eleison*¹²⁹. In diese Säule wurden später Nägel und Splitter vom Kreuz Christi eingelassen zur Steigerung und Verchristlichung des Sonnenkultus¹³⁰. – *Kyrie eleison*

FEUERKULTUS

war nicht leicht, den allzu materialistisch denkenden Menschen loszulösen vom Erdhaften und zum Begriff eines übersinnlichen Gottes zu führen. Christus verwarf dieses Ausdrucksmittel nicht, sondern nannte sich selber das wahre Licht, also das Feuer, «welches alle Menschen, die in diese Welt kommen, erleuchtet» [Johannes 1, 9]. Daß der Heilige Geist an Pfingsten in Feuerflammen erschien, läßt ebenfalls erkennen, daß Gott diesen Weg benützte, um zu den Menschen zu sprechen. – Es war also Bestimmung und Aufgabe des Christentums, unter Benützung des Feuersymbols die heidnischen Völker loszulösen von ihrem Aberglauben an die Materie und zur richtigen Erkenntnis Gottes hinzuführen. Wie schwer das ging und wie tief und wie lange der Feuerkultus noch wirksam war, sehen wir aus der Weihnachtspredigt des heiligen Leo, aus der Kampfstellung des heiligen Augustin, aus den Worten des Pseudo-Eusebius von Alexandrien, aus der Apologie des Pseudo-Melito und aus den Konzilsverordnungen. Leo der Große sagt in seiner Weihnachtspredigt¹²⁶:

«Bevor sie nämlich die Basilika des heiligen Apostels Petrus, die dem einen lebendigen und wahren Gott geweiht ist, betreten, steigen sie die Stufen hinan, die zur Anhöhe des oberen [Vor-] Platzes führen, wenden dort ihren Körper nach der aufgehenden Sonne, und mit gesenktem Nacken verbeugen sie sich zur Ehre der glänzenden Scheibe. Wir bedauern es mit tiefem Schmerz, daß dies teils aus dem Übel der Unwissenheit, teils aus dem Geiste des Heidentums geschieht. Wenn auch einige dabei eher den Schöpfer des schönen Lichtes verehren als das Licht selber, das ja nur ein Geschöpf ist, so muß man sich doch auch von dem Scheine eines solchen religiösen Dienstes fernhalten. Wenn nämlich jemand, der den Kult der Götter verlassen hat, solcherlei

FEUERKULTUS

bei den Unsrigen findet, wird er dann nicht diesen Brauch als bewährten Teil seines alten Glaubens beibehalten, zumal er ihn gemeinsam bei den Christen und Heiden findet?»

Leo in einer anderen Weihnachtspredigt: «Nach diesen Leuten [verführte Leute] soll dieser Tag [der seit Kaiser Julian heidnischer Reichsfeiertag war, an dem man den Geburtstag des unbesiegtten Sonnengottes – *Natalis Solis invicti* – festlich beging] unserer Festfeier [der 25. Dezember] nicht sowohl wegen der Geburt Christi als wegen des Anfanges der neuen Sonne ehrwürdig sein.» Nur mühsam wurde der antike Festtag seit den Tagen Konstantins des Großen durch den christlichen Weihnachtstag, den Geburtstag der ‚Sonne der Gerechtigkeit‘, verdrängt¹²⁷.

Pseudo-Eusebius von Alexandrien: «Wehe denen, die die Sonne anbeten und den Mond und die Sterne. Denn ich kenne viele, die der Sonne durch Verbeugung ihre Anbetung bezeugen und zu ihr beten. Wenn die Sonne eben aufgegangen ist, beten sie zu ihr und sagen: ‚Erbarme dich unser!‘ Und nicht nur Sonnenverehrer und Häretiker tun dies, sondern auch Christen; ihren Glauben verleugnend, gesellen sie sich zu den Häretikern. Verflucht, wer die Sonne anbetet und den Mond und die Sterne oder ein anderes Geschöpf außer dem Schöpfer.»¹²⁸

Zwischen 324 und 328 wurde zu Konstantinopel die Konstantinssäule aufgerichtet; bei dieser Feier trugen die Vornehmen Kerzen und weiße Kleider, Hymnen wurden gesungen. Der Priester sang ein litaneiförmiges Gebet, und das beistehende Volk rief hundertmal *Kyrie eleison*¹²⁹. In diese Säule wurden später Nägel und Splitter vom Kreuz Christi eingelassen zur Steigerung und Verchristlichung des Sonnenkultus¹³⁰. – *Kyrie eleison*

FEUERKULTUS

ist sehr wahrscheinlich aus dem antiken Sonnenkult in den christlichen Gottesdienst übergegangen¹³¹. Die Vergleiche Christi und der Kirche mit Sonne und Mond sind dem Origines geläufig¹³².

Pseudo-Melito, Apologie¹³³: «Darum wälzest du dich vor Dämonen und Gespenstern auf der Erde und richest eitle Bitten an die, welche nichts zu geben haben. Du aber erhebe dich vor denen, die auf der Erde liegen und die Steine küssen und ihre Nahrung zur Speise des Feuers hingeben und ihre Kleider den Bildern opfern.» Es war also die Bestimmung und Aufgabe des Christentums, unter Benützung des Feuersymbols die heidnischen Völker loszulösen von ihrem Aberglauben an die Materie und zur richtigen Erkenntnis Gottes zu führen. Das ging nicht so leicht. Wir haben nachgewiesen, wie die Konzilien beim Wasserkultus entschiedenen Kampfstellung bezogen und das Heidnische verurteilten. Beim Bekämpfen des Wasserkultus hatte man die Quellen den Heiligen geweiht; aber aus den Konzilsverordnungen sehen wir, daß da und dort der Heilige nicht das Heidentum überwand, sondern daß er selber, vom heidnischen Aberglauben überwuchert, fast untersank. Es scheint dieses gerade beim Feuerkultus der Fall gewesen zu sein, weil da besonders der Niedfyr genannt wird, der durch den heiligen Johannes den Täufer hätte niedergezwungen werden sollen, statt dessen war er am Ertrinken, wenigstens haben die fast ganz heidnischen ‚Nuits de St-Jean‘ in Frankreich sich bis auf heute erhalten. Diese Notfeuer, die wir als ‚chistrar la nebla‘ erkennen, müssen eine gewaltige Bedeutung beansprucht haben, wie die direkte Verurteilung dartut.

Das Concilium Trullanum vom Jahre 681¹³⁴ spricht sich noch deutlicher aus über den Feuerkultus im Canon LXV: «Qui in novilunis a quibusdam ante suas officinas

FEUERKULTUS

et domos accenduntur rogos, supra quos etiam antiqua quadam consuetudine salire inepte ac deiire solent, jubemus deinceps cessare. Quisquis ergo tale quid fecerit. Si sit quidem clericus, deponatur: sin autem laicus, segregetur. – Der alte Brauch, an den Neumonden vor den Häusern und Werkstätten Holzbrände aufzurichten, törichterweise darüber zu springen und Umgänge zu halten, dieses befehlen wir, daß es aufhören müsse. Wenn ein Kleriker solches tut, soll er abgesetzt und ein Laie soll ausgeschieden werden.»

Augustin, der schon vor den zitierten Konzilien lebte – er starb 430 –, benützt in seinem Sermo xii de Nativitate Domini die Worte des heiligen Johannes «Illum oportet crescere, me autem minui – er muß wachsen, ich aber abnehmen» [Johannes 3, 10], um über die heidnischen Sonnenwendfeste, auf die Zeit, da die Sonne um Weihnachten wieder zunimmt, und Johannes Baptista, Ende Juni, wo die Tageslänge abzunehmen beginnt, hinzuweisen und zu sagen: «In nativitate Christi dies crescit, in Johannis nativitate decrescit. – Um Weihnachten nimmt der Tag zu, und an Johannes nimmt er ab.» Das war gegen die Palilia gerichtet. Noch deutlicher wird er, wo er gegen die Manichäer sagt: «Habemus solemnem istum diem, non sicut fideles propter hunc solem, sed propter hunc, qui fecit hunc solem [Sermo cxc in Natalibus Domini]. – Wir haben diesen feierlichen Tag nicht wegen der Sonne, sondern demjenigen zu Ehren, der die Sonne gemacht hat.» [Millon 14.] Gegen die Feste Ende Januar war Pauli Bekehrung eingesetzt, gegen die Luperkalien Mariä Lichtmeß, Agatha und Blasius. Bei den Luperkalien bot im Feste die Antiphon «Lumen ad revelationem gentium – daß Christus das Licht zur Erleuchtung der Heiden sei» willkommenen Anknüpfungspunkt. Dieses wird noch heute gesungen! Aus

Frankreich, wo die Sonnenwendfeier wenigstens in der Bretagne noch heute nicht ganz verschwunden ist, haben wir folgende kirchliche Anordnungen: Der heilige Eligius [588–659] schreibt seinen Diözesanen: «Versammelt euch nicht an den Sonnenwendtagen; keiner tanze oder springe ums Feuer herum oder singe Lieder am Tage des heiligen Johannes; diese Lieder sind diabolisch.» Im dreizehnten Jahrhundert schreibt der Bischof Wilhelm Durand von Mende in seinem *Rationale divinatorum officiorum* [eine Art Rituale]: «Am 23. Juni ist es nach einem alten Brauch Übung, daß Männer und Kinder weggeworfene Dinge zusammentragen und verbrennen lassen, damit ein möglichst dicker Rauch entstehe; man macht auch Gänge durch die Felder mit Leuchtern oder Brandfackeln, dann schwingt man ein Rad, um die Sonnenscheibe zu sinnbilden, wobei es bis zum höchsten Punkt seines Fluges gelangt und in einem Kreise niederfällt. Wer noch solche Gegenstände verbrennt, treibt heidnischen Brauch.»

Die Stellung Rätians zum Feuerkultus ist ausgesprochen in der *Lex Remedii*, obwohl das Feuer nicht ausdrücklich genannt wird. «*Ut si maleficus vel sacrilegus in populo inventus fuerit, primum scalvetur mittatur pice capiti eius, ponatur super asinum et batendo ducatur circiter per vicos. Si secundo hoc fecerit, excidatur ei linguam et nasum. Sit usque tercio perpetraverit, in potestate stet iudicum et laicorum*¹³⁵. – Wenn im Volke einer als Zauberer oder Religionsschänder erfunden wird, soll ihm das Haar wegrasiert, Pech aufs Haupt gegossen werden, auf einen Esel soll er gesetzt und unter Schlägen durch die Dörfer getrieben werden. Macht er es zum zweitenmal, soll ihm Zunge und Nase weggehauen werden, und zum drittenmal soll er der Gewalt der weltlichen Behörden übergeben werden.» «*De ma-*

leſiciis et mathimaticis et ceteris ſimilibus. Malefici vel incantatores, et miſſores tempeſtatum, vel hiſ, qui per invocationem demonum mentes hominum turbant, hii vero omne poenarum genere puniantur¹³⁶. – Die Zauberer et mathimatici und ähnliche, Zauberer-Wettermacher oder diejenigen, welche durch Anrufung der Dämonen den Geiſt der Menſchen verwirren, ſollen mit beliebiger Straftart gezüchtigt werden.» «Quicumque ſacrificia demonum celebraverint, vel incantacionum daemones invocaverint, capite puniantur. Similiter quicumque invocationem demonum, vel in divinos ariolos appellant, vel aruspices qui aguria cablant, crediderint, capite puniantur. – Alle jene, welche Dämonenopfer feiern oder die Dämonen des Zauberkultes anrufen, ſollen enthauptet werden. Gleichfalls ſollen auch alle jene, welche an denjenigen, die die Dämonen anrufen, als Wahrsager die Zukunft erraten oder als Haruspizes aus den Eingeweiden der Opfertiere das Augurium abgeben, glauben, mit der Enthauptung beſtraft werden.» [Perret.]

«Christiani ſi ad idola ſacrificia offerunt, testamentum facere non poſſunt et ipſi puniendi ſunt. – Chriſtgläubige, die den Götzen Opfer darbringen, können kein Teſtament machen und ſind zu beſtrafen.»

Wie ein Verbot ſolcher Art tönt der geheimnisvolle Spruch der Rätoromanischen Chreſtomathie: Man darf Holunderholz nicht verbrennen, weil die heilige Emeritha auf einem ſolchen Holzstoß verbrannt wurde¹³⁷.

Bei Durchſicht dieſer ſtrengen Strafbestimmungen gegen die Zauberei, die übrigens von der Bibel geſtützt werden, ſtaunen wir, daß der heidniſche Aberglaube doch ſo lange forzuwuchern vermochte; aber anderſeits zeigt es auch, wie tief verwurzelt dieſe Dinge mit dem damaligen Volksempfinden waren. Es mußte dar-

FEUERKULTUS

um in der Praxis eine mildere Art walten als in der Theorie. Die späteren Hexenprozesse unseligen Andenkens haben das Vernachlässigte wohl allzu reichlich nachgeholt.

Ein Bild, wie die Kirche den heidnischen Feuerkultus in milderer und klügerer Art zu überwinden suchte, welcher ganz der Verchristlichung heidnischen Wasserkultus entspricht, den wir in einer früheren Arbeit nachgewiesen haben, wird uns in einem Wallfahrtsliede von Nossadunna della Glisch, Mariä Licht zu Trun, entworfen. Das Lied ist 1695 gedruckt worden und wird noch heute in der Truner Wallfahrtskirche, die 1660 erbaut wurde, gesungen; erklang also seit Jahrhunderten von den Lippen der Pilger, welche diese schöne Anhöhe ob Trun hinanstiegen. Im Liede heißt es, man habe hier oben vor dem Bau lange Zeit Tag und Nacht ein helles Licht glänzen gesehen, und es habe hernach aus den zwölf Fenstern des Heiligtums durchs Tal hin geleuchtet. In der zweiten Strophe fährt es fort:

«Cau en quei liug fievan fiug,
Frint schibas ent il tscheiver.
Quei has midau, santificau,
Per nos riugs cau receiver,
Regina dil Parvis, o Maria della Glisch.»

An dieser Stätte wurden Feuer entzündet,
Da man Scheiben in der Fastnacht warf.
Das hast du geändert, hast den Ort geheiligt,
Um hierorts unsere Bitten zu empfangen,
Königin des Himmels Mariä Licht.

In dieses schöne Bild von Mariä Licht könnte sich nun der Gedanke trübend einschleichen, daß die Wallfahrts-

FEUERKULTUS

kirchen, die Lichter auf den Altären, Feuerweihe, Wasserweihe, Asche und geweihte Blumen und Früchte, ja, der ganze katholische liturgische Gottesdienst nur die gradlinige Fortsetzung des heidnischen Aberglaubens sei. Um dieses gerecht zu beurteilen, müssen wir vor allem einen ganz klaren Begriff vom Worte Aberglauben zu gewinnen suchen. Wir sind uns der Schwierigkeit einer solchen Fassung vollkommen bewußt, ja diese Überzeugung steigert sich, wenn wir sehen, wie die erste Autorität in Sachen der Volkskunde der Schweiz, Universitätsprofessor Dr. Hoffmann-Krayer, der in seinem großangelegten ‚Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens‘ [B. I. H. I. S. 64] berufsmäßig mit dieser Definition ringen mußte. Er gelangte zu folgender Definition: «Aberglaube ist der Glaube an die Wirkung und Wahrnehmung naturgesetzlich unerklärter Kräfte, soweit diese nicht in der Religionslehre selbst begründet ist.» Diese Begriffsbestimmung deckt sich bei näherem Zusehen mit derjenigen der katholischen Theologie, welche als Aberglauben bezeichnet, gewissen Dingen eine geheime Kraft zuzuschreiben, die Gott denselben nicht gegeben hat. An und für sich hat das Wasser der Taufe nicht die Kraft der Sündentilgung; aber Gott, Christus – die Religion weist ihm das zu – hat ihm diese Kraft verliehen. In ähnlicher Weise sprechen wir von den übrigen Sakramenten. Die übrigen Dinge, die in der Liturgie benützt werden, haben die Bedeutung eines Gebetes oder einer würdigen Einrahmung gottesdienstlicher Verrichtungen. Die Asche, welche am Aschermittwoch auf die Häupter gestreut wird, das Wasser, das ins Grab des Toten fällt, und das Salz auf der Lippe des Täuflings sind gutgeheißenene Anschauungsmittel einer Wahrheit oder die Unterstreichung eines Gebetes in sinnlich wahrnehmbarer Art. Man

FEUERKULTUS

wünscht dem Verstorbenen das ewige Licht, daß er Christus', des ewigen Lichtes des Himmels, teilhaftig werden möge. Dieser Wunsch wird bildlich dadurch deutlicher dargestellt und betont, daß man mit Lichtern ans Grab kommt, Lichter an der Bahre anzündet. Die Kirche nimmt die Zeichen dieser Zeremonien, die Bilder ihres Anschauungsunterrichtes aus dem Schatz der zugkräftigsten Anschauungsmittel der Völker. So wurde auch das Feuer zu einem Anschauungsmittel von Wahrheiten, welche die Kirche verkünden wollte. Die Ehrfurcht vor dem, was die Kirche damit sagen will, übertrug sich auch auf das Bild, auf das Wasser, auf das Feuer und so weiter. Gewisse Worte, wie Vater oder Mutter, sind ehrwürdig nicht durch den Ton ihrer Silben, sondern durch den Gedanken an den Inhalt, der wachgerufen wird. Damit keine Willkür entstehe, hat die Kirche genaue Vorschriften in diesen Dingen. Sobald aber einem Dinge eine geheime Kraft zugeschrieben wird, welche die Religion ihr nicht zuweist, bezeichnen wir das als Aberglauben.

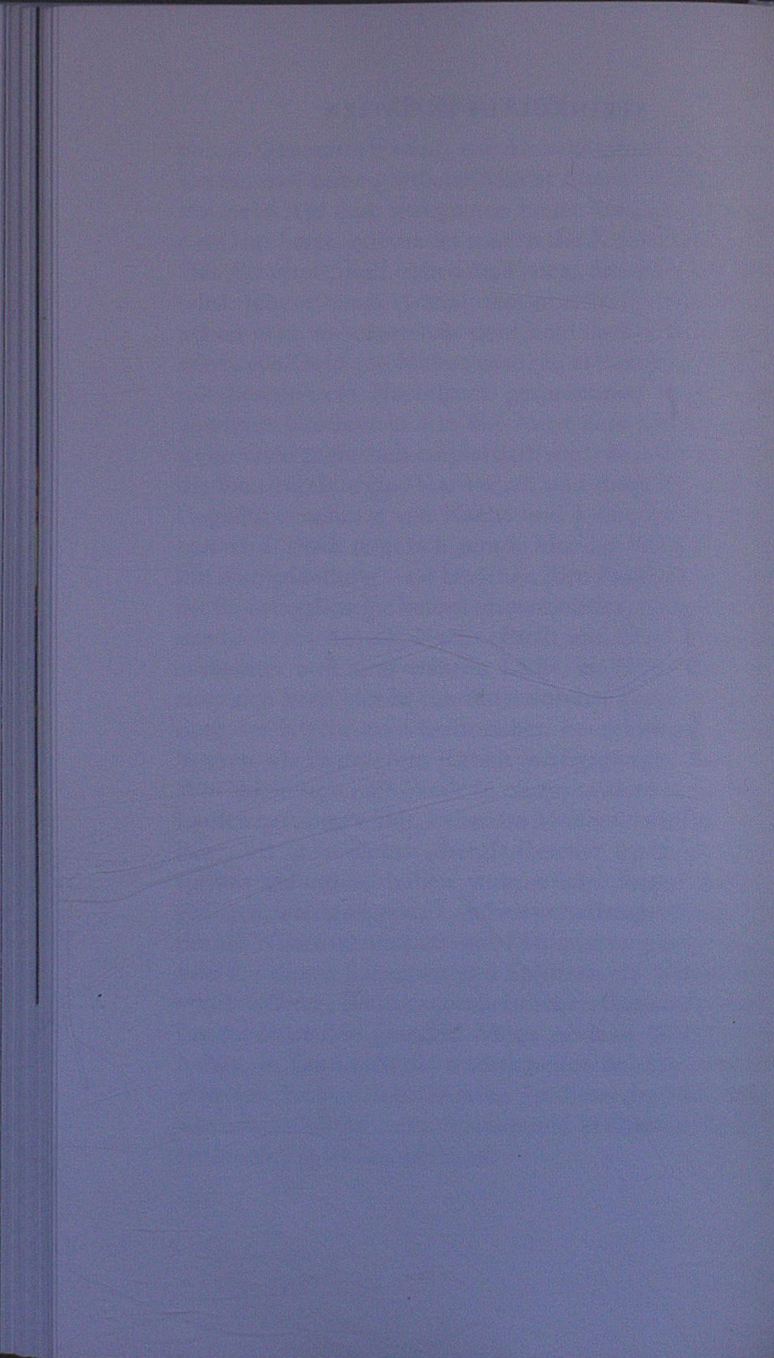
Unter Berücksichtigung dieser Erklärungen wird man den merkwürdigen Kampf des Christentums mit dem heidnischen Aberglauben leicht verstehen. Auch das Heranziehen von gewissen heidnischen Kultusformen, die schon im Judentume in Übung waren, lassen sich erklären. Die Kirche ist da sehr weit gegangen. Ein auffälliges Beispiel findet sich in der Segnung des neuen Feuers an der Vigil von Ostern, am Karsamstag. Man wird sich erinnern, daß wir bei Ovid ein Feuerfest des 21. April fanden, daß an diesem Tage fürs ganze Jahr das neue Feuer [aus dem Feuerstein geschlagen] neu entzündet wurde, daß die Herden und Hirten sich daran reinigten und daß man übermütig darüber hin und her sprang und tanzte. Asche und Kohle wurden gesam-

melt und auf die Felder hinausgetragen, um die Fruchtbarkeit der Äcker zu bewirken und um Schaden abzuwenden. Die katholische kirchliche Liturgie verordnet, daß das neue Feuer gesegnet werde, daß es vor der Kirche aus dem Stein geschlagen werde. Die Kinder springen – wenn kein allzu ernster Pfarrer oder Küster dabei ist – darüber hinweg und sammeln, nachdem der brennende Holzstoß in sich zusammengesunken ist, die Kohlen und tragen sie heim. Der Bauer zeichnet mit dieser Kohle seinen Kühen ein Kreuz auf den Rücken, bevor er sie auf die Alp treibt, und bei Bestellung des Ackers steckt er diese geheimnisvollen Reste des geweihten Feuers in die Furche. Die tägliche Feuerweihe ist nach Duchesne, *‘Origines du culte chrétien’*, Seite 343, schon *im vierten Jahrhundert* nachweisbar – sie fand abends statt –; vielleicht hängt auch das *Löschalüte* damit zusammen. Aus dieser täglichen Abendfeuerweihe entstand die Karsamstagliturgie, die ebenfalls in die ersten christlichen Jahrhunderte zurückreicht. Die Ähnlichkeiten der heidnischen Feuerweihe mit dem Karsamstagsritus sind sehr auffallend; aber bei näherer Prüfung ist die Verwandtschaft nur sehr oberflächlich, hängt nur am Mantel. Bei der kirchlichen Feuerweihe wird gebetet: «O Gott, du hast durch Christus, den Eckstein, den Gläubigen das Feuer deiner Liebe gegeben, segne dieses dem Stein entlockte Feuer, welches unseren Bedürfnissen dient, gewähre, daß wir von Sehnsucht nach den überirdischen Gütern entflammt, gewürdigt werden, zum ewigen Fest zu gelangen, wo wir des ewigen Lichtes uns erfreuen, jenes Lichtes, das nie erlöscht.» In einem weiteren Gebete wird noch gesagt, «es möge Gottes Licht leuchten über das Opfer, das in der Osternacht dargebracht werde, und Gott möge bewirken, daß all dasjenige, was hier gesegnet wird und von den Gläubi-

gen mitgenommen wird, zur Abwehr gegen alles Böse werde, daß seine göttliche Macht überall wohne und throne!» Aus dem gesegneten Feuer wird eine Kerze, die Osterkerze, entzündet und in die Kirche getragen. Das ‚Exsultet‘, das Loblied des Feuers, das nun gesungen wird, scheint noch einmal dem oberflächlichen Beobachter sehr nahezustehen dem heidnischen Feuerfest, wie es von Ovid geschildert wird, ja, es finden sich sogar mit besonderem Nachdruck gesprochene Worte, die einander gleichsehen wie ein Auge dem anderen, so, wenn Ovid mehrmals emphatisch sagt: *haec dies est*, und die Samstagsliturgie: *haec nox est*, und dann die scharfe Gegenüberstellung von Nacht und Licht hervorgehoben wird. Doch zeigt sich gerade hier der Widerspruch, die Kampfstellung – sie beziehen ihre Position –; denn die Samstagsliturgie betont immer wieder, daß Christus das Licht sei, das alle Nacht erhellt und den Menschen erleuchtet und zum wahren Licht, zu Gott führt. So zeigt sich auch hier in charakteristischer Form die Stellung der Kirche zum heidnischen Feuerkultus, dessen Spuren wir in unserem Rätien nachgegangen sind.

Wir haben nun eine Weile in einem uralten Scherbenhaufen herumgewühlt, haben im Moder scheinbar sinnloser, oft lächerlicher abergläubischer Sprüche Glas splitter gefunden, haben wunderliche Sagen herbeigezogen, wenig sagende Landwirtschaftsregeln und moderner Wissenschaftspottende Medizinrezepte entdeckt und aus diesen Scherben und Splittern ein Mosaikbild vorchristlicher Kultur, vorchristlichen Gottsuchens zusammenzustellen gesucht. Möge es dazu beigetragen haben, in Ehrfurcht die traditionellen Schätze unserer rätischen Kultur zu betrachten. Ist dieses der Fall, dann war unsere Mühe, unser Suchen und Wühlen im Scherbenhaufen reichlich belohnt!

STEINKULTUS IN RÄTIEN



STEINKULTUS

Einleitung

Zaudernden Schrittes und geheimnisvoll erfaßt gehen wir daran, jene stummen Steine, welche vielenorts in rätischen Landen auf sonnverbrannten Höhen, in Waldlichtungen, an Wasserquellen und an Flüssen als Teufelssteine, als Nixenstätten, als Elfen- und Dälenfelsblöcke und als Hexentanzplätze aus gespenstisch sich formenden Nebelfetzen der Sagen uns anstarren, zum Sprechen zu veranlassen. Die Rätoromanische Chrestomathie und andere Freunde der Volkskunde sind jenen bläulichen Irrlichtern, die zauberhaft da und dort aufhüpfen und verfliegen, sobald man nach ihnen greift, nachgeeilt und haben deren Kunde in ihren Schriften mit zitteriger Feder festzubannen sich bemüht; aber ob es meinen aufgeklärten Lesern entspricht, verwitterte Granitblöcke zu besuchen und Felsenwinkel zu durchstöbern, wo ekelhafte Fledermäuse mit ihrem garstigen Leib das Gesicht des erschauernden Wanderers umstreichen, ist eine Frage der Wertung des Aberglaubens als Quelle der Volkskunde. Steine möchten wir zum Sprechen veranlassen, die seit Jahrtausenden stumm und trotzig am Wege späterer Kulturepochen und Völker liegen. Man kann sie erledigen, indem man geringschätzig an ihnen vorübergeht, indem man mit Dynamit den Riesenleib zerreißt und aus dem Abfall die Straße bekiest; aber sie scheinen doch zu reden aus den Mauern der Bauten, in die sie hineingefügt worden waren, und aus dem Unheimlichen gewisser Straßenstellen, die Reiter und Roß foppen mit Tod und Unglück. Das Christentum suchte das Böse zu bannen durch eingekerbte Kreuze, durch heilige Sprüche und Namen. Die Steinblöcke wurden stumm; einzig der Aberglaube machte sich an diesen Zeugen einer ehemaligen, fern-

STEINKULTUS

abliegenden Kultur noch zu schaffen. Wir selber möchten einiges davon erlauschen.

Durch die Tätigkeit unserer bündnerischen Folkloristen Vonbun, Jecklin und Decurtins, durch die neueren Arbeiten von Dr. Giovanoli¹ im Bergell und dank der überreichen Erfolge von Kreisförster Burkart² besitzen wir ein großes Inventar von Gegenständen der Vorgeschichte, die wir nun erlauschen möchten. Die richtige Stimmung für den Steinkultus in Rätien wird dadurch erarbeitet, daß man das einzigartige, klassische Land der Dolmen, Peulven, Menhire oder Megalithen, die Bretagne, besucht. Schon im Jahre 1867 hat der Pariser Kongreß³ für Urgeschichte diese gewaltigen stummen Zeugen einer uralten Kultur, die im Departement Finistère, vorab in der Gegend von Morbihan, sich befinden, Megalithen getauft und in Gruppen eingeteilt, nach den Namen, die ihnen das bretonische Volk gegeben hat. Die einen heißen *Dolmen*, das heißt *dol* = Tisch und *men* = Stein, also Steintisch. Sie bestehen aus einer Reihe unbehauener Steinpilaster, die von einer oder mehreren Platten überdeckt sind. Es entsteht dadurch ein zimmerartiger Raum, welcher bald einen ovalen, bald einen runden oder einen kreuzförmigen Grundriß bildet. Oft hat der Raum durch einen längeren oder kürzeren Gang Zutritt. Das Inventar, das in diesen Räumen zutage trat, deckte sich nahezu mit dem, was aus unseren prähistorischen Ausgrabungen in Castaneda ans Licht kam. In einem der interessantesten Räume entdeckte man verschiedene eingravierte Bilder, Zeichnungen, die Ähren, Sonne, Frauenbrüste, Personen und Tierleiber sein könnten. Man glaubt, daß dieser Raum einer Göttin der Fruchtbarkeit geweiht war. Als ganz besonders bemerkenswert werden bezeichnet, 'la table des marchands' zu Loqmariaquer [Morbihan],

STEINKULTUS

die Dolmen von Kermario in Carnac, in Krukuno, der Mane Ruthual zu Loqmariaquer, 'les trois allées couvertes' von Rosedec zu Plouharmel, 'les dolmes pierres plattes' zu Loqmariaquer.

Die anderen Zeugen einer prähistorischen Kultur heißen *Menhir*, aus *men* = Stein und *hir* = lang, ein vertikal aufgeplanter Fels konischer, zylindrischer oder spin-delartiger Form, meistens roh, aber hie und da auch bearbeitet beziehungsweise geglättet. Es wurde in der Bretagne eine Statistik von 4747 solchen Menhiren zusammengestellt. Davon entfallen 3450 nur auf Morbihan. Man hat solche von mehreren Meter Höhe, solche von zehn und elf Meter, ja einen Menhir von 20,30 Meter. Besondere Beachtung verdienen die *Géants* von Erdevan, eine Gruppe von Menhiren zu Carnac, der gebrochene Menhir Menar-Groagh, der Feenstein zu Loqmariaquer, der zweihunderttausend Kilogramm wiegt und ungefähr so lang ist wie der Obelisk vor St. Peter in Rom [den man mit acht- bis neunhundert Personen und siebzig Pferden aufrichtete]. Man zeigt ferner die 'alignements', viele in Reih und Glied aufgerichtete Menhire. Solche finden sich in der Bretagne zu Carnac im Morbihan. Es steht da ein Heer von solchen Menhiren, die in drei Gruppen angeordnet hintereinander eine Länge von drei Kilometer decken. Das 'alignement' von Ménec zählt in elf Zeilen 1169 Menhire, dasjenige von Kermario in zehn Zeilen 982 Menhire, und die dritte Heeresgruppe Kerlescan hat in dreizehn Reihen 579 Menhire. Wir haben dort am Meere, wo die Fluten des Ozeans sich an der Landzunge von Quiberon brechen, Eindrücke einer prähistorischen Kultur erlebt, die sich nicht beschreiben lassen. Menschen lebten da, die ihren Toten und ihren Göttern solche Riesenmonumente und Altäre setzten. Die bretoni-

STEINKULTUS

sche Volkssage erzählt von einem heiligen Cornely, welcher die ihn verfolgenden Riesensoldaten in Steinblöcke verwandelte. So erklärt die Sage jenes tiefernten, fast schwermütigen Volkes diese Riesenlager von Menhiren. Eine andere Gruppe von Menhiren heißt ‚cromlech‘. Es ist ein Kranz von Menhiren, der in einem mehr oder weniger regelmäßigen Kreis als Schutz, Zierde oder Umrahmung eines Zentrums, vielleicht eines Grabes oder Altares, angelegt zu sein scheint. In den Departementen Finistère und Morbihan sind siebzehn solche nachweisbar. Es finden sich solche auch anderwärts⁴. Vielleicht ist die Einrahmung der einzelnen Grabgruppen auf dem Gräberfeld von Darvella-Trun gleicher oder doch verwandter Art.

Inwieweit unsere rätischen Schalen- und Zeichensteine dieser prähistorischen Kultur verwandt sind, läßt sich schwer entscheiden; aber doch scheinen sie der gleichen Gedankenwelt zu entstammen. Daß man aber ehemals durch Steine reden wollte, bezeugt uns die Bibel.

Die Aufrichtung von Steinen als Erinnerung [in titulum], als Denkmal eines Ereignisses besonderer Gottesoffenbarung und als Altar ist im Buche Moses bezeugt: «Also stand Jakob des Morgens auf und nahm den Stein, den er unter sein Haupt gelegt, und richtete ihn zu einem Zeichen auf und goß Öl darauf – und dieser Stein, den ich zum Zeichen aufgerichtet, soll Haus Gottes genannt werden; und von allem, was du mir gibst, will ich dir den Zehnten opfern» [Gn 28, 18 und 22]. Und als Jakob mit Laban den Bund einging, da setzte er dafür ein Denkmal: «So komm denn, und laß uns ein Bündnis machen, daß ein Zeugnis sei zwischen mir und dir. Da nahm Jakob einen Stein und richtete ihn zum Denkmal auf und sprach zu seinen Brüdern: Bringet Steine her! Und sie sammelten Steine und machten

STEINKULTUS

einen Haufen und aßen darauf. Diesen nannte Laban Haufen des Zeugen und Jakob Haufen des Zeugnisses [tumulum testis, acervum testimonii], jeder nach der eigentümlichen Weise seiner Sprache – also schwur Jakob bei der Furcht seines Vaters Isaak – und opferte auf dem Berge und rief seine Brüder zum Mahle, und sie aßen und blieben daselbst» [Gn 31, 45 usw.].

Beim Durchzug der Kinder Israel durch den Jordan verordnete Gott dem Josue zum Denkmal des geschehenen Wunders: «Wähle aus zwölf Männer, je einen von jeglichem Stamme, und gebiete ihnen, daß sie mitten aus dem Rinnale des Jordan, wo die Füße der Priester standen, zwölf der härtesten Steine nehmen [für jeden Stamm einen] – und wenn eure Söhne euch morgen fragen und sagen: ‚Was bedeuten diese Steine?‘, so sollt ihr ihnen antworten: Das Wasser des Jordan wich vor der Bundeslade des Herrn zurück, da sie hindurchging; darum wurden diese Steine zum Denkmal gesetzt für die Söhne Israels auf immer» [Jos 4, 1–8]. Als Josue in seiner letzten Volksversammlung das Gesetz mit Mahnungen vortrug, heißt es wieder: «Und er nahm einen sehr großen Stein und stellte ihn auf unter der Eiche, die im Heiligtum des Herrn stand, und er sprach zum ganzen Volke: Siehe, dieser Stein soll euch zum Zeugnisse sein, denn er hat gehört alle Worte des Herrn, die er zu euch geredet hat» [Jos 24, 26–27]. «Und wenn ihr hinüberziehet über den Jordan, so sollet ihr die Steine, von denen ich euch gebiete, auf dem Berge Hebal errichten und sie mit Kalk glatt machen – und du sollst dem Herrn, deinem Gott, einen Altar daselbst bauen von Steinen, die kein Eisen berührt hat, von rauhen und unbehauenen Steinen, und sollst darauf Brandopfer dem Herrn deinem Gott darbringen» [Dt 27, 4–6].

Bei Leviticus 26, 1 steht die Verordnung: «Noch sollt ihr

Säulen aufrichten, noch Denksteine setzen in eurem Lande, sie anzubeten.» [Nec insignem lapidem ponetis in terra vestra, ut adoretis eum.]

Beachten wir bei allen diesen Texten, daß sich folgendes Bild aus der Bibel ergibt. Es werden große, sehr harte Steine – ingentes et durissimi – aufgerichtet als Denkmäler gewisser Ereignisse, im gleichen Sinne werden Steinhäufen aufgetürmt, es werden Steine, unbehauene, in rohem Zustande, ohne daß Eisen⁵ sie berührte, verwendet und als Altäre aufgerichtet. Darauf werden Brand- und Blutopfer dargebracht, das Volk nimmt am Mahle teil, und auf geglätteten Steinen werden die Gesetze eingehauen. In gleicher Weise errichteten auch die Heiden Steine zu Erinnerungsdenkmälern und als Altäre; aber nun rückt die Bibel von ihnen weg, zieht den Trennungsstrich, indem sie verbietet, daß man Steinsäulen und Riesensteine anbete..., was also bei den Heiden Sitte war, sonst wäre kein Verbot erlassen worden und nicht ausdrücklich die Zerstörung derjenigen Steine angeordnet worden, die angebetet wurden [Dt 12, 2–3; Nm 33, 52; Ex 24].

Das Christentum hatte, wie zahlreiche Konzilsverordnungen zeigen, den gleichen Kampf fortzusetzen. Das Konzil von Arles⁶ verurteilt die Steinanbeter und das Konzil von Toledo⁷ die ‚veneratores lapidum‘, jene, die Steine verehren. Auch der Kirchenvater Hieronymus [331–420], der große Kenner der klassischen und orientalischen Literatur, der in Aquileja, Trier, Ägypten und Palästina sich aufgehalten hatte, eifert in seinem Kommentar zum Evangelium des heiligen Matthäus gegen die «ignorantes creatorem et adorantes lapidem», gegen diejenigen, «welche den Schöpfer nicht kennen und Steine anbeten»⁸.

STEINKULTUS

Steine wandern... leben doch

Die Stellung der Bibel zum Sinn des aufgerichteten Steines und der Kampf der Kirchenkonzilien und Kirchenschriftsteller gegen die Verehrung der Steine und der überwältigende Eindruck der versteinerten Armee von Carnac mögen jene Stimmung wachrufen, die nötig ist, um den Unmöglichkeiten, den scheinbaren Lächerlichkeiten und Unheimlichkeiten des rätischen Aberglaubens wie Spuren zu folgen, die uns ein Bild der Religion der Volksstämme prähistorischer Zeiten geben. Im Grunde genommen entdecken wir hier ein gewaltiges Ringen um die Jenseitsideologie und um den Sinn des menschlichen Lebens. Der Stein, der infolge der Anziehungskraft der Erde so fest an der Erde haftet und, wenn von ihr losgelöst, mit Riesensätzen und unwiderstehlicher Kraft die gleiche Lage sich wieder ertrotzt, wird von diesen Menschen gerade dadurch als besonderes Geheimnis betont, daß ihre Sagen vom Wandertrieb und vom verborgenen Leben der Steine sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Als die kleine Wallfahrtskapelle St. Benedikt ob Somvix auf dem ‚Plaun de cruschs‘ errichtet werden sollte, da erschien bei Nacht ein weißer Vogel und trug Tag für Tag die dort gesammelten Steine an den Platz, wo die Kapelle heute steht⁹. Die Riesenplatte, die den Hexentanzplatz der Alp Caschlè¹⁰ im Tavetschertal bildet, kam auf einem Seidenfaden von der jenseitigen Talseite an den heutigen Standort. Ein großer Block bei der ‚unheimlichen‘ Brücke von Pardomet-Disentis¹¹ wird gemäß der Sage eines Tages nach Surrhein hinauswandern. Die sagenumwobene Baugeschichte einer großen Zahl Kirchen Bündens spricht von den Steinen, die bei Nacht allein den richtigen, von Gott gewollten Standort aufsuchten.

STEINKULTUS

Wir begegnen hier der gleichen Idee wie zu Carnac, wo die Menhire ¹² einmal im Jahre – zu Weihnachten – hinabwandern dürfen zum Fluß, um ihren Riesendurst zu stillen. Zu dieser Gedankenreihe gehören offenbar auch jene Berichte des ‚Handwörterbuchs des deutschen Aberglaubens‘ über Steine, die beim Mittagsläuten sich drehen oder sich umwenden. Ihnen verwandt sind jene Riesenfelsblöcke, die ‚pierres branlantes‘ [Wackelsteine] ¹³ der Bretagne, die man in Bewegung setzen kann, wenn man sich gegen sie stützt. Es sind Orakelsteine, welche Zukünftiges ankünden.

Die Steine üben Rache

Am Vorabend des Bergsturzes zu Plurs ¹⁴ hatte ein armer Bettler umsonst von Haus zu Haus um ein Nachtquartier angehalten. Zwei alte Eheleute nahmen ihn auf und bewirteten den Hungernden mit Ziegenmilch und Schwarzbrot. Trotz ihrer inständigen Bitten, bei ihnen zu bleiben, verließ er das Haus. Als bald setzte ein stürmischer Regen ein. Eine Rufe löste sich vom Berghang, voran ein gewaltiger Felsblock, auf dem der abgewiesene Bettler hochaufgerichtet stand. Der Stein setzte sich als schützende Abwehr vor das gastliche Haus, während das ganze Dorf bis zur herausragenden Turmspitze in der Rufe verschwand. Ob dem Dorf Ruschein ¹⁵, wo die Hexen bei Nacht eine Rufe gegen das Dorf hinabwälzten, findet sich eine Platte auf einen Stein gelehnt, welche die Hexen liegen lassen mußten, weil die läutende Morgenglocke ihr Zerstörungswerk aufhielt. Von der Hexenplatte der Alp Caschlè rollten die Hexen eines Tages auf den Geistlichen, der aus dem Bache seinen Durst stillen wollte, Steine hinab, weil er die Platte gesegnet und den Namen Jesu daraufgezeichnet hatte. Sie

STEINKULTUS

konnten ihm nicht schaden, weil er die geweihte Stola bei sich trug; aber ein anderes Mal, als er ohne Stola war, wurden sie seiner gewahr und wälzten eine Lawine auf ihn hinab, in der er des Todes war¹⁶. Als der Teufel zu Münster eine Wette einging zur Urbarmachung eines Bodenstückes in der Nähe des Klosters, läutete durch den überlistenden Mesner die Morgenglocke vor Vollendung der Arbeit¹⁷. Der Teufel ward um die Wette – eine Seele – betrogen und warf in seinem Grimm einen Felsblock aufs Kloster; doch flog dieser übers Ziel hinaus. Der Stein fiel auf die Straße beim Klostereingang. Die Spuren der Teufelsklauen sind an dem Stein noch heute wahrnehmbar. Ein Holzfrevler von Sent muß Nacht für Nacht mit seinen Zugochsen über einen Felsenabgrund hinauf- und hinabfahren – unter unheimlichem Gepolter und Flüchen¹⁸.

Schätze unter Steinen

Zahlreiche Sagen und Märchen Bündens berichten von Felsblöcken und Steinplatten, unter denen unsagbar große Schätze ruhen. Ein Schüler der Schwarzen Magie¹⁹ erteilte einem armen Vater den Rat, im Steingeröll eines Tobels an einem bestimmten Ort nach einem Schatz zu graben. Der Mann fand nur Steine, die er übellaunig schließlich mitnahm; aber später erfuhr er am Markt in Lugano, welch einen hohen Wert sie hatten. Er forderte einen so maßlosen Preis, daß er beschämt sich abwenden mußte; aber dieser wurde ihm anstandslos eingehändigt. Als er nach der Heimkehr am gleichen Ort wieder nach Schätzen grub, waren seine Mühen umsonst. Ein solcher Schwarzkünstler²⁰ sagte, es sei auf der ‚Schetga‘ ein Kristall im Erdboden, so dünn überdeckt, daß das Scharren einer Hühnerkralle

ihn hervorzerren könnte; dieser habe einen größeren Wert als der weite Wiesengrund von Madernal-Disentis. Unter den Felsblöcken des Piz Scalottas²¹ im Oberhalbstein hat das Meermännchen in dunklen Kammern Schätze verborgen, deren drei Frauen, die drei Tage und Nächte beten und fasten würden, dann habhaft werden könnten, wenn sie dabei gar kein Wort sprächen, was immer geschehe. Leider konnten sie nicht schweigen, und der Schatz wartet noch immer auf schweigsame Frauen... Auf Plaun Seuter²² fand sich vor vielen Jahren ein großer Steinhau, auf dem kein Schnee sich lagern konnte, mochte die Umgebung auch noch so hoch überschneit sein. Dort ruhte nämlich ein gewaltiger Schatz – und Schätze brennen bekanntlich. Als die neue Straße dort erbaut wurde, entschloß man sich, den Steinhau für den Straßenbau zu verwenden. Man wagte erst dann den ersten Spatenstich zu tun, als der Kapuziner seinen Segen gesprochen hatte. Man fand keinen Schatz. Seither bleibt der Platz nicht mehr schneefrei. Zu Surava²³ wird ‚ainten Crappa cotschna‘ von einer Felsenritze erzählt, wo ein Jünger der Magie Jahr für Jahr sein Näpfchen hinsetzen konnte. Bares Gold tropfte hinein bis zum Rand. Der Schwarzkünstler erschien dann jedes Jahr am gleichen Tage und holte sich das kostbare Gold. Den Suravern blieb der Goldquell verborgen; denn als sie gwundrig darnach fragten, erschien der Glückliche nicht mehr. Unter einem Felsen zu Remüs-Seraplana²⁴ ruht ebenfalls ein großer Schatz; aber bis heute vermochte ihn niemand zu finden und zu heben. Zu Paris erfuhr ein junger Mann aus Disentis, daß bei der St.-Agatha-Kapelle draußen vor dem Dorfe in einem Steinhau ein Schatz verborgen sei, dessen derjenige habhaft werden könne, der zu einer bestimmten Stunde an einem bestimmten Tag sich dort ein-

fände, den gehörnten Widder, welcher dort Wache stehe, bei den Hörnern fasse und, ohne ein Wort zu sprechen, festhalte. Der schlaue Bursche verließ mit Ausreden seinen Dienstherrn in Paris, um den Schatz zu heben, an dem er über alle Maßen reich würde. Er fand sich zur bezeichneten Stunde in St. Agatha ein, wo bald der schatzhütende graue Widder erschien. Diesen packte er bei den Hörnern, indem der Schrei ihm entfuhr: «So, jetzt habe ich dich, du Vieh!» Alsogleich verschwand der Widder, und der Schatz blieb ungehoben²⁵.

Steinhaufen, ja sogar Friedhofmauern stehen im Rufe geheimnisvoller kultischer Kraft. Zu Tschlin [Engadin] entdeckte ein Bauer an einer Friedhofmauer einen glühenden Kohlenhaufen. Er nahm eine solche Kohle, um seine Pfeife anzuzünden; als sie nicht zündete, warf er sie fort und holte eine zweite heraus, die gleicherweise den Tabak nicht anbrannte. Als er eine dritte versuchte, entdeckte er, daß sie nicht einmal warm war. Verwundert nahm er eine mit sich heim, um zu sehen, was für merkwürdige Kohlen das wären. Als er morgens die Tasche leerte, entdeckte er, daß die eingepackten, über Nacht vergessenen Kohlen zwei bare Goldstücke waren. Er eilte sofort zum Friedhof; aber die geheimnisvolle Stelle kündete sich nicht mehr²⁶.

Menschen in Steine verwandelt

Mehrere romanische Märchen wissen uns von Menschen zu erzählen, die in Steine verwandelt wurden und aus ihnen wieder zum Leben erwachten. Das eine trägt den Titel ‚La princessa dil temps veder – Die Prinzessin alter Zeiten‘²⁷. Dieses Märchen mutet mich an wie die Bibel der Prähistorie! Der Prinz Gundi hat ein anver-

STEINKULTUS

trautes Geheimnis geoffenbart. Dafür wird er in einen Stein verwandelt. Man berät sich, wie er abermals ins Leben zurückgerufen werden könnte. Man findet dieses Mittel: Stecht auf dem Stein zwei unschuldige Kinder nieder, und laßt das Blut darüber hinabfließen. Man tat also, und der Prinz ward wieder lebendig. Wie werden die beiden Kinder wieder dem Leben zurückgegeben? Es wird der weise Rat erteilt, die Wunde mit Seidenfaden zu nähen, mit den Kindern hinauszugehen zu einem bestimmten Felsen und das dort tropfende Wasser auf die Schnittwunde fließen zu lassen. Als dieses geschehen war, rieben sich die Kleinen die schlaftrunkenen Augen und waren wieder da. Im Märchen ‚Vom Vogel, der die Wahrheit spricht‘²⁸ weissagt dieses graue Tier: «Nimm die Rute beim klaren Quell inmitten des Gartens und schlag an alle Steine des Berges.» Aus jedem Stein, der geschlagen wurde, sprang ein Ritter oder ein Edelfräulein hervor. Aus einer verwandten Erzählung erfahren wir von einer Hexe, welche mit einer Rute über die Haare des fehlbaren Ritters streicht und ihn zu einem Stein wandelt. Der Freund erlöst ihn, indem er mit der gleichen Rute diesen Stein schlägt. Er versucht sein Glück weiter, indem er andere Steine schlägt, aus denen schmucke Söhne und Töchter hervorspringen. In einem anderen Falle taten zwei Brüder²⁹ einen Blick ins verbotene Reich der Feen, das alles in sich schloß, was schön genannt werden kann. Die Fee schlug sie mit ihrer Rute zu Marmorblöcken. Wiederum erzählt das geheimnisschwere Märchen von zwei Jünglingen, welche die merkwürdige Beschäftigung übernehmen müssen, vom Morgengrauen bis zum Sonnenuntergang Kuchen aufzulesen und in Quartanen aufzuschichten, bis zehn vollgerüttelt dastanden. Es ist eine so langwierige Arbeit, daß sie bei Sonnenuntergang noch nicht vollendet

STEINKULTUS

ist. Sie werden zur Strafe sofort in Steinsäulen verwandelt. Der dritte Bruder schlägt sie mit einer Zauberrute. Die beiden Steinsäulen und viele andere Steine, welche den gleichen Schlag erhielten, öffneten sich, und es spazierte die Brüder und viele Bediente, Hofsänger und Köche nur so daher. Nun hielt man fröhliche Hochzeit³⁰.

Unter Steinen begraben

Es webt über gewissen Steinen etwas derart Geheimnisvolles, als ob dort Tote herumgingen, die zu irgendeiner Zeit unter ihnen ihre Grabesruhe fanden, als man noch Totentänze aufführte und am Grabe Mahlzeiten hielt. Zu Runcaglia-Trun³¹ wird an der alten Talstraße eine große Steinplatte gezeigt, unter welcher die Zigeuner ‚ihre Alte‘ lebendig begraben haben sollen. Nach der Sage tanzten die Leidtragenden auf dem Stein so lange und so ergiebig, daß davon die Spur eines Schuhabsatzes noch heute zu sehen ist. Zu Surava³² kennt man einen Stein, der ‚crap schiangier‘ = Schinderstein genannt wird. Dort hatten die Zigeuner ihre Küche. Davon ist der Stein noch heute ganz rußig. Hier sollen diese Vaganten ebenfalls ‚ihre Alte‘, die nicht sterben wollte, lebendig begraben haben. Vielleicht darf man hier die Frage stellen, ob in diesen Sagen nicht die Tradition uralter Brandopfer, sogar der Schlachtung von Menschen, auf heidnischer Kultusstätte nachzittere. Totenmähler und Tänze kultischer Riten längst verschwundener Völker lassen sich nicht so leicht aus der Erinnerung tilgen. Das führt uns zu den

kultisch-rituellen Vorgängen auf Steinen

Die Spuren davon tragen die charakteristischen Zeichen des ehemaligen Fruchtbarkeitsritus, der durch christ-

liche Bitt- und Segensprozessionen ersetzt wurde. Wir erinnern an den Markustag [25. April], wie er in der Prozession von Schlans noch heute gefeiert wird. Es ist die entscheidende Frühlingszeit, wo sowohl der Bauer prähistorischer Zeit wie derjenige des heutigen Datums um die keimende Saat in Sorgen ist. Vor Jahren erschienen alle Gemeinden der Sutsassiala – Cadi – in Prozession in Schlans. Neben dem rein Christlichen dieser Bittprozession läuft nämlich noch an der Außenseite einiges mit, das an früheren heidnischen Fruchtbarkeitsritus erinnert. Wahrscheinlich hat diese Prozession die heidnischen Flurgänge abgelöst nicht bloß in der Cadi, sondern vielenorts. Der rituelle Gang empor zur sonnigen Schloßhalde und das Flehen um Segen wurden beibehalten; aber man stellte es auf christliche Wahrheiten ein, auf Christus und auf seine fürbittenden Heiligen. Dieses Zusammenkommen von Leuten verschiedener Dörfer gab auch Anlaß zu Streitigkeiten, besonders bei den Buben. Nicht selten ging es vom Streit zu Schlägereien und von den Kindern zu den Erwachsenen über. Ein alter Spruch des Aberglaubens sagte nun dazu: Wenn an St. Markus zu Schlans viel Schläge ausgeteilt werden, dann gibt es ein fruchtbares Jahr. Ganz gleiche Dinge werden aus der Bretagne und aus Deutschland gemeldet. Überdies wurde den Buben, welche das erste mal diese Prozession mitmachten, eingeschärft, daß sie die Alte küssen mußten oder dem Alten seinen Speichel ablecken, ‚Der Alte‘ und ‚die Alte‘ hausen nämlich vor dem Eingang ins Dorf unter einem großen Felsblock³³. Der ‚crap furo‘, der durchlöcherte Stein auf dem Wege von Obervaz nach Scharans, fordert ebenfalls, daß der Knabe, der zum ersten mal dort vorbeigeht, der Alten einen Kuß gebe³⁴. Daß man in der alten Herrschaft Jörgenberg-Waltens-

burg-Brigels-Schlans mit einem tiefeingewurzelten uralten Fruchtbarkeitsritus zu ringen hatte, der in ingenöser Weise verchristlicht wurde, scheint mir durch die bloßgelegten mittelalterlichen Monatsbilder am Turm der St.-Georgs-Pfarrkirche zu Schlans erwiesen zu sein. Wie Christus dort mitten in die Feldarbeit gestellt wird, so erscheint er auch an der Südwand der St.-Leodegar-Kirche in Waltensburg. Dieses neuestens aus der Tünche hervorgeholte Bild zeigt uns eine Weinlese mit allen Waffen der Feldarbeit und mit dem nackten Winzer, der die Trauben mit den Füßen tritt, während der süße Strom aus der Kufe fließt. Von oben her kommt man mit einem ganzen Laib Käs zum Winzermahl. Der Patron ist gerade im Begriffe, mit dem Messer in den Käs zu stechen. Die Szene der Weinlese findet dort die Übersetzung ins Christliche, indem ein großes Christusbild, der verwundete, blutende Christus auf der Kelter, dargestellt wird. Dabei St. Leodegar mit Stifter [kniend]. Muoth hat in seiner Arbeit über die Herrschaft St. Jörgenberg [im Bündner. Monatsblatt 1881 Nr. 2] die Vermutung ausgesprochen, daß «bei einer nun verschollenen Villa [Flecken] Mellance, zwischen Trun und Ilanz irgendwo gelegen, ein Weinberg, 9 Fuder Wiesland und xvii Huben, kleinere Gadenstätte [mansus]» seien. Das jüngst bloßgelegte Bild an der St.-Leodegar-Kirche beweist, daß dieser Ort Mellance, der im Tello-testament sich findet und als Malans gedeutet wurde, auf dem Gebiete dieser Herrschaft zu suchen ist. Tatsächlich heißt eine Gadenstatt innerhalb vom heutigen Dorf Miglès, und eine andere Flurbezeichnung auf Ruiser Boden hoch an der Halde der Jörgenburg gegenüber lautet ‚Vegna‘, Weinberg. Wir überlassen dem Leser, sich für die richtige Stätte zu entscheiden. Es sei aber ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die zahlreichen

Bittprozessionen zu den St.-Georgs-Kirchen die Verchristlichung des heidnischen Vegetationsritus bedeuteten. Die Alte unter dem Stein, das Küssen ihres fruchtbaren Speichels, die Schläge, die bei der Prozession als segenverheißend bezeichnet werden, und die Bilder von Schlans und Jörgenberg-Waltensburg sind Relikte eines alten heidnischen Ritus und dessen Überwindung durch das Christentum.

In den Maiensäßen von Seth³⁵ unterhielt sich ehemals an St. Antonius die Jugend damit, daß sie von Hütte zu Hütte wanderte, an Nidel sich gütlich tat und zuletzt auf Tazarinasboden die Spiele aufführte: dar la portga³⁶, dar la caura, spus persul, tschetta bitgiet, ruclar dus e dus d'ina plaunca giu e dar el dies. Alle diese Spiele, deren deutscher Name mir noch nicht ganz klar ist, scheinen mit dem Fruchtbarkeitsritus zusammenzuhängen. Unter anderem unterhielt man sich, indem man einander in den Rücken stieß, was mit den Schlägen des Tages von Schlans übereinstimmt³⁷. Dann rollten Knaben und Mädchen auch paarweise die Halde herunter, wobei die Mädchen den Rock unten sittig zusammenhielten, wie der alte Erzähler der Chrestomathie beifügt. Es ist auch kein Zweifel, daß die Sitte der Schuljugend von Ruschein, wonach diese an den Ostertagen mit Pitten und Eiern wohlbeladen überall über die Fluren herumzieht und den Proviant in fröhlichen Gruppen verzehrt, hieher gehöre. Dieser Ansicht dürfen wir um so sicherer sein, nachdem Pfarrer Schmid, Förster Burkart und der Schreibende in Ruschein nahezu hundert Schalensteine glauben nachweisen zu können. Ob nun diese Schalensteine dazu benützt wurden, die Eier und Pitten als Opfer hineinzulegen und als willkommene Unterlage für das eigene Mahl, wagen wir bei der umstrittenen Sinngebung der Schalensteine nur

anzudeuten. Die kleinen Schalen als ‚Eiernäpfchen‘ zu deuten, scheint uns mehr als interessant. Die Sage über den einen Schalenstein von Ruschein, welche behauptet, daß die Tyrannen beim Bau des Frundsbergkastells aus jenen schalenartigen Vertiefungen ihre Suppe gegessen hätten, will vielleicht etwas Derartiges andeuten. Merkwürdig ist, daß der Name Scalottas – Schalen –, ‚la fonteuna de Scalottas‘, als Flurname sich in Ruschein erhalten hat. Ob der Piz Scalottas, der im Sagenzauber schätzehütender Frauen sich präsentiert, nicht auch seinen Namen einem alten heidnischen Fruchtbarkeitsritus verdankt?

Etwas wie einen rituellen Umzug scheint die ‚platta pusenta‘³⁸ auf der Grenze der drei Gemeinden Laax, Fellers und Sagens anzudeuten; denn der Schüler der Schwarzkunst hat dort in einem Liede, das einem Feldtanze ähnlich tönt, verkündet, daß unter dieser Platte ein Schatz ruhe, der an Wert den Piz Mundaun, Brescia und Mailand aufwiege. Wenn es einer Person gelinge, während des Karsamstagläutens dreimal um den Hügel herumzulaufen, dann könne er des Schatzes habhaft werden. Im Buche von den deutschen Glocken, das Sartori 1932 publizierte, wird das Schätzeheben während des Glockenläutens aus Deutschland bezeugt³⁹.

Es läßt sich noch allen Ernstes fragen, ob die früher auf Mariä Licht in Trun übliche Prozession, die sich um einen gewaltigen erratischen Felsblock bewegte, nicht auch einen heidnischen rituellen Umzug zu verchristlichen hatte. Wenn der Stein auch noch entsprechende Zeichen hätte, dann würde ich darüber keine Zweifel hegen. In der gleichen Gemeinde Trun wird am letzten Sonntag im Oktober eine Prozession abgehalten, die von der Pfarrkirche weg sich hinaufzieht zum Ferrerabach. Den Weg bahrend an gewaltigen Felsblöcken

STEINKULTUS

vorbei, wird auf einem erhöhten Punkte der Feldsegen erteilt und eine geweihte Medaille oder Palme in die Erde gesteckt. Man betet um Abwendung der Rüfegefahr, welche von dieser Seite droht. Eine Glocke der dortigen Pfarrkirche mit dem Gußjahr 1673 flehte: «Sit procul a nobis tempestas, avertas o truces Deucalionis anovas – Fern sei von uns das Ungewitter, wende ab die schreckbare Deukalionsflut.»⁴⁰ Ob nicht schon die Heiden diesen Gang machten, da ja Deukalion ein Sohn heidnischer Götter war?

Steine und Schlangen

Zu Münster krochen drei Schlangen zur Quelle, um zu baden. Zwei von diesen hielten der dritten Schlange eine Krone über dem Haupte. Während des Bades wurde die Krone abseits ins Gras gelegt. Ein Waldarbeiter entdeckte die Kostbarkeit und nahm sie an sich. Als die Schlange den Verlust bemerkte, begann ein angstvolles Suchen. Da die entkrönte Schlangenkönigin die Krone nicht mehr fand, schnellte sie sich verzweifelt hoch empor in die Luft und stürzte auf eine Platte, auf welcher ihr Kopf zerschmettert wurde⁴¹. Eine Schlange von Lain-Observaz hatte, bevor sie ins Bad stieg, ihr Gift auf eine große Steinplatte ausgespien. Inzwischen geschah es, daß jemand diese Platte umkehrte. Daher fand sie nach dem Bade ihr Gift nicht mehr. Auch diese flog hoch in die Lüfte, fiel jämmerlich pfeifend auf eine Steinplatte

Schalenstein bei Carschenna (Sils im Domleschg)





und war tot⁴². Zu Barnagn-Salux schlüpfte Jahr für Jahr eine Schlange hinter einem bestimmten Felsblock hervor und erwürgte dem mit seiner Viehhabe vorüberziehenden Bauer das beste Stück Vieh. Eines Tages gelang es aber dem Hirten, die Schlange mit einer Haue entzwei zu schneiden. Seither hat man nun Ruhe⁴³. Die Schlange von Spoarz-Lenz schlüpfte hinter einem Felsblock hervor an die Euter der Kühe, an denen sie sich vollsog⁴⁴. Eine Alp des Albulatales litt entsetzlich unter der Schlangenplage. Überall krochen schwarze gekrönte Untiere hervor. Ein wandernder Schwarzkünstler brachte den Obervazern Hilfe. Er ließ einen großen Feuerbrand rings um einen großen Felsblock anlegen. Der Magier stieg auf den Stein, blies mit seiner Pfeife gellende Töne über die Heide. Von allen Seiten rollten die Schlangen radschlagend herbei und stürzten sich ins Feuer, wo sie lichterloh brannten. Zu den kohlschwarzen Kriechtieren gesellte sich plötzlich auch eine weiße Schlange. Als der geheimnisvolle Wandergeselle ihrer ansichtig wurde, heulte er laut auf: «Um mich ist es geschehen!» Die Schlange stürzte sich ihm an die Brust und durchbohrte sein Herz⁴⁵. Seither gab es in jener Alp keine Schlangen mehr.

Es ist nun kein Zweifel, daß Stein und Schlange in irgendeinem Zusammenhang stehen, der einen tieferen Sinn haben muß. Die Rätoromanische Chrestomathie öffnet uns den Sinn; denn sie sagt: «Mintga sulom ha sia siarp – Jede Heimstatt hat ihre Schlange.»⁴⁶ Die Schlange ist der Schutzgeist des Hauses und findet sich daher im Fundament oder in dessen Gemäuer. Andere

Schalenstein am Weg nach Peil (Vals)
Schalenstein auf Plaun da Morts (Riein)

Schlangen wohnen unter heiligen Steinen, als Schutzgeist der Opferstätte. Bötticher sagt in seinem aufschlußreichen Werke ‚Baumkultus der Hellenen‘, daß ein Schlangendämon der Wächter aller heiligen Bäume sei. Die Schlange sei ein Dämon der Erde und aus ihr geboren. Der Genius eines Ortes werde stets als Schlange gedacht⁴⁷. Diese Schlange ist den unschuldigen Kindern des Hauses so vertraut, daß sie sich keineswegs vor ihr fürchten, ja die Schlange von Salischina-Vrin kommt an den Tisch und frißt aus der Milchschüssel, welche den Kindern dient. Die Kleinen schlagen, wie sie es unter sich zu tun pflegen, auch der Schlange mit dem Löffel auf den Kopf und sagen: «Friß auch Brotbröckeli, nicht bloß Milch!» Die Mutter des Schreibenden, welche diese Sage erzählte, fügte bei, daß in jener Schlange der Schutzengel der Kinder war. Ein solches Wunder geschah, weil der Vater ein gar frommer Beter war, welcher dort so lange auf einer Steinplatte betend ausharrte, bis die Knie durch eine Höhlung im Stein sich abzeichneten. Wenn das Elternpaar sich in die weitabgelegene Pfarrkirche zum Gottesdienst begab, dann stellte sich die Schlange zum Schutz der Kinder ein⁴⁸. Nun begreift man die Mahnung der Rätoromanischen Chrestomathie, ja keine Blindschleichen zu töten, sonst würden diese dadurch sich rächen, daß Unglück übers Haus käme⁴⁹.

Diese sagenhaften Steinplatten scheinen uralte heidnische Opfersteine gewesen zu sein, unter denen der Schlangendämon wohnte und auf denen er seine Opfer entgegennahm. Uns scheint der Altar des Mithraskultus in der heidnischen Unterkirche San Clemente in Rom dazu die Illustration zu bieten. Der Priester, welcher an der Vorderfront des Steinaltars eingehauen ist, hat soeben das Messer in die Kehle des Opfertieres gesenkt

STEINKULTUS

und blickt nun empor zur strahlenden Sonnenscheibe, weil das Opfer ihr gilt. Schon hat sich eine Schlange herbeigelassen und trinkt mit dem Hunde, dem hochverehrten Begleiter der Hirtenvölker, das Blut des Opfertieres. Der Mithraskult war weithin verbreitet. Zahlreiche Darstellungen solcher Altäre lassen sich nachweisen.

Es sei hier noch erinnert auch an die innige Verbindung zwischen Baum und Schlange, Baumkultus und Schlangenkultus, auch bei den alten Griechen; ein Schlangendämon ist der Wächter aller heiligen Bäume. Die Schlange ist ein Dämon der Erde und aus ihr geboren. Der Genius eines Ortes wird stets als Schlange gedacht⁵⁰.

Steine als Wohnstätte von Gottheiten

Daß Gottheiten, romanisch ‚dialas‘, bei unseren sagenumwobenen, oft gefürchteten Steinen sich zu schaffen machen, berichtet die Rätoromanische Chrestomathie aus Dél-Salux⁵¹, wo ein Stein von der Größe eines Hauses ‚crap dellas diolas‘ heißt. Dort wohnten sie. Vielleicht ist die Alte auf der Schynstraße hinab nach Scharrans⁵² und die Alte von Schlans⁵³ gleichen Geschlechtes. Über die ‚dialas‘ von Sent⁵⁴ wird berichtet, daß sie dort in einem Felsblock [genannt ‚la fora dellas dialas‘] ein Loch haben, durch welches sie den Bauern Speisen hinausreichten, bis man sie beleidigte. Seither hat man sie nie mehr wahrgenommen. Das romanische Märchen, welches von einem Loch an der Herdplatte⁵⁵ als Eingang zum Geisterreich spricht, gehört auch hieher. Auf der Herdplatte⁵⁶ schlief ‚la schenderletga sut il vonn – das Aschenbrödel unter der Kornwanne‘. Ob das zauberhafte romanische Wortspiel ‚la matta sin la

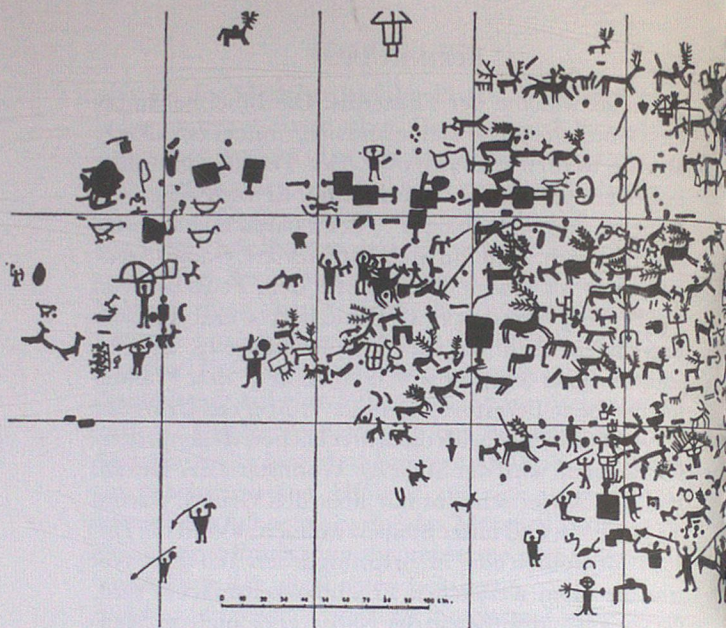
platta – das Mädchen auf der Platte‘ nicht auch Ähnliches andeutet, hatte schon Decurtins sich gefragt. Zu meiner Ansicht über das Aschenbrödel teilt mir der Indologe Dr. Mejer mit: «Die in der Erde wohnenden oder in sie hinab verschwindenden und aus ihr hervorkommenden Schlangen sind ja in verschiedenen Mythologien [z. B. der klassischen und indischen] chthonische Mächte, diese aber Fruchtbarkeit und andern Segen wirkend. Soweit ich sehe, eignet den Dialen die gleiche Urnatur. Die Kornwanne deutet ursprünglich auf eine chthonische, auf eine Feldgenie, die im Aschenbrödel fortlebt. Die starke Betonung der Beschmutzung mit Asche im deutschen Märchen vom Aschenbrödel dürfte ein beachtenswerter Hinweis auf eine ursprüngliche freundliche Ackergenie sein; das Märchen gestaltet zugleich den Schmerz um die grausame und ungerechte Verstoßung der allgeliebten Gottheit.»

Auf dem Wege von Münster⁵⁷ hinaus ins Tirolische stehen auf einem weiten Boden viele Steine herum von der Größe eines Kindes; man nennt diese Steine ‚las jung-fras salvadias – die wilden Jungfern‘. Hier auf diesem Platze verschwand eine Frau so gründlich, daß nur noch einige Kleiderfetzen aufzutreiben waren. Die ‚Dialas‘ von der Runca bei Laus⁵⁸ und Grepault⁵⁹ zeigen, daß diese Göttinnen auch gegen mehr menschliche Schicksale nicht gefeit sind und daß der Heide sich noch nicht zum Begriff der Geistigkeit Gottes hindurchzuringen vermocht hatte. Übrigens scheinen in den sich folgenden Bewohnern dieser Stätten verschiedene Kulturlagen der Gottesauffassung einander abzulösen. Fast möchte man meinen, daß zuerst die Schlangen mit Kronen die Gottheiten repräsentierten, dann folgten ihnen die Dialen, wenn sie nicht schon zur gleichen Zeit auftraten. Es folgt die Zeit der Bekämpfung dieser Gott-

STEINKULTUS

heiten als Mächte der Finsternis. Die Bibel bekämpft diese Gottheiten. Die Steine sind noch immer bevölkert; aber sie werden schreckhafter. Der Teufel wohnt dort in Gestalten, die seiner würdig sind. Er wirft gegen die Kapellen ganze Felsblöcke⁶⁰; denn deren Glocken stören sein Reich. Auf dem Steinhäufen von s. Gada-Disentis⁶¹ ist er als grauer Bock; unter dem Felsblock von Val Fryberg⁶² kommt er als Hund hervor und jagt dem Frevelnden nach bis zur St.-Anna-Kapelle, die ihn schützt. Beim ‚crap gros‘⁶³ erschreckt er den Wanderer, und beim Bergsturz von Plurs⁶⁴ ruft er das Unwetter hervor. Später noch, als die schrecklichen Hexenprozesse einsetzen, wird der Stein zur Wohnstätte der Hexen. Prof. Dr. Mejer schreibt mir über den Grund, warum die Hexen in und unter Steinen wohnen: «Weil die Hexen zum größten oder im ursprünglichen Teil ihres Wesens die alten weiblichen Fruchtbarkeitsmächte sind, die vor allem draußen in der Natur, aber auch im Menschen wirken. Daher zum Beispiel nicht nur ihre auch den altindischen, altmexikanischen und so weiter Fruchtbarkeitswesen eigene Tanzwut, sondern auch ihre Unzuchtsorgien, besonders in der uralten Fruchtbarkeitsnacht des 1. Mai. Daher sogar ihr Besenritt; der Besen ist Penissymbol. Also auch der Stein als Ort der Hexen wohl ein Zeichen, daß der Steinkultus ein Fruchtbarkeitskultus gewesen sein dürfte. Durch die Hexenverfolgung wird also nicht der Stein zur Wohnstätte dieser Wesen, das war vorher schon der Fall. Wohl aber fördert dieser Wahn den betreffenden Glauben und bewahrt uns, verschleiert, wohl eine beachtenswerte Kunde.»

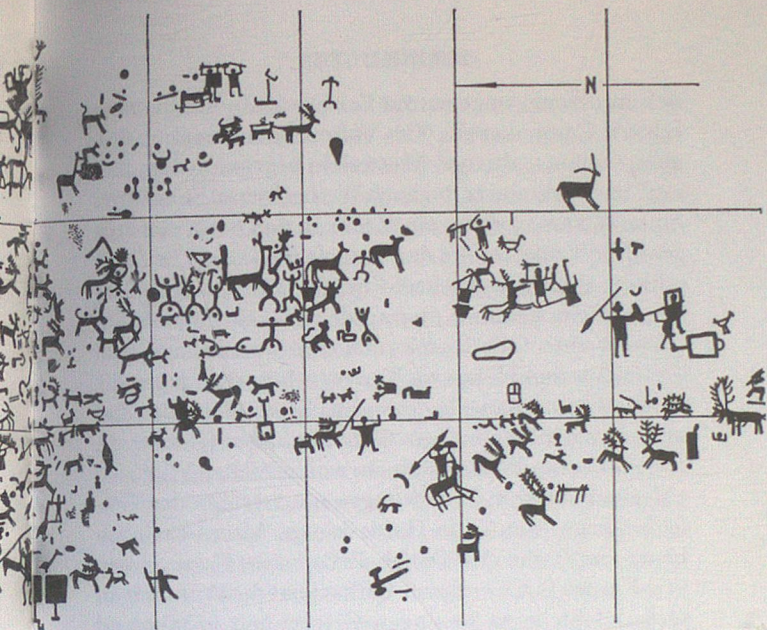
Zu Cuflons⁶⁵ in Disentis tanzen die Hexen bei Nacht auf einem Stein. Fronfastenkinder haben dort bis vierunddreißig Paare im Tanze sich drehen gesehen, obwohl der



*Felszeichnungen von Capo di Ponte:
Mutmaßliche heidnische Votivtafel glücklicher Jagdbeute*

Stein gar nicht groß ist. In der Alp Cavrein-Mustér⁶⁶ zeigt sich die Fußspur einer bösen Frau, welche dort die Tiere zusammentreiben muß, die sie früher als Hexe in den Abgrund geritten hatte. Die Wald- und Feldgeister, wie zum Beispiel Pan, sind ja auch Beherrscher der Tiere in der freien Natur und werden vielfach auch die der gezähmten. So haben sie die Pflicht, die Jagdtiere zusammenzutreiben, hin vor die Jäger. Schön lebt das fort zum Beispiel im Kalewala.

Vom Crep ault⁶⁷ in Peiden sah ein Mann an der anderen Talseite eine ganze Tischgesellschaft, welche dort



bei Nacht Karten spielte und ihn einlud, ihnen durch Unterschrift beizutreten. Der Teufelsstein unter Villa ⁶⁸ zeigt noch heute Ziegenbockfußspuren aus der Zeit, da dort der Hexentanz aufgeführt wurde. Auf dem Wege von Ruis nach Seth ⁶⁹ geriet ein Wanderer bei Nacht in einen sogenannten Hexenring. An einem einsamen Ort mitten unter Steinblöcken wurde getanzt und gesungen. Dem unliebsamen Zeugen dieses Hexensabbates wurde unter Todesandrohung Stillschweigen auferlegt. Der Schrecken brachte ihm bald den Tod, obgleich er nichts ausgesagt hatte.

Überaus tragisch ist die Geschichte der Teufelssteine, die wir noch berichten müssen; denn diese tragen die deutlichen Spuren des Kampfes des Christentums gegen den uralten heidnischen Steinkultus. Der Teufel mühte

STEINKULTUS

sich mit einem ungeheuren Felsblock ab, um die neu-erbaute Campokapelle⁷⁰ im Valsertale zu zerstören. Ein altes, schlaues, zittriges Mütterlein begegnete dem ‚Bösen‘, und während es ihn nach Weiberlist mit Schwatzen hinhielt, kam es dazu, ein Kreuz in den Stein einzuritzen. Der Teufel mußte den Stein fallen lassen. Er fiel so schwer, daß er in mehrere Stücke sich spaltete. Der Teufelsstein, genannt ‚il crap della Gneida‘⁷¹, der am Glenner unter Oberkastels ruht, wurde eines Tages vom Teufel aus den Höhen ob Tersnaus herunter gegen die St.-Katharina-Kapelle geworfen. Er verfehlte das Ziel und stürzte mit höllischem Gepolter in den Glenner. In seinem Zorne, daß der Stein im wohlgezielten Wurf sich ablenken ließ vom Zerstörungswerk, warf ihn der Teufel ein gutes Stück die Halde hinan. Man sieht noch heute am Steine des Teufels Fußspuren, Kopf, Hosen und Klauen⁷². Oberförster Burkart hat die Wahrheit an Ort und Stelle zu bezeugen Gelegenheit gehabt und weist mit photographischer Platte nach, daß es ein Schalenstein ist mit schalenartigen Vertiefungen und zwei Kreuzen. Eine nachträgliche Prüfung des Gneida-steines ergab zwölf Schalen und sechs Kreuze. Verwandte, ähnliche Denkmäler des Steinkultes finden sich auf räatischem Gebiet sehr zahlreich. Aber die kostbarsten Felsbilder mit sehr vielen, noch nicht enträtselten Darstellungen sind von Dr. Laeng und seinen Mitarbeitern in der Val Camonica [Brescia] freigelegt worden. Teilweise sind sie auch schon in einem Museum in Brescia reproduziert worden. H. Kühn hat in einer sehr wertvollen Publikation⁷³ solche Bilder aus zahlreichen Höhlengrotten gesammelt und beschrieben. Indessen scheinen uns die freistehenden Felswände von Val Camonica mit ihren vielen Zeichnungen und Skizzen geeignet zu sein, uns in der Entzifferung des wunder-

samen Bildalphabets einen Schritt weiter zu führen. Wir wagen anzunehmen, daß eine prähistorische Kulturverbindung bestand zwischen Oberitalien und Deutschland, und zwar über die rätischen Alpen. Dieser Kultus ging von der Lombardei [Mailand und Brescia] durch die Val Camonica nach Poschiavo, durchs Engadin, Julier, Chur, Luziensteig, Schaan, Bodensee, Augsburg und Passau an die Donau, also bis an den nördlichsten Grenzstein des rätischen Gebietes.

Die eigentliche Geschichte dieser geheimnisvollen prähistorischen Kundgebungen und deren Deutung liegt noch weitgehend im Dunkel der Jahrtausende. Da und dort hat sie sich in einer wunderbaren Sage kristallisiert und den Weg bis in unsere Zeit gefunden. Man kann sie aus dem Mund unseres rätoromanischen Alpenvolkes vernehmen. Der kalte Windzug modernen Wissens geht hochmütig über diese Kulturwerte hinweg und weiht sie damit oft dem Untergang. Aber immer noch geht ein leiser Schauer über den Menschen dieser Täler, wenn er beim Zunachten bei solchen Steinen und Zeichen vorbeihuscht. Er hebt den Fuß schneller und wagt nicht zurückzublicken, wenn er unheimliche Laute knisternd sich melden vermeint. Die Volkskunde glaubt, hier von ehemaligen Opfern in prähistorischer Zeit und von Libationen mit Milch, die in Schalen einander weitergereicht wurden, sprechen zu können. Da und dort redet man von Blumen, grünen Baumzweigen, sogar von Wein und Feuerflammen, ja von Toten, die dort ihre Grabesruhe gefunden haben.

Opfer auf Steinplatten und an Felsblöcken

Die Frage, ob an verschiedenen entweder durch die Volkssage, den Namen oder durch Zeichen charakteri-

STEINKULTUS

sierten Steinen Opfer dargebracht wurden, glauben wir entschieden bejahen zu dürfen; denn die Rätoromansche Chrestomathie berichtet, daß im Walde ob Schleuis – also hart am Ruscheiner Gebiet, wo so viele Schalensteine nachgewiesen werden und wo Eier- und Pittenmähler auf den Feldern noch in Übung waren – ein Stein sich findet, der ‚crap de s. Zein‘⁷⁴ heißt, weil nach der Sage der heilige Zeno sich dort aufhielt. Auf diesen Stein werfen viele Leute beim Vorbeigehen ein grünes Zweiglein hin. Von einem Ziegenhirten⁷⁵ erzählt ein anderes Märchen, wie er mit seiner Herde hoch oben in die Berge zog, seine volle Hirtentasche gewohnterweise auf eine Platte hinlegte und dann unbelastet von Proviant höher stieg. Bei der Rückkehr war aber die Tasche immer leer. Er entschloß sich, auszuspionieren, wer ihm die Tasche leere. Da sah er, wie aus einem Loch an der Platte eine Hand hervorlangte und die Tasche wegnahm. Er schlüpfte durchs Loch hinein, der entschwundenen Tasche nach, und erreichte einen Raum, wo er eine Frau traf, mit welcher er seinen Taschenvorrat verzehrte. Mit List tötete er die Alte, welche ihn erstechen wollte. Er nahm aus uralten Truhen ihre Schätze an sich und zog fort in die Fremde, während die Bauern einen anderen Ziegenhirten dingen mußten – ihn aber sahen sie nie mehr.

Wahrscheinlich sind auch die Schlangen des Oberhalbsteins⁷⁶, die wir früher nannten, welche das beste Stück aus der Viehherde erwürgten, und diejenigen, welche am Euter der Kühe⁷⁷ sich gütlich taten, Erinnerungen an ehemalige Tier- und Blutopfer. Weil man diese im Christentum nicht mehr darbrachte, holten sie sich selber den Tribut.

Der Ritus der alten heidnischen Opfer ist wissenschaftlich vielleicht noch nicht genügend geklärt; aber die bis-

herigen Ergebnisse sind derart, daß sie unsere Schilderungen nicht Lügen strafen, sondern in ein besseres Licht rücken. Paulys ⁷⁸ Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft schreibt:

«Die antiken Altäre sind nach Form, Bauart, Größe von außerordentlicher Mannigfaltigkeit, aber sie sind alle auf gemeinsamer Grundlage erwachsen: es sind Untersätze heiliger Gaben. Mit den ägyptischen Opfertischen, den mesopotamischen, jüdischen, phönikisch-kyprischen, kleinasiatisch-phrygischen Altären, den altpersischen Feuerstätten ebenso wie mit den prähistorischen ‚Schalensteinen‘ der mitteleuropäischen Länder berühren sich die griechischen Altarformen; aber wenn sie auch in einzelnen Fällen von fremden Vorbildern beeinflusst sein mögen, im wesentlichen läßt sich die formale Entwicklung des Altars aus den auf griechischem Boden gegebenen Voraussetzungen ableiten.

Die Altäre sind meistens viereckig im Grundriß, aber es gibt auch Rundformen, Altäre mit einer Röhre oder an der Oberseite einer schalenartigen Eintiefung. Eine Anzahl Altäre haben an ihrer Oberseite schalenartige Eintiefungen, welche man als Eßschalen zu bezeichnen und als Feuerlöcher zu erklären pflegt... Es scheint geratener, die schalenartigen Vertiefungen nicht als Feuerlöcher anzusehen, sondern als Schalen für Libationen [möglicherweise auch für Blutgüsse], für Früchte und dergleichen; damit stimmt, daß auf dem Altar von Lesbos Schlangen so dargestellt sind, als wollten sie von dem Inhalt der Schale genießen... Die Annahme, daß die Blutopferaltäre an ihrer Oberseite mit Röhren ⁷⁹ oder Öffnungen ausgestattet waren, durch die das Blut nach unten abfließen konnte [Molin 65], kann sich auf keine Tatsachen stützen... In ländlichen und privaten Kul-ten hat man auch späterhin unbehauene Steine oder

STEINKULTUS

vorragende Blöcke des gewachsenen Felsens als Opfer-tische benützt, aus den öffentlichen Kultan sind sie in historischer Zeit fast völlig verdrängt.»

Zeichen- und Schalensteine

Die Rätoromanische Chrestomathie⁸⁰ berichtet von einem Stein zu Mompé-Medels, in den Karl Borromäus seinen Namen eingeritzt habe, spricht von einem St.-Martins-Stein auf Mompé-Tavetsch, der eine Fußspur zeigt, erzählt, daß der Gneida-Stein zu Oberkastels Eindrücke der Fersen, des Rückens und der Hosen des Teufels erkennen lasse, sagt, daß zu Salischina-Vrin die Spur eines Knies in einem Felsblock zu sehen sei. Während zu Panix im Oberland der heilige Valentin die Umrisse seines Fußes zurückließ auf dem Stein, der seinen Namen trägt, sieht man zu Ruschein eine große Felsplatte mit ausgeschliffenen Schüsseln, aus denen die Erbauer des Schlosses Frundsberg ihre Suppe aßen. In der Alp Cavrein-Mustér mußte eine böse Frau zur Strafe ihre Fußspur in einem Stein zurücklassen. Am Wege unter Villa sieht man auf einem Felsblock die Spuren der Geißfüße der Teilnehmer am Hexentanz. Am Bergpfad gegen Ratitsch [Oberhalbstein] hinauf sieht man einen Stein, auf dem unser Herrgott seine Fußspur zurückließ, als er darauftrat⁸¹. An einem Felsen auf dem Hügel Palingiava-Remüs⁸² zeigt man eine Anzahl eingehauener Kreuze, Erinnerungszeichen eines ehemaligen Tot-schlages. Im Engadin irgendwo soll sich der Rolandstein befinden mit der eingehauenen Spur seines Schwertstreiches.

Man muß wirklich staunen, daß solche sagenumwobenen Steine nicht näher untersucht wurden, bis Dr. Giovanoli zu Soglio im Bergell im Jahre 1918 durch einen

STEINKULTUS

Gast zu näherem Studium solcher Steine im Tale der Maira veranlaßt wurde. Im „Anzeiger für Altertums-kunde“⁸³ beschreibt er uns zehn Steine mit eingehauenen muldenförmigen Vertiefungen und mit verschiedenen menschlichen Fußspuren. Davon findet sich einer vielsagend auf „Plen di sturn“, ein Flurname, der ungefähr „Boden der Verrückten“ bedeuten dürfte. Wir lassen Dr. Giovanoli selber über einen dieser Steine berichten: «Am 10. September 1922 kam am Abend der Ziegenhirt freudestrahlend zu mir mit dem Berichte, er habe oben am Berge, ungefähr in der Mitte des Tannenwaldes „Bügna“, einen Steinblock gesehen, auf dessen Oberfläche deutlich ausgeprägte menschliche Fußindrücke sichtbar seien. Ich begab mich an Ort und Stelle und fand mitten im Tannenwald der Bergkette, die das Tal westlich von Soglio absperrt, auf einer Höhe von 1600 Meter über Meer einen unregelmäßig geformten Steinblock auf einem anderen gelagert. Auf der Oberfläche desselben sind neben einigen kreisrunden Schüsselchen sehr feingedrückte, kleine menschenfußähnliche Eindrücke vorhanden⁸⁴. Allem Anscheine nach ist der Stein von oben heruntergerollt... Eine zweite Steinplatte findet sich auf einer reizenden Aussichtsstelle eines abgerundeten Felsenrückens im östlichen Felsenzirkus, welcher das Plateau, auf dem das Dorf Soglio liegt, halbkreisförmig umrahmt. Darauf sieht man die Form von vier Füßen und eine Schale eingedrückt. Der Legende nach stammen diese Eindrücke von der Muttergottes her. Erzurnt über die Einführung der Reformation habe sie das Kind genommen und fliehend die Gegend verlassen. An der oben genannten Stelle angelangt, habe sie einen zornigen Blick über die Gegend geworfen und Füße und Stock so stark auf den Stein gesetzt, daß die Abdrücke davon zurückblieben.»

STEINKULTUS

Die Entdeckungen von Dr. Giovanoli regten den Schreibenden an, anhand der Rätoromanischen Chrestomathie sich weiter auf die Suche zu begeben. Pfarrer Schmid wurde ersucht, nach dem ‚crap de tirans‘ in Ruschein⁸⁵ zu fahnden; er hat wirklich diesen und mehrere andere entdeckt. Inzwischen stellte sich der vorzüglich und erfolgreich arbeitende Prähistoriker *Kreisförster W. Burkart* ein und hantierte mit Kamera, Maßstab und Zeichnungsstift. Er hatte die Güte, seine eigenen Berichte, Photos und Zeichnungen zur Verfügung zu stellen. Sie betreffen Ruschein, Dardin-Patnasa, Oberkastels und Misox. Die letzteren gerieten dem Forscher gelegentlich seiner prähistorischen Ausgrabungen in Castaneda unter die Augen⁸⁶.

Schalensteine bei Ruschein: «Domdekan Caminada hatte mich schon vor einigen Jahren auf den in Ruschein bei der Ruine Frundsberg liegenden und in der Rätoromanischen Chrestomathie erwähnten Stein ‚crap de tirans‘ aufmerksam gemacht; dessen Besichtigung ließ dann einen wirklichen Schalenstein feststellen. In der Folge hat dann Pfarrer Schmid in Ruschein die ganze mit Felsblöcken übersäte Kuppe abgesucht und noch eine Menge Schalen entdeckt, so daß die endgültige Aufnahme durch den Sprechenden zehn Schalensteine, in drei Gruppen angeordnet, feststellen ließ.

Auf einer untersten, etwa 100 Meter südwestlich der Ruine gelegenen Terrasse befindet sich nun der ‚crap de tirans‘ genannte Stein mit fünf zum Teil ineinander übergehenden Schalen von beträchtlicher Größe.

Weiter östlich und etwa 20 Meter höher liegen dann auf einem kleinen Plateau die Steine Nummern 2 bis 6, in zwei Untergruppen geordnet. Nummer 2 hat zwei, Nummer 3 hat sechs, Nummer 4 hat dreiundzwanzig

STEINKULTUS

und Nummer 6 hat eine Schale; der interessanteste ist Nummer 5 mit fünf Schalen, welche alle miteinander durch Rinnen verbunden sind, wie wir sie schon auf Schalensteinen in Andeer, Misox und Soazza, bisher aber nie im Oberland gefunden haben.

Noch weiter östlich auf dem Grat selbst folgt die dritte Gruppe mit vier Steinen, von welchen zwei je eine und je einer zwei und drei Schalen aufweisen. Die Abstände der einzelnen Steine voneinander sind mit 6, 20 und 80 Meter größer als innerhalb der zweiten Gruppe, und der östlichste liegt nur noch zirka 40 Meter von der Kirche entfernt.

Alle zehn Steine weisen 49 Schalen auf, deren Durchmesser zwischen 3 und 30 Zentimeter variiert.»

Schalensteine auf Grep Patnasa: «Die Straße von Danis nach Dardin hinauf führt zirka 100 Meter oberhalb der Kehre südöstlich von Capeder durch eine Einsattelung, das heißt, zur rechten Seite erhebt sich ein zirka 50 Meter langer Hügel, welcher auf der Südseite ein zirka 20 Meter hohes Felsband bildet. Die Kuppe dieses ‚Grep Patnasa‘ genannten Hügels aus anstehendem Verrukanofels zeigt Gletscherschliff und ist zum Teil mit Rasen bewachsen. Auf den freiliegenden Felspartien befinden sich zehn Schalen, und ein Abdecken der bis 20 Zentimeter mächtigen Überdeckung lieferte etwa zwanzig weitere, und es ist anzunehmen, daß sich noch mehr solche vorfinden werden, wenn die ganze Kuppe freigelegt würde. Besonders drei Schalen fallen durch ihre Dimensionen auf, die größte hat einen Durchmesser von 25 und eine Tiefe von 15 Zentimeter. Interessant ist ferner eine Schale, welche durch einen kleinen Felsspalt getrennt wird. Die eine Hälfte des Loches ist nämlich etwas tiefer ausgearbeitet, wobei der zirka 1 Zentimeter höhere Teil eine gut erhaltene Kante trägt. Diese Tat-

STEINKULTUS

sache ist ein Beweis, daß die Schalen nicht etwa auf natürlichem Wege, sondern auf künstlichem, das heißt durch Menschenhand entstanden sind, denn bei rotierender Bewegung von Wasser oder Wasser mit Sand und Steinen hätte diese Kante unter allen Umständen abgeschliffen werden müssen.

Auf der anderen Straßenseite liegt ferner direkt auf der Böschungsmauer ein zirka meterlanger Moränenblock, welcher ebenfalls sechs Schalen aufweist, wovon die größte 15 Zentimeter Durchmesser und 8 Zentimeter Tiefe hat. Ich glaube, daß dieser Stein einst auf der Kuppe selbst gelegen hat und früher einmal, aber vor dem Bau der Straße, heruntergeworfen worden ist.»

Schalensteine, 'Crap della Gneida' bei Oberkastels: «In der Annahme, es handle sich beim 'Crap della Gneida' um einen Schalenstein, besichtigte ich den Felsblock anlässlich der Ausführung von Dienstreisen in Oberkastels. Es ist ein imposanter erratischer Block aus feinkörnigem Sericitgneis mit starken Quarzschichten von 7 Meter Länge, 4 Meter Breite und 1,5 bis 4 Meter Höhe, mit gegen Süden abfallender, glatt geschliffener und zum Teil förmlich polierter Oberfläche. Er liegt auf einer kleinen Terrasse im Erlenwalde versteckt.

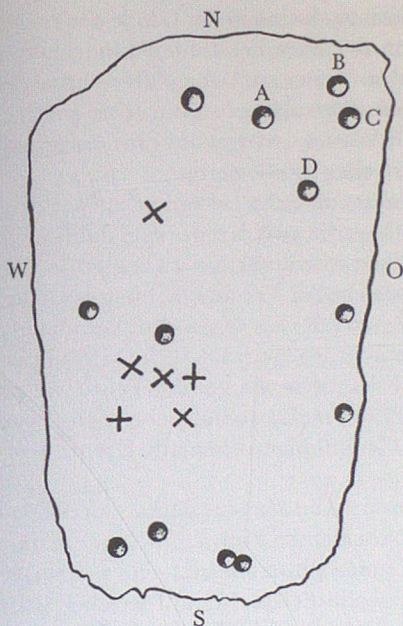
Fast in der Mitte des Blockes befindet sich eine kleine, aber sehr schön ausgearbeitete Schale von 5 1/2 Zentimeter Durchmesser und 1 1/4 Zentimeter Tiefe. Zirka 1 Meter nördlich davon ist ein Kreuzzeichen von 8 und 12 Zentimeter Balkenlänge und 40 Zentimeter südlich davon ein gleichschenkliges, etwas größeres Kreuz ein-

St. Remigius in Falera





STEINKULTUS



*Zeichnung der Schalensteine Crap della Gneida bei Oberkastels
13 Schalen, 6 Kreuze*

graviert, und zwar in sehr sorgfältiger Weise. Nahe beim südlichen Blockrand sind weitere vier Schalen; zwei gleichgroße von 8 Zentimeter Durchmesser und 4 Zentimeter Tiefe berühren einander, eine weitere von gleicher Größe liegt mehr westlich, und nahe bei derselben

*Geschliffene Einzelschale auf dem Teufelsstein
in Peil (Vals)*

befindet sich noch eine in der Größe der zuerst erwähnten. Die in der Sage erwähnten Eindrücke von Kopf, Ferse und so weiter sind ebenfalls sichtbar, es handelt sich bei denselben aber um natürliche, durch Gletscherschliff und Wasser verursachte Erosionsgebilde, welche uns nicht weiter interessieren.

Der Charakter als Schalenstein ist meiner Ansicht nach unanfechtbar; die zwei Kreuze sind dabei nicht etwa als Grenzzeichen oder derartiges zu betrachten, sondern als Zeichen, welche zur Verchristlichung des in heidnischer Zeit verehrten oder als Opferstein benützten Felsblockes angebracht wurden. Es dürfte sich um einen ähnlichen Fall handeln wie bei der Felsplatte von Pisella unterhalb Castaneda, wo sich neben Schalen und merkwürdigen Zeichnungen ebenfalls Kreuze eingemeißelt vorfinden.»

Schalensteine bei Lostallo: «1. Zirka 150 Meter ob Cabbiolo liegt am kleinen Fußweg, welcher in die Waldungen von Gaetena hinaufführt, eine zirka 1,20 zu 1,40 Meter messende Felsplatte, auf welcher sieben kleine Kreuze und acht runde kleine Löcher eingegraben sind. Die Enden der ersteren sind überall etwas ausgeweitet und den Löchlein ähnlich. Zwei Kreuze sind miteinander in der Weise verbunden, daß je ein Schenkel verlängert ist bis zum Schnittpunkt, wo sich ebenfalls ein kleines Loch befindet. Wie die teilweise starke Verwitterung beweist, sind die Zeichen älteren Datums, und der Stein dürfte daher in die Kategorie Schalen- oder Zeichensteine eingereiht werden. Die Verwendung als Markstein kommt nicht in Frage.

2. Zirka 700 Meter westlich von Sorte, einer andern Fraktion Lostallos, liegt auf alten Bergsturztrümmern eine Felsplatte von zirka 2 zu 2,50 Meter Ausdehnung und 30 bis 40 Zentimeter Dicke. Diese Platte ruht auf

einem gewaltigen, in den Boden eingewachsenen Block, aber derart, daß sie nur an *einem* Ort direkt aufliegt, während sie sonst mit zwei runden Steinen unterstellt ist, welche entweder aus Flußgeschiebe oder Moränenablagerungen stammen. Oben auf der Platte befindet sich eine einzige Schale von zirka 3 Zentimeter Durchmesser. Die Platte, welche sich als etwas schiefstehender Tisch präsentiert, ist unter allen Umständen von Menschenhand gehoben und mit den zwei runden Steinen unterstellt worden. Da diese schwere Arbeit wohl niemand aus Vergnügen gemacht hat und es sich auch nicht um ein Werk von Kindern handeln kann, ist die Annahme berechtigt, daß wir einen Opfer- oder Kultplatz aus alter Zeit vor uns haben. Leider hatte ich nicht mehr Gelegenheit, mich zu erkundigen, ob der Ort einen speziellen Namen führt oder ob sich etwa sagenhafte Überlieferungen daran knüpfen.»

Schalenstein „Piott della Croce“: «„Piott della Croce“ oder „Kreuzplatte“ in Soazza befindet sich in einer ungefähren Meereshöhe von 1000 Meter an sehr steilem Abhang ob Scona, rechtsseitig des Ausganges des Forcolatales, welches wenig unterhalb Soazza von links her in das Misoxertal einmündet. Der Stein trägt vierunddreißig Einzelschalen, neun solcher, welche zusammenhängen oder mit Rinnen verbunden sind, und vier Kreuze. Die Lage dieses Schalensteines an einsamem, schwer zugänglichem Orte sticht von derjenigen aller andern mir bekannten Steine ab, indem es sich sonst immer um freiliegende, gut erreichbare Terrassen oder Kuppen handelt.»

Schalenstein Misox-Nasello: «Eine Gneisplatte mit sieben Schalen, welche durch Kanäle verbunden sind.»

Schalenstein Andeer-Val Pardi: «Ein Granitblock, auf dem drei Schalen sich finden. Eine Rille läuft von der größte-

STEINKULTUS

ren runden Vertiefung zu den zwei kleineren Schalen.»
Zeichenstein Somvix-Tuor: «Am Wege von Somvix nach Clavadi unter der Burgruine Tuor entdeckte der Schreiber einen großen Felsblock mit Fußspuren von Kleinvieh.»

Schalenstein von Urmein: «Dieser Stein wurde im Dorfe Urmein entdeckt und ist heute im Rätischen Museum. Die gutgelungene Photographie läßt sechs Schalen verschiedener Größe erkennen. Wir haben ähnliche in folgenden Museen gesehen: Museo civico zu Lugano, Museo marino in Monaco, im Musée von Avignon und zwei im Museum der Ausgrabungen von Avenches.»

Man möge zur Vergleichung noch den fünften Jahrgang für Schweizer Urgeschichte heranziehen, wo eine große Zahl solcher prähistorischer Schalen, Fußabdrücke, Rinnen, Kreuze und Gravierungen wie von unbekannten Schriftzeichen zur Darstellung kommen. Wir erinnern noch an die berühmte Grabkammer bei Bunsö Albersdorf, wo der Felsblock hundertfünfzig Näpfchen, viele Sonnenrädchen und Schalen aufweist⁸⁷.

Nachdem wir diese Steinplatten und Felsblöcke geprüft haben, ob sie wenigstens durch Zeichen ihre uralten Geheimnisse kundgeben würden, mußten wir die Erfahrung machen, daß der Sprachschlüssel zur stummen Sprache uns fehlte. Die Prähistoriker haben sich in Deutungen versucht; aber ob die Hypothesen standhalten werden, ist eine andere, noch nicht erledigte Frage. Es herrscht in der Annahme, daß es sich um sakrale Steine eines uralten religiösen Kultes handle, vollständige Einheit. Die Stellungnahme des Christentums gegen diesen heidnischen Kultus redet hier ganz deutlich. Eine Homilie des heiligen Hieronymus eifert gegen die ,adoran-

tes lapidem', gegen die Steinanbeter⁸⁸. Karls des Großen Sachsengesetz sagt im C. 21: «Si quis ad fontes aut arbores vel lucos votum fecerit et ad honorem daemonum comederet», sei er strafwürdig. Die Bonifaziuspredigt VI spricht wiederum: «... sive quae immolant super petras, sive ad fontes, sive ad arbores.»⁸⁹ Daß das Konzil von Toledo 681⁹⁰ die ‚veneratores lapidum‘, die Steinanbeter, verurteilt, bestätigt die Auffassung, daß es sich um Steine handelt, auf denen man Feuer anzündete, Mähler hielt und Götter verehrte, um Felsblöcke, die sich in Hainen oder bei Bäumen und Quellen fanden. Vergewenwärtigt man sich noch die rituellen Umzüge, die wir Seite 116 f. beschrieben haben, und fügt dazu noch das Kapitel über die Opfer, Seite 133, so dürfte man ein genügendes Bild der kultischen Bedeutung der Schalensteine haben. Man darf nun so weit gehen und annehmen, daß diese Schalen zur Aufnahme des Opferfeuers dienten, indem man darin Harzlichter anzündete oder vielleicht noch besser, indem man Butterlichter mit je einem oder mehreren Dochten hineinlegte. Ausgelassene Butter in irdenen Schüsseln wurde unseres Erinnerns noch allgemein bei der Leichenwacht verwendet. Verwandte brachten ihre Schüssel herbei und ließen sie auf einer Bank neben dem aufgebahrten Toten brennen. Da und dort trug man solche Lichter auch in die Kirche und stellte sie auf die Chorstufen neben den Leichenster. Als ewiges Licht brannte früher in den Kirchen vor dem aufbewahrten Allerheiligsten ein Butterlicht⁹¹. Am Karfreitag trug jede Familie zum hergerichteten Grab Christi ihre irdene Schüssel mit ausgelassener Butter und ließ darin ein Lichtlein brennen. Man darf vielleicht annehmen, daß die Schalensteine in ähnlicher Weise zur Darbringung der Feueropfer für die heidnischen Gottheiten dienten. Wir können uns den-

ken, daß jene Steinplatte von Patnasa oder gar die zahlreichen Steine von Ruschein, die über und über wie brennende Steine glühten, inmitten herumziehender und singender Jugend einen feenhaften Eindruck machten. Da es nachgewiesen ist, daß man an den Opfersteinen⁹² auch Mähler hielt, so steht nichts im Wege, anzunehmen, daß die prähistorischen Ansiedler unseres Landes dort ihre Butterkuchen⁹³ aßen, ähnlich wie die Schuljugend von Ruschein es noch heute tut. Inwieweit die Schalen auch zur Aufnahme der Schüssel gedient haben mochten, ist schwer zu sagen; aber nach Cabrol, *„Dictionnaire d'Archéologie“*⁹⁴, befindet sich im Musée du Louvre in Paris ein Agapentisch aus Afrika-Tixter, auf dem eine kreisrunde Eintiefung, wie bei den Schalensteinen, zu sehen ist, die nach den Belegen bei den Agapenmählern der Zeit Cyprians zur Aufnahme der Schüssel diente, in welchen das Liebesmahl aufgetragen wurde. Rechnen wir noch dazu, daß verschiedene Gefäße der prähistorischen Zeit und teilweise diejenigen des römisch-heidnischen Gottesdienstes so gefertigt waren, daß sie nicht auf ebenem Boden aufgestellt werden konnten, dann scheint es nicht unwahrscheinlich, daß die Opfergefäße hier niedergelegt wurden. Daß die muldenartigen Vertiefungen der Schalensteine ungefähr gleich sind wie die runden Höhlungen der bekannten heidnischen Altäre, charakterisiert auch unsere Kultsteine als Opferaltäre. Im Museum von Lyon, wo eine Unmasse von heidnischen Altären mit solchen Schalen aufgestellt ist, findet sich über der ausgehöhlten Schale sehr oft ein flammenartiger Deckel, welcher klar sagt, daß hier das heilige Feuer brannte. Wir haben bei unseren Schalensteinen keine so deutlich sprechenden, die Weihestelle schützenden Vorrichtungen getroffen; aber sicherlich handelt es sich auch in unserem Falle um Opferaltäre.

STEINKULTUS

Eine größere Zahl von Schalensteinen läßt eine Rille von einer Schale zur anderen gehen. Diese kleinen Verbindungskanäle dürften wohl dazu gedient haben, die Blutgüsse der Opfer weiterzuleiten oder die überlaufende Butter einer anderen Schale zuzuführen. Man könnte auch an Milchlibationen denken, die in ähnlicher Weise in die verschiedenen Schalen sich verteilen. Der rätischen Sage ist das Milchopfer keineswegs unbekannt⁹⁵. Auf einigen Schalensteinen entdeckt man auch Kreuze, die heidnisch oder christlich sein können. Wo wirkliche Rillen vorhanden sind, welche rinnendes Blut aufnehmen konnten, sind sie gewiß heidnischen Ursprungs und dürften die Strahlen der Sonnenscheibe andeuten [anderwärts kennt man ganze Strahlenreihen]. Das Inventar der Ausgrabungen von Augst hat solche Rosetten in Bronze zutage gefördert. Diejenigen Kreuze, welche bloß oberflächlich eingeritzt sind, dürften die Verchristlichung oder Heiligung heidnischer Kultsteine bedeuten. Das von der Frau hingezeichnete Kreuz auf den Valser Teufelstein scheint diese Deutung sicherzustellen.

Weitere Rätsel geben uns die Fußspuren auf, die besonders an zwei Platten von Soglio vorkommen. Die eine wurde von Dr. Giovanoli im Walde Bügna auf dem Gebiet von Soglio aufgefunden und im 'Anzeiger für Altertumskunde' [B. 28, S. 12] behandelt.

Die Platte findet sich auf einem anderen Felsblock gelagert. Auf der ebenen Oberfläche entdeckt man einige kreisrunde Schalen mit neun gut sichtbaren Fußspuren, welche zur Zeit der Reformation entstanden sein sollen, als die Muttergottes im Zorn das Tal verließ. Es heißt, sie sei so fest auf den Stein gestanden, daß die Abdrücke der Füße und ihr Stock bis heute wahrnehmbar geblieben sind.

Eine ähnliche Fußspur entdeckten wir auch auf einer Platte neben der Kapelle Riedertal-Bürglen [Kanton Uri]. Zu den Fußspuren vernehmen wir die Ergebnisse im ‚Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens‘:

«In der Fußspur bleibt die Wesenheit einer göttlichen, menschlichen oder dämonischen Person. Wer meine Spur ergriffen hat, hat mich ergriffen; darum soll man nicht in die Fußstapfen eines Ehebrechers treten, sonst bricht man ein Bein. Überall auf Erden werden Fußspuren gezeigt, an welche sich die Erinnerung an Götter, Heilige, berühmte Menschen, Hexen, Riesen und Teufel knüpft; insbesondere wissen viele Sagen von Fußtritten in Stein zu erzählen... Schon bei Burchard von Worms [† 1024] heißt es: ‚Fecisti quod quaedam mulieres facere solent diabolicis adimpletae disciplinis: quae observant vestigia, et indagines Christianorum et tollunt de eorum vestigio cespitem et illum observant et inde sperant sanitatem aut vitam?‘ ... Hast du das getan, was gewisse Frauen, erfüllt von teuflischer Lehre, zu tun pflegen, daß sie die Fußspuren und die Handlungen der Christen beobachten und daß sie Rasenstücke mit ihrer Fußspur ausheben, ansehen und daraus Genesung und Lebensdauer erhoffen? »⁹⁶

Welcher Art die Hoffnungen waren, die man an solche Fußspuren knüpfte, beweist eine bekannte Ansichtskarte, welche im berühmten Weltbad von Spa den heilungsuchenden Kranken verkauft wird. Nahe bei der Quelle findet sich ein Fußeindruck, der den Namen trägt: Le pied de St-Rémacle. Darauf setzt eine Frau ihren Fuß, während sie ein Glas Wasser aus der Heilquelle von Spa trinkt. Die Karte sagt: «Voici l’empreinte du pied de St-Rémacle taillée dans le roc près de la source. Une jeune dame, désireuse de devenir mère, y place le pied droit en ingurgitant un verre d’eau miné-

rale tout en espérant que celle-ci lui sera salutaire suivant la légende. – Die Fußspur des heiligen Rémacle ist dem Felsen bei der Quelle eingegraben. Eine junge Frau, die Mutter werden möchte, setzt den rechten Fuß in die Fußspur; indem sie ein Glas Mineralwasser voller Hoffnung hinunterschluckt, wird sie Erfolg haben.» Ein Pfänderspiel des Schanffigs-Castiel läßt eine Beteiligte also sprechen: «I stan da auf'm heiße Stei, und wer mi liebt, der führt mi hei.» Früher wurden im heidnischen Ritus Ehen in der Weise geschlossen, daß der Bräutigam der Frau die Hand bot, die ihren Fuß auf eine solche Spur einer Platte setzte.

Der früher bei den Romanen gedankenlos gesprochene Reimvers, *La matta sin la platta* – Das Mädchen auf der Platte, wird zum sinnvollen Relikt einer ehemaligen Hochzeitszeremonie. Vielleicht holte der prähistorische Mensch seine Braut vom Opferstein herunter, wo ihr Fuß die Fußspur der Gottheit berührt hatte, um Glück und Fruchtbarkeit ins Haus zu tragen.

Heiliger Hain in vorchristlicher Zeit

Tacitus, der größte Historiker der römischen Kaiserzeit, berichtet in seiner *Germania* über heilige Haine des germanischen Volkes. Wir wagen anzunehmen, daß ein solcher in Rätien unter dem Namen der *platta pussenta* [der hochmächtigen Felsplatte] versteckt sei. Sie ist als Grenzscheide zwischen den vier autonomen, freien, stolzen Gemeinden des Bündner Oberlandes Laax, Saggogn, Schluein und Falera verborgen. Um ein tief eingegrabenes Kreuz dieser Platte sind die Initialen dieser uralten Orte in roter Farbe gekennzeichnet. Die Rätoromanische Chrestomathie weiß zu berichten, daß ein Schüler der *Ars magica*, der Schwarzkunst, der mehr

STEINKULTUS

konnte als Brot essen, durch das alte Secaneum [Sagogn] marschierte und zu allen Fenstern und zu den offenen Türen so laut und eindringlich den folgenden Vers emporkrief, daß er auch heute noch unvergessen wiederholt wird:

Cresta Munteina,
Platta pussenta,
E pezza Mundaun
Valan pli che Brescia e Mileun.

Hügel Munteina,
Großmächtige Platte,
Berg Mundaun
Überragen Brescia und Mailand.

Der Rufer, den wir an der ‚platta pussenta‘ im sakralen heidnischen Hain auftreten lassen, stellt mit patriotischem Stolz seine Heimat, sein hochgelegenes, wildes Quellengebiet des Rheines, höher als die gewiß damals hochangesehenen Städte der reichen lombardischen Ebene. Es scheint aber, daß man mit leidenschaftlicher Vorliebe dorthin zog, um sich reichlich zu verproviantieren. Die organisierten Raubzüge waren nach dem Zeugnis ältester Geschichte gefürchtet wie der Tod. Die Einbrüche über den Gotthard, Lukmanier, Julier wiederholten sich allzuoft. Der Einbruch durch die Val Camonica, wo Felsbilder mit grausigen Jagdszenen entgegenstarrten und wohl die Räuber hätten zurückjagen sollen, bedeutete nur Anreiz zur Beute. Sie konnten erst dann gründlich abgeriegelt werden, als die kriegstüchtigen Stiefsöhne des Kaisers Augustus im Jahre 15 v. Chr. die räuberischen Rätier mit Kriegsmacht niederwarfen und mit blutigem Schwert dem römischen Weltimperium anschweißten.

STEINKULTUS

‚Cresta Munteina‘ heißt eine hügelartige Erhöhung auf dem Gebiet von Sagogn [gegen Schluein zu]. Der Wiesenkomplex der nächsten Umgebung wird ‚Seglias de tgeuns‘ genannt. Die Güter, welche der Bischof im Oberland hatte, werden Besitzungen in Muntinen genannt, weil sie in den Bergen sind, anstatt der anderen, die in der Planis, in der Ebene, sich finden.

Zerlegt man solche Verse und stellt man sie zu einer dortigen Lokalsage, dann vernimmt man, daß bei diesem Dorf in großer Tiefe ein Kessel unter der Erde mit Gold gefüllt liegt. Derjenige kann ihn haben, der während des Mittagläutens dreimal um den Hügel herumkommt. Ein Bauer, der dort zur Frühlingszeit seinen Pflug führte, bohrte plötzlich so stark in den Henkel des fraglichen Kessels, daß er steckenblieb; darob erzürnt, tat er einen gotterbärmlichen Fluch. Dadurch entsank ihm Kessel und Gold. Hätte er schweigen können, so wäre er sofort reich genug gewesen.

Die Rätoromanische Chrestomathie läßt durch den Schwarzkünstler noch eine andere Version des Spruches vernehmen, die also lautet:

Cresta Munteina
Platta pussenta,
E Seglias de tgeuns
Valan pli che Brescia e Mileun.

Hügel Munteina,
Großmächtige Platte,
Seglias voll Hundevieher
Gelten mehr als Brescia und Mailand.

Die zentrale, entscheidende großmächtige Platte und die lombardischen Städtewunder bleiben bestehen; aber anstatt des Mundauner Gebirges wird Seglias auf

der westlichen Seite des Dorfes mit einer Hundeschar genannt. Das Auftreten dieser Tiere ist für prähistorische Zeiten und Auffassungen sehr charakteristisch und vielsagend; denn nach den wohlbelegten Angaben des ‚Handwörterbuches des deutschen Aberglaubens‘ [Bd. IV, S. 470–502] hatten ehemals die schwarzen Hunde eine derartige Bedeutung, daß sie bei allen Völkern mit größter abergläubischer Scheu behandelt wurden. Der bekannte Naturgeschichtler Brehm sagt, daß am Hund alles bis zum letzten Härchen voll der geheimsten Kräfte sei, ja, daß er gleichsam eine wandelnde Apotheke präsentiere. Dr. Wilhelm Schmidt bestätigt in seinem vielbändigen Werk ‚Der Ursprung der Gottesidee‘ [Verlag Paulusdruckerei] des öfteren, daß gerade das Auftreten mysteriöser Hunde bei religiösen Kultushandlungen zahlreicher heidnischer Völkerschaften in Afrika eine außerordentlich ominöse Erscheinung in Form und Wortlaut bildet. Besonders die schwarzen Hunde scheinen durch ihren Spürsinn sogar ins Übersinnliche zu blicken und Verborgenes künden zu können.

Unsere vielgenannte ‚platta pussenta‘, die gar mächtige Felsplatte auf der Grenzscheide der vier Gemeinden, stellt sich uns als ein religiöses Zentrum vor, nicht bloß für die nächste Umgebung, sondern sie scheint der heilige Hain gewesen zu sein auch für Ilanz, Kästris, Seewis, Riein, Pitasch, Flond und Luvis. Durch die Schalen auf Steinen ihrer Gebiete, auf denen die Opferflammen entzündet wurden, vereinigten sie sich zur Ehrung der Sonne an der Sonnenwendfeier. Das weite Rheinquellengebiet verzweigt sich von hier weg hinauf bis zum Lukmanier und hinein ins Lugnez zum Stein unter Pleiv, zum Faulenstein in Vigers, zur prähistorischen Kolonie auf Crestaulta-Surin. Auch der ‚crap della Gneida‘ von Oberkastels-Tersnaus grüßt hinein zum Teufelsstein

STEINKULTUS

von Vals-Peil und darüber hinweg ins Welschland. Verschiedene prähistorische Zeichensteine stehen am Wege vom Lukmanier, am christlichen Alpenkloster vorbei, bis nach Somvix, von dessen Halden abermals verwandte Steinzeichen sich künden und nach ‚Nossaduna della glisch‘, Mariä Licht, weisen. Es leuchtet durchs Tal des vorhistorischen Friedhofs von Trun-Darvella hinaus nach dem mächtig hervortretenden ‚Grep Patnasa‘, wo vielleicht an die hundert Schalenlichtlein zur Zeit der Frühlingssonnenwende zusammen mit dem noch heute üblichen Scheibenwerfen aufflammten. [Das Scheibenwerfen hat sich nur noch in Dardin, Darnis und Untervaz im Kanton Graubünden erhalten.] Die Lichter der Sonnenwende zeigten sich weiter hoch hinauf nach Brigels, Andest, Panix, Seth, hinüber nach Obersaxen und von dort hinweg nach dem weit hinausragenden Ruschein, wo abermals weit über sechzig Schalen auf das Wiederaufleuchten vergangener Jahrtausende warten. Es fehlt in den leeren Steinschalen die Butter für die Lichter; aber die Schulkinder kommen doch dorthin, anfangs März, umschreiten den Felsen und essen mit frohlockender Laune ihre Pitten, ohne zu wissen, warum diese leeren Schalen in den Felsen gehauen sind. Die Naseweisen aber wiederholen, was sie daheim gehört haben, daß die Erbauer der Schloßruine aus diesen Schalen ihre Abendsuppe löffelten.

Wir sind wieder in die weite Gegend der ‚platta pussenta‘ gelangt und glauben, daß wir uns umsehen sollten, ob der heilige Hain noch etwelche Erinnerung beibehalten habe aus der heidnischen Vergangenheit. Wir rechnen dazu den sogenannten ‚pegn bi‘, den stolzen Tannenbaum, der durch seine erhabene Höhe und Ausgeglichenheit ein würdiger Nachkomme des sakralen Hains zu sein scheint. Auch eine Fichte ist dort, die in

STEINKULTUS

so mysteriösen Windungen sich zur Höhe empor-schraubt, daß man ihr den Namen Schlangenfichte gab. Auf gleichem Gebiet präsentiert sich, vereinigt mit einem Felsen, die Felsenesche, welche mit den roten Beeren Vögel in den Hain lockt. Vergessen wir auch nicht, daß zwei liebliche himmelblaue Seen zu Spiegeln dieses Waldes werden.

Darauf macht uns die Photokamera von W. Oswald aufmerksam. Die Volkskunde verdankt diesem Forscher wertvolles Tatsachenmaterial, das er uns in gewissenhafter, objektiver Art sammelte und zur Verfügung stellte⁹⁷. Alle seine Touren im Dienste dieser wissenschaftlichen Forschung an einem Faden zusammen-gestellt, dürften eine Länge von zweitausend Kilometer ergeben. Zur weiteren Ausnützung dieser Sammelarbeit sollte entweder die Volkskunde von Basel oder die Historisch-Antiquarische Gesellschaft von Graubünden dieses Material zum Abdruck bringen.

Zwei rätische Megalithen

Der allgemein übliche Name der prähistorischen Riesensteine, den wir zu Beginn unserer Arbeit über den Steinkultus namhaft machten, kann vielleicht auch für Rätien in Anspruch genommen werden. Ihrer zwei scheinen ihrem Aussehen nach geradezu aus den Scharen der Menhire von Carnac [Bretagne] hergeflogen zu sein und auf der Sonnenseite der Gegend von Ilanz sich festgelegt zu haben. Hoch oben hinter der Ruscheiner Kirche zeigt man einen Teufelsstein, den dieser herbeischleppte, um die St.-Georgs-Kapelle zu zertrümmern. Er mußte ihn fallenlassen, ehe er zum schauerlichen Wurf kam, weil die Morgenglocke plötzlich läutete. Tiefer, unten im Walde, wo der Bergweg von Schleuis

STEINKULTUS

sich empormüht, finden sich zwei solche Felsen, ungefähr hundert Meter voneinander entfernt, einer ob der Straße, der andere am unteren Straßensaum. Daß die Steine der prähistorischen Zeit wandern können, vernahmen die Leser aus dieser Arbeit und aus der ‚Légende de la mort‘ von Le Braz, die bezeugt, daß das Riesenheer der Menhire von Carnac in der Weihnacht sich zum nahen Ozean verfügen und dort den Riesen-
durst eines ganzen Jahres stillen könne. Es sei dem nun, wie es wolle; Tatsache aber ist es, daß zwei solche Felsensteine dort, ob der Schloßruine Löwenberg, sich finden. Das Volk nennt den einen Felsen St.-Zeno-Stein und den anderen ‚crap git‘ oder ‚crap de pops‘ [das heißt Spitzstein oder Kindlistein]. Beide Steine dürften ungefähr vier bis fünf Meter hoch sein, während der Spitzstein, der von fern gar dünn erscheint, auch noch etwa vier Meter Umfang hat. Beide Felsblöcke sind gar mysteriös. Der St.-Zeno-Stein ist halb hingefallen über den unteren Straßenrand, daß man sich fragt, ob der Blitz oder ein Erdbebenstoß ihn so hingeworfen hat, daß er zu einem Verkehrshindernis wurde – daß man teilweise den vorragenden Kopf abbrechen mußte. Daß der Zeno-Stein die vorragende Spitze in historischer Ära verlor, sah ich, als mein Auge und meine Hand ein Eisenbohrloch für die Pulverladung entdeckte. Die Legende der Chrestomathie berichtet, daß der Teufel diesen Riesenfelsblock am Rheinufer sich auflud und sich damit die steile Halde emporplagte, um die neue Kirche des heiligen Zeno in Ladir zu zertrümmern. Müde geworden, ließ er am Waldsaum die Last niedersinken, um im kühlenden Waldschatten auszuruhen. Von der Höhe kam der heilige Zeno herab und entdeckte des Teufels List und Last. Er warf sich mit beiden Knien auf den Felsblock und betete so eindringlich, daß sie ein-

STEINKULTUS

sanken in den Stein, als wäre er aus Wachs geknetet – und Satan mußte das Land verlassen. Unsere eigenen Knie prüften die Einsenkungen. Zugleich sahen wir unter dem Stein einen Haufen grüner Zweige inmitten verdorrter Äste, welche von Vorüberwandernden dem heiligen Zeno dargeboten wurden. Niemand will die Opfernden gesehen haben oder bekannte sich als der Opfernde.

Nicht weniger geheimnisvoll stellt sich der ‚crap de pops‘ oder ‚crap git‘ [Kindlistein oder Spitzstein] vor; denn von diesem holen die Hebammen die Neugeborenen her. Er scheint je nach der Beleuchtung voll von figurlichen Kreisen zu sein, die auf Schalen hinzudeuten scheinen. Wir machen hier noch auf einen Bericht aufmerksam [Hoffmann-Krayer, B. VIII, S. 398], auf einen Pierre Djalon der Normandie, wo die Mütter Zweige hinlegten, um ihre Söhne vom Militärdienst zu befreien. Neunmal gingen sie rückwärts um den Stein herum. Auch Angelegenheiten ehelicher Fruchtbarkeit und Treue wurden dort empfohlen. Pierre Djalon kann als Dialenstein übersetzt werden oder ‚crap dellas dialas‘.

Schalensteine und Sterne

Sternbilder und Sternglaube, Astrologie der Gelehrten und Sterndeutung des Volkes spielen bei allen Völkern ununterbrochen schon deshalb eine unübersehbare Rolle, weil die Sterne jede Nacht als Lichter vor einem Tiefster Geheimnisse und als eine Antwort auf die Fragen nach dem Reiseziel der ganzen Menschheit heralleuchten. Wir müßten staunen, wenn nicht auch die Steine stummer prähistorischer Zeitepochen irgendwie sich dazu zu äußern suchten. Auf unseren Vorschlag haben wissenschaftliche Fachleute Schalensteineingra-

bungen mit der Sternbildkarte verglichen. Darauf gab Prof. Dr. Ernst Brunner zum *Schalenstein Nasello-Misox und Sternbild Schwan* folgende Antwort: «Dieses Sternbild stand vor rund zweitausendfünfhundert Jahren im Hochsommer um Mitternacht im Zenit. Die Himmelsrichtungen Ost und West sind jedoch vertauscht.»

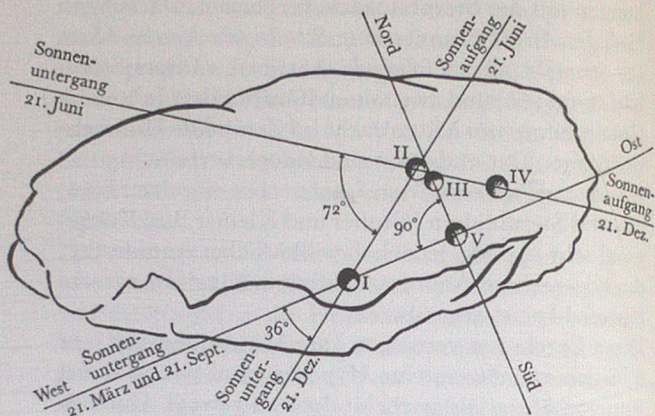
Schalenstein Piott della Croce, Soazza: «Die einzelnen Figuren sind Sternbildern [Großer und Kleiner Bär, Kassiopeia] sehr ähnlich, jedoch in willkürlicher Anordnung; die gegenseitige Anordnung stimmt mit der Lage am Himmel keineswegs überein.

Diese Ergebnisse vermögen Ihre Vermutung nur sehr schwach zu stützen, eine Hypothese auf Grund dieses wenigen Materials erscheint doch zu gewagt. Um weiterzukommen, müßten bedeutend mehr Sternbilder zur Verfügung stehen.»

Die gleiche Frage, ob Sternbilder und Schalensteine ineinanderspielen könnten, um Anschauungen prähistorischer Zeitepochen kundzutun, haben wir Prof. Dr. Weiß [Universität Zürich] unterbreitet. Er hatte die große Güte, uns mitzuteilen, daß er seit vielen Jahren seine freie Zeit dazu benützte, um Zweck und Sinn dieser Steine zu erforschen, denen er im In- und Ausland nachgegangen sei. Auch mit dem bündnerischen Kreisförster Walo Burkart verkehrte er noch kurz vor seinem bedauernswert frühen Tode. Seine Vermutung geht auf *Kalendersteine*. Als Dr. Amrein, der Hüter der Findlinge des Gletschergartens in Luzern, ihn auf einen Stein mit fünf solchen Schalen hinwies, berichtet er:

«Die fünf Luzerner Schalen wiesen Durchmesser von 30 bis 50 Millimeter und eine Tiefe von 8 bis 12 Millimeter auf. Auf Grund der angegebenen Maße fertigte ich beiliegende Skizze an. Die Linie von der Schale I zur Schale II bildet mit derjenigen von der Schale II zur Schale IV

STEINKULTUS



Schalenstein im Gletschergarten von Luzern

einen Winkel von 72 Grad. In deren Verlängerungen lagen also am Horizont die beiden Sonnenwendpunkte. Die Verbindung von der Schale I zur Schale V ist parallel zur Winkelhalbierenden. Auf dieser Linie liegt also auch der Sonnenauf- und -untergang an den beiden Tag- und Nachtgleichen am 21. März und 21. September. Dies ist aber zugleich die Ost-West-Richtung. Senkrecht dazu wird durch die Verbindung von der Schale III zur Schale V die Nord-Süd-Richtung festgelegt. Mein Erstaunen war groß, als ich nach stundenlangem Untersuchen des Steines mit der Lupe eine der wichtigsten Linien, das heißt diejenige zwischen Schale I und II, bereits im Stein eingehauen fand. Parallel zu dieser Linie sind 7 Zentimeter links davon Stücke einer gleichen Linie sichtbar, ebenso rechts der Schale IV. Sie haben aber vorläufig keine erklärbaren direkten Beziehungen zu den Schalen. Alle diese und zum Teil nur mit

STEINKULTUS

der Lupe sichtbaren Linien sind zirka 0,5 Millimeter tief. Sie sind mit einem 20 Millimeter breiten Meißel eingehauen. Auf der Photo sind sie ebenfalls sichtbar. Die Pfeile am Rande weisen in die Richtung der Linien. Auf der Zeitung sind sie rot eingetragen.

Zusätzlich auffallend ist der Umstand, daß diese eingehauene Verbindungslinie nicht von Mitte zu Mitte Loch verläuft, sondern als Tangente die Schale 1 berührt. Daraus ergibt sich ein Hinweis über die Art, wie in Wirklichkeit der Sonnenaufgang oder noch bequemer der Sonnenuntergang am Horizont anvisiert worden ist. Es ist praktisch unmöglich, eine solche Beobachtung über zwei in Stein ausgehauene Schalen vorzunehmen. Dies kann aber so ausgeführt werden, daß in diese Schalen ein Steinzylinder mit einem abgerundeten Ende gestellt wird. Zwischen zwei solchen kleinen Zylindern kann dann die Horizontlinie genau anvisiert werden. Diese Visierlinie verläuft dann tangential an der Schale vorbei.

Die für solche Zwecke verwendbaren Steinzylinder oder Steinkegel sind auch schon verschiedentlich aufgefunden worden, aber ohne deren Zweck zu erkennen. An verschiedenen Schalensteinen existieren längliche Vertiefungen, welche zur Deponierung dieser Steinzylinder gedient haben können.

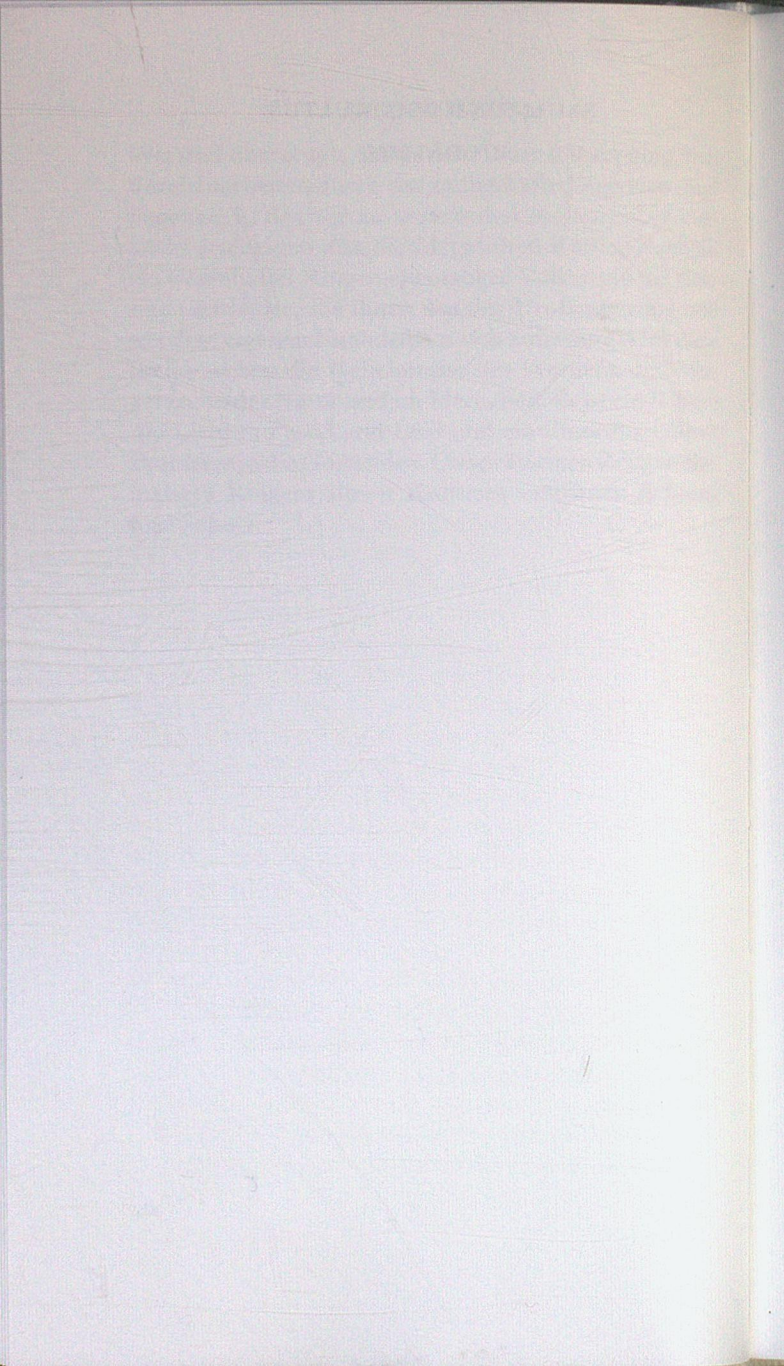
Aus dem Gesagten darf angenommen werden, daß es sich hier um einen Schalenstein handelt, der als Kalender- und Orientierungsstein gedient hat.

Dr. F. Roesli, der jetzige Betreuer des Gletschergartens Luzern, hat nun diesen zirka zweitausend Kilogramm schweren Stein zu einem gleichen hintransportieren lassen, um eventuell eine Ergänzung zu bekommen. Die Arbeiten mußten dann aber unterbrochen werden und werden später weitergeführt.»

STEINKULTUS

Wir sind überzeugt, daß es dem Leser schwer ging, sich durchzuarbeiten durch das zauberhafte Legenden- und Sagenwerk, das wir zu verarbeiten suchen; aber vielleicht erscheinen nun die Megalithen Rätens doch als ein riesenhaftes Ringen ehemaliger Völker um die richtige Gottesidee, die ihnen aus der Uroffenbarung und aus dem eigenen Nachdenken sich aufzwang. Um diese Steine weben die Geheimnisse des Werdens und Vergehens in der Natur und im Menschen. Es ist ein Ringen um Licht in Freud und Leid und ein Einordnen dieser Probleme in die Gottesidee. Diese rätischen Zeugen ehemaligen Ringens älterer Kulturen verdienen Achtung und Schutz.

BAUM- UND FELDKULTUS
IN RÄTIEN



BAUM- UND FELDKULTUS

In den vorangegangenen Kapiteln über Wasser-, Feuer- und Steinkultus in Rätien versuchten wir *gesunkenes Kulturgut* prähistorischer oder doch wenigstens vorchristlicher Zeit zu heben. Wir glauben dadurch ein Bild früherer religiöser Auffassung in rätischen Landen gegeben zu haben. Freilich mußte das Bild aus den argen Farben der ‚cardientscha blaua‘, des kaum salonfähigen Aberglaubens, herausgearbeitet werden. Es handelte sich vielfach um jene Wahnideen, welche zur Zeit der Hexenprozesse arme Menschen an Leib und Seele folterten. Wenn auch die Zeiten, wo solche Irrungen Menschen auf den Scheiterhaufen bringen konnten, vorüber sind, so lebt doch die Erinnerung an manchen unheimlichen Geisterspuk in Sprüchen und merkwürdigen Sagen weiter. Kanzel und Lehrstuhl eiferten dagegen. Man hat nun von diesem Aberglauben soviel Abstand gewonnen, daß man heute nach dessen tieferem Wirklichkeitssinn allen Ernstes forschen kann. Wir dürfen den Aberglauben geradezu als eine Quelle zur Erforschung uralten Kulturgutes bezeichnen. Weise Männer der Wissenschaft hatten das schon vor manchen Jahrzehnten erfaßt und dementsprechend gehandelt, als sie Sagen, Märchen, Sprichwörter, Kinderspielreime und abergläubische Sprüche sammelten. Seitdem solche volkscundliche Schätze bei verschiedenen Völkern verarbeitet worden sind, ist es auch leichter, im rätischen Urwald sich zurechtzufinden. Wir betrachten es als unsere wichtigsten Aufgaben, nachzuweisen, wie die bisherigen Ergebnisse der folkloristischen Wissenschaft bestätigt werden und neues Licht bekommen. Dadurch wird die vorchristliche religiöse Weltauffassung Rätiens ins richtige Licht gerückt. Wir erfahren, was unsere heidnischen Vorfahren geglaubt haben, wie sie mit den Geheimnissen dieser und jener Welt fertig zu werden

suchten und was sie dafür eintauschten, als das Licht des Christentums ins Land getragen wurde.

I

Wie wir seinerzeit nachgewiesen haben, daß in Rätien Wasser, Feuer und Steine kultische Verehrung genossen, so zwingt sich uns eine gleiche Wahrnehmung auf bei Betrachtung jenes folkloristischen bunten Schleiergewebes, das über Bäume, Blumen, Wald und Feld von jeher gespensterhaft flatterte. Aus den klassischen Schriftstellern des alten Roms vernehmen schon die Gymnasialstudenten von der Verehrung der Haine, in denen die Gottheiten wohnen, in denen die Seelen der Verstorbenen weilen und welche man nur zum Opfer und zum festlichen religiösen Schmaus betreten darf. Vom Blitz getroffene oder vom Alter umgefallene Bäume wurden in solchen Hainen entweder in scheuer Ehrfurcht liegen gelassen oder unter Beachtung von Sühnungsbräuchen fortgeschafft. Besonders Jupiter und Diana empfangen ihre Opfer in Hainen¹. «Dicuntur enim heroum animae lucos tenere... quia eorum animae habitant vel in fontibus vel in nemoribus... illic enim epulabantur sacris diebus... ubi aliquid violatum est caput violatoris expiatur. – Die Seelen der Helden sollen nämlich die Haine beherrschen... denn ihre Seelen wohnen entweder in Quellen oder Hainen... dort schmausen sie nämlich an heiligen Tagen... Wo etwas besudelt worden ist, wird das Haupt des Schuldigen entschönt.» Daß der gleiche Kult über die Alpen hinaus bis nach Deutschland reichte, bezeugt uns Tacitus in der ‚Germania‘².

Auch für Rätien fehlen die Belege kultischer Verehrung

von Wäldern und Bäumen keineswegs. In der ältesten Legende des heiligen Luzius, in einer Homilie des achten oder neunten Jahrhunderts: «denunciatum est... quod in loco quodam qui dicitur silva Martis insano more bubalorum vituli pro diis colerentur»; es wurde berichtet, wie im Marswalde [auf der Luziensteig] törichter Sitte gemäß Stierkälber als Götter verehrt wurden. Als der Glaubensbote dagegen auftrat, «in putei locum proiecerunt et in eam proiectum autem volebant lapidibus obprimere», warfen sie ihn in einen Brunnen-
 teich und suchten ihn durch Steine niederzuschmettern. Aus dem Teich errettet, betet der Glaubensbote, und die Stiere kommen zu ihm her, lecken seine Füße und lassen sich unters Joch spannen und führen die Holzlast weg. Die Stadtbewohner, welche vom Wunder Kunde bekamen, eilten ihm entgegen «cum lampadibus et turribulis», mit Lichtern und Weihrauchgefäßen³.

Was die Luziuslegende über den Marswald auf der Luziensteig überliefert, über die Tiere, welche diesem Haine heilig waren, und über die Quelle, welche die Verunehrung des heiligen Haines durch die Todesstrafe sühnen soll, erhält eine weitere Bereicherung durch die Legende des heiligen Sigisbert. Wir rechnen zu den Verdiensten von Dr. Decurtins, daß er darüber schon Anno 1881 im 'Fremdenblatt' [Rhätische Studien, iv, Der Baumkultus] unter Benützung der Legende von P. Zacharias da Salò, 'La glisch sin il candelier invidada', vom Jahre 1685 redet und in die richtige folkloristische Beleuchtung rückt. An dem Orte, wo heute das Kloster Disentis sich erhebt, stand eine Eiche [«in grond ruver u plonta»], welche den falschen Göttern geweiht war. Als Sigisbert die Axt erhob, um diesen Baum zu fällen, schwang ein Heide seine Sense nach dem Haupt des Glaubensboten, um die heilige Eiche zu retten; aber die

Arme des ergrimten Bauers erstarrten hocherhoben in der Luft, bis der Heilige den Baum niedergelegt hatte und betend den gebannten Rätier erlöste. Die gleiche Legende weiß noch zu berichten, daß Sigisbert eine große Volksversammlung antraf, die ein an einem Baume befestigtes Apollobild verehrte. Der Glaubensbote anerbote sich, die Nichtigkeit des Gottes dadurch zu beweisen, daß er seinen Jüngern Befehl gab, den Baum zu fällen. Als man zum zweiten Axtschlag gegen den Weidenbaum ausholte, riß der Teufel, der im Bilde war, den Baum hoch in die Lüfte, um ihn aufs frevlerische Volk niederzuschmettern; aber Sigisbert machte gegen ihn ein Kreuzzeichen, und der Weidenbaum blieb so lange in der Luft, bis das Volk sich der Gefahrzone entzogen hatte. Mit grauenhaftem Gepolter fiel er nun zu Boden, derweil der Teufel brüllte und jämmerlich heulte, daß er um seine Wohnstätte gekommen wäre. Im bekannten Volkslied des heiligen Sigisbert, das wahrscheinlich noch älter ist als die bezeichnete Legende, welche aus alter Klostertradition dem P. Zacharias da Salò berichtet worden war, wird noch beigefügt, daß man Waldesel verehrte⁴.

Fügen wir nun hier bei, daß der berühmte Truner Ahorn nach der Art, wie er zum erstenmal durch Campell in seiner *„Historia Raetica“* [zwischen 1573 und 1576] aufgeführt wird, im Glanz kultisch verehrter Bäume auftritt. Der Bund sei «in einem Walde, unter freiem Himmel oder besser im Schatten eines großen, breiten Ahornbaumes oder wie andere sagen einer Platane... geschlossen worden...; dieser Baum soll heute noch unversehrt stehen und wird nach dem Volksglauben so stehen, solange der Bund selber unversehrt bestehen und nicht verletzt und aufgelöst wird; die Auflösung des Bundes sei sicher unmittelbar zu erwarten, wenn einmal

der Baum selber gefällt oder zerstört würde»⁵. Als zweihundert Jahre später P. Placidus a Spescha bei einer Bundesschwurerneuerung sich sogar zum Dichter des Ahorns verstieg, war der Zauber des Baumes trotz Aufklärung noch nicht verweht. Er sagt vom Baume: «Seit dem Jahre 1755 ist mir der Baum bekannt... [Damals] war er dreistämmig und hatte drei Öffnungen, durch welche man unten hinein- und hinausgehen konnte... Die drei Stämme waren ineinandergewachsen, und oberhalb machten sie nur einen Stamm aus.» Als zur Franzoseninvasion ein französischer Grenadier auf den Baum schoß, blutete er nach der Volkssage. Die Tage des über sechshundert Jahre alten Baumes waren gezählt. Sein Fall durch einen Sturm von Anno 1870, am 28. Juni, löste in der ‚Gasetta Romontscha‘ eine Trauerstimmung aus wie bei einer Todesnachricht. Der damalige Redakteur Condrau schrieb: «Tresta nova. Il venerabel ischi de s. Onna a Trun ei buca pli! Ina ferma burascla dils 28 de Juni ha fiers entuorn el. – Traurige Nachricht. Der ehrwürdige Ahorn zu St. Anna in Trun ist nicht mehr. Ein heftiges Sturmwetter vom 28. Juni hat ihn umgelegt.» Es tönte also noch, wie wenn Bäume die Verkörperung des Lebens, Wohlergehens und Aussterbens eines Volkes wären. Die Zeit, da man diesen Glauben hatte, war zwar vorüber; aber das Atmen dieser unbewußten Überzeugung pulsiert noch im Volke. Gleicher Art ist die Verehrung der Linde, die bei Gaudenz von Salis in seinem ‚Lied eines Landmanns in der Fremde‘ die Trägerin solcher Gedanken ist:

«Wann erblick’ ich selbst die Linde,
Auf dem Kirchplatz gepflanzt,
Wo gekühlt im Abendwinde
Unsre frohe Jugend tanzt?»⁶

Die verschiedenen Dorflinden unseres Kantons sind ursprünglich mehr als nur kühlende, in poetischem Zauber sich anbietende Bäume, unter denen man spielte, Volksversammlungen und auch Gerichtssitzungen abhielt, weil es gerade der zentralste Platz ist. Wir nannten hier die Gerichtssitzungen; denn solche sind tatsächlich unter der Linde abgehalten worden. Die Malefizordnung von Maienfeld des Jahres 1678 sagt ausdrücklich «under der linda und nicht anderswo als under dem heitern himmel» mußten der Rechtsprecher und die Beisitzer sich zu Tisch setzen. Diese Maienfelder Linde stand bis 1868⁷. Es ist auch nachgewiesen, daß in Disentis ums Jahr 1402 Gericht gehalten wurde «under der linden»⁸, ja der heutige Gemeindeplatz wird noch heute ‚sut gliendas‘ genannt, und in gleicher Weise wird der Versammlungsort der Gemeindesouveränität in Andast Glendra genannt. Bezüglich Disentis meint Dr. Fry, daß ursprünglich ein Platz vor dem Kloster so hieß. Der Name wäre dann an den Platz der heutigen Gemeindeversammlung gewandert. Die Sitte der Gerichtsstätte unter der Linde drang so tief ins Volksbewußtsein, daß sie auch jenen Bäumen den Namen lieh, die, obwohl sie keine Linden waren, den Gerichtsplatz nicht bloß beschatteten, sondern Zeugnis kultischer Verehrung gaben. Das Gerichtsverfahren ist ursprünglich ein religiöser Kultakt der Versöhnung der beleidigten Gottheit. Diese Gottheit dachte man sich im Baume, wie wir später beweisen werden. Uns genügt es, hier nachgewiesen zu haben, daß die religiöse Verehrung gewisser Bäume einstens Tatsache war. Von einem kultisch verehrten Baum bei der St.-Georgs-Kapelle in Scañs berichtet Campell⁹. Zu Stalla [Oberhalbstein] wird ein ‚schamber de sogn Peder‘ gezeigt, eine Arve des heiligen Petrus!

BAUM- UND FELDKULTUS

Auch ein anderer Baum genoß besondere religiöse Verehrung, nämlich der *Traubenkirschbaum*, il lausser [prunus pagus]¹⁰, der in höheren Lagen am Fronleichnamsfest die Kirche und den Prozessionsweg schmückt und mit seinem rezenten Aroma umduftet. Die Rätoromanische Chrestomathie sagt von seinen Früchten, daß man davon essen könne, soviel und solange man wolle, es werde einem nie weh tun, weil Maria auf der Flucht nach Ägypten unter einem solchen Baum ausruhte und davon aß. Über den Traubenkirschbaum verkündet die Rätoromanische Chrestomathie iv 981, daß die Blüte gegen Zauberer wirksam sei, daß sie auf dem Dache des Hauses vor Blitz schütze, daß ihr Holz im Stall und Haus vor Leuten bewahre, die schaden wollen. Man stecke den Stock in den Flachsacker, dann wachse die Pflanze besonders gut. Die Alphirten sollen zum Schutz einen Alpenstock aus diesem Holz mitnehmen. Die Traubenkirsche habe deswegen so große Kraft, weil auf dem Kirschenstein das Bild des Gekreuzigten sei. Den Baum soll man in der Weihnacht fällen. Wahrscheinlich ist in den Bergen die Kraft des gewöhnlichen Kirschbaumes¹¹ auf seinen wilden Vertreter übergegangen. Die Zweige des Kirschbaumes sind nach den Belegen von Manhardt gut zum Weissagen¹²; er ist als Fruchtbaum gebannt, hat eine Seele¹³. Wie groß die Verehrung der roten Walderdbeere ist, sagt uns die Chrestomathie, welche behauptet: Ein Mann soll vom Pferde steigen, um eine Erdbeere aufzulesen; eine Frau soll siebenmal mit ihrem Kleide darüberstreichen und erst dann noch in einen Dornstrauch beißen, bevor sie diese auflieft¹⁴.

Die *Haselstaude* hat eine besondere Kraft, weil die Muttergottes bei der Flucht nach Ägypten unter ihr ausruhte. Andere sagen, sie hätte sich eines Haselstockes bedient, als sie über den Berg ging, um ihre Base Elisa-

beth zu besuchen. Der Haselstock sei besonders dazu geeignet, um mit bloß drei Streichen die giftigsten Schlangen zu töten, um Hexereien auszutreiben und um loszuschlagen, wenn zwei Kühe in einer Kette entdeckt werden. Gegen den ‚butatsch cun égls‘, den vieläugigen geisterhaften Kuhmagen, der in schlimmen Nächten über die Straßen trollt, ist ein solcher Stock ebenfalls brauchbar¹⁵.

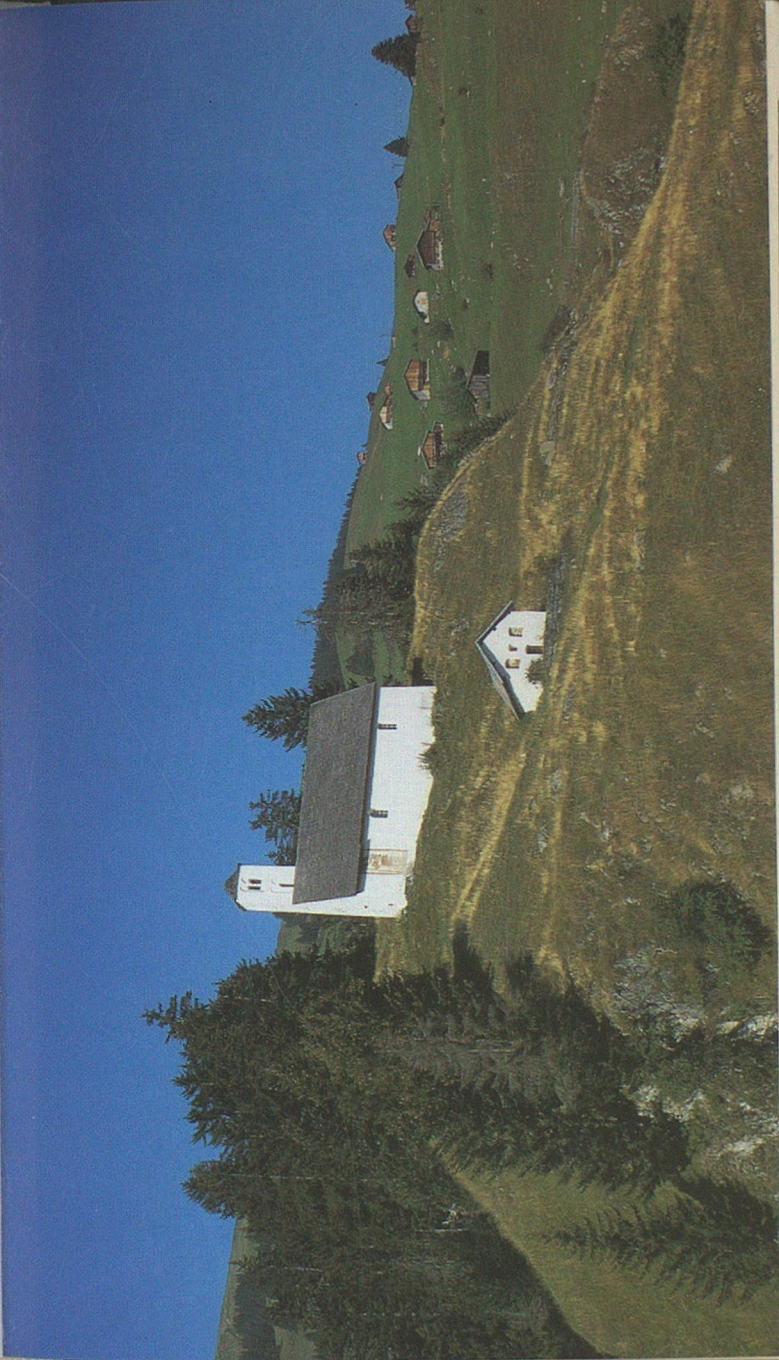
Die Rätoromanische Chrestomathie wird nicht müde, in allen Tonarten das Lob des *Holunderbaumes* zu verkünden. Man vergleiche im iv. Band, Seite 981 f., die Nummern 209, 211, 225, 245, 281, 359, 406, 554. Die späteren Ausführungen in unserer Arbeit über diesen Wunderbaum, an dem alles einen medizinischen Nutzen schafft, bestätigen diese Ansichten, tragen ihn in eine höhere Region. Wir staunen nicht, daß man dazu kam, zu glauben, irgendeine gute Gottheit wohne in diesem Baum. Es scheint dies auch bei den Rätiern der Fall gewesen zu sein; denn diese werden angewiesen, kein Holunderholz zu verbrennen, weil die heilige Emerita auf einem solchen Holzstoß verbrannt wurde. Man ahnt bei dieser Anordnung und bei den Heiligen, die bei den anderen Bäumen genannt werden, daß diese eine ehemalige heidnische Gottheit verhüllen.

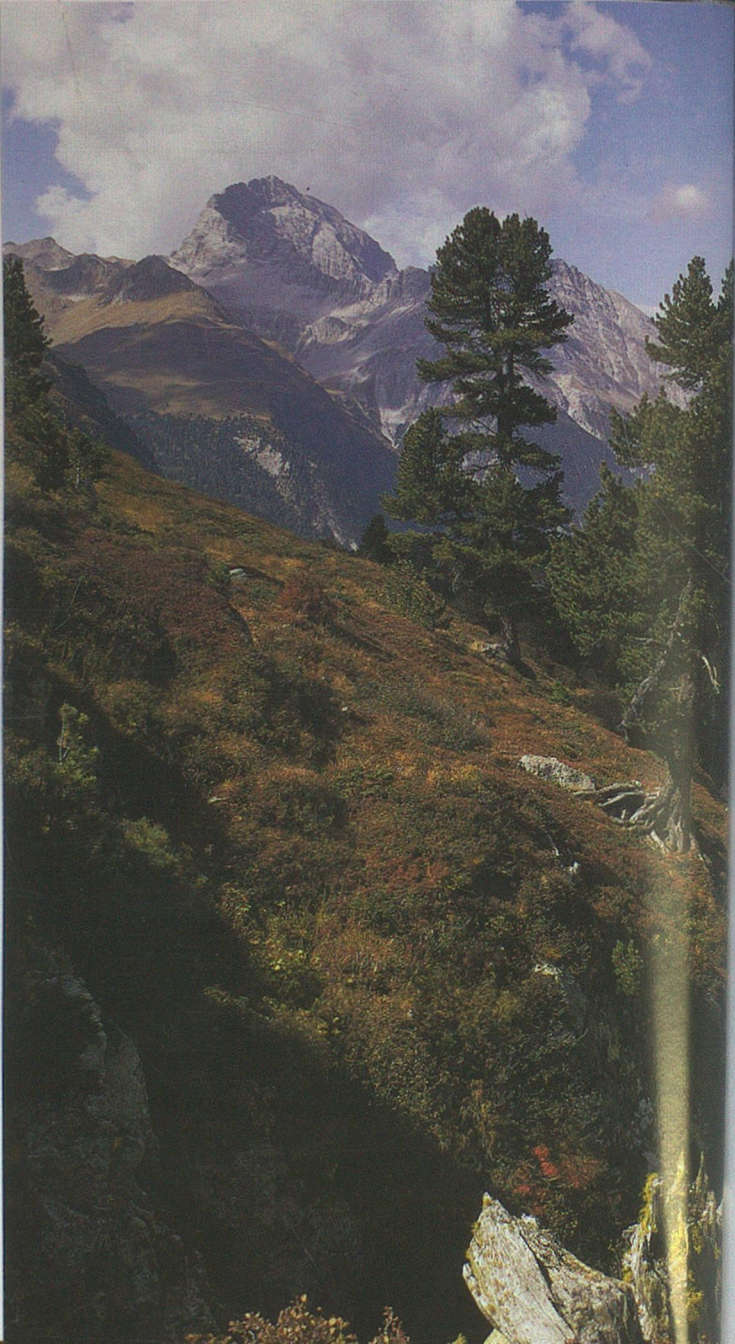
Die Tatsache der kultischen Verehrung von Bäumen ist durch das Angeführte über jeden Zweifel erhaben, ja die folgenden Seiten werden den logischen Zusammenhang und den Aufbau einer vorchristlichen heidnischen Weltauffassung klarlegen.

Wer sich die Mühe nahm, die Schätze der rätoromanischen Oralliteratur, die Märchen und Sagen, welche in der Chrestomathie von Dr. Decurtins aufgespeichert liegen, zu studieren, wird staunend wahrgenommen haben, wie ein Großteil davon aus dem Dunkel der Wälder emporsteigt, aus bodenlosen Waldteichen heraufblitzt, unter uralten Tannen hervorbricht, in geisterhaften Mörderhöhlen und in unheimlichen Waldhäuschen sich abspielt¹⁶. Dort hausen die guten und bösen Geister, dort jagen sich die Fänggen und Dialen¹⁷, dort reißt der *Wilde Mann* die Tannen aus dem Erdreich, dort rasen ganze Heere undefinierbarer Gestalt durchs Dickicht. Lichterloh brennende Tannen offenbaren sich als Wohnstätten gebannter Seelen. Im Rauschen des Waldes und im Ächzen der vom Winde gefolterten Tannenleiber kündigt sich die Sprache dieser Geisterwesen. Diese Sprache geht einher im Klirren des dürrn Reisigs, macht sich Luft in erschauernden Rufen und in gellenden Pfeifsignalen. Unheimliches Rufen tönt aus der Ferne, und Antworten folgen aus nächster Nähe. Oft ist es, wie wenn huschende Nebelgestalten mit kalter Totenhand über das Gesicht des erschauernden Pilgers streichen würden. Aus plötzlicher Todesstille bricht ein unheimliches Gekicher, dann hört der verzagte Wanderer, wie Sensen gewetzt, wie Holzblöcke zersägt werden, und hört den Widerhall vom Holzfällen, während die Späne nur so daherfliegen. Die Rätoromanische Chrestomathie bezeugt¹⁸, daß ein Mann bei seiner Wanderung durch den Cumbelser Wald den Geist «He-he!» rufen hörte. Der Schrecken fiel ihm so jäh in die Beine, daß er keinen Schritt mehr machen konnte. Er fluchte voll des Zornes: «Hol der Teufel!», und alsobald löste

sich der Bann, so daß er weitergehen konnte. In der gleichen Sagensammlung ist zu lesen, wie ein Jüngling, der in später Nacht von Darvella, wo er auf spätgewordenem Brautbesuch gewesen war, durch den Erlenwald nach Trun ging und dort wunderbaren Gesang vernahm. In der Annahme, daß es singende Ringgenberger Burschen seien, denen er ausweichen wollte, weil er in deren Jungfrauengarten sich eingeschlichen hatte, verzog er sich tiefer in den Erlenwald von St. Anna; aber da hörte er mähen, Sensen wetzen und dreinhauen, daß es in den Steinen klirrte, krachte und Funken schlug. Obschon fleißig gewetzt wurde, konnte der Wanderer keine Mähder entdecken¹⁹. Nun entsann er sich, daß er eben in jenem Erlenwald sich befand, wo der Ahorn von Trun in nächster Nähe ist, jener Ahorn, der drei Öffnungen zum Durchschlüpfen hatte, wie P. Placidus a Spescha berichtet²⁰. Durch solche Löcher schlüpfte man, um sich vom Bösen und von Krankheiten zu reinigen²¹. Unter einem überhängenden Felsblock des nahen Friberger Tobels hauste ehemals ein böser Dämon. Ein übermütiger Nachtwanderer, der dort vorüberging, rief höhrend unter den Stein hinein: «Teufel, wenn du da bist, komm heraus!» Ein grauenhafter Hund sprang heraus und jagte dem Fliehenden nach bis zur St.-Anna-Kapelle beim Truner Ahorn²². Wir entnehmen der gleichen Sagensammlung, daß man im Walde von Cavorgia²³ oft hörte, wie Holz gefällt, entrindet und gespalten wurde. Ein Mann wollte dem Geheimnis auf die Spur kommen und versteckte sich im Walde. Er hörte nun tatsächlich, wie im Walde durch unsichtbare We-

Sogn Sievi in Breil/Brigels





sen gearbeitet wurde, daß die Späne nur so herumflogen. Von Schrecken gelähmt, wagte er sich nicht zu rühren. Ein Span flog ihm sogar in die Rocktasche. Erst mit dem Morgenläuten hörte die Arbeit auf. Er konnte nun den Wald verlassen. Als er daheim in seine Rocktasche griff, holte er ein Stück Gold hervor.

Im Walde zu Laus [Somvix] wohnen Dieuldas, die Kohlen austeilten, welche sich in Gold verwandeln²⁴. Der Wilde Mann anderer Oberländer Wälder lehrte das Brotbacken, die Käse-, Butter- und Zigerfabrikation. Er wohnt in einem Hause ohne Dach, weil er bei schönem Wetter kein Dach brauche und bei Regenwetter nicht bauen könne; er spielt mit den Tannen, indem er sie, beim Wipfel packend, zu Boden biegt, gewöhnlichen Menschenkindern in die Hände reicht und sie durch die emporschnellenden Bäume in die Ferne schleudern läßt. Er wird von einem fremden Mann um eine große Lohnsumme betrogen und verliert zur allgemeinen Freude des Volkes sein Leben²⁵. Es ist der gleiche Wilde Mann, den uns die Beschreibungen der Rätoromanischen Chrestomathie²⁶, dann P. Maurus Carnot in seiner Erzählung²⁷ und Dr. Caduff, „Knabenschaften“²⁸, schildern. Dr. Caduff hat die einzelnen folkloristischen Momente der Vegetationsriten, der Frühlingsbräuche, der Gerichtsverhandlungen, der Hinrichtung und Wiedererweckung des Wilden Mannes und des Blockziehens, das im Baumkultus eine so wichtige Rolle spielt, im Zusammenhang mit fremdländischen Bräuchen dieser Art in vorzüglicher Weise belegt und erklärt. Für uns genügt

Am Albulapass mit Piz Aela

die Tatsache, daß wir hier eine rituelle Handlung des Baumkultus haben, daß der Wald die geheimnisvolle Wohnstätte ist und daß im geschmückten, bebänderten Block²⁹ der Vegetationsdämon wohnt. Es sei noch beigefügt, daß der Wilde Mann auf dem Wappen des Zehngerichtebundes und der Ammannmaien, der noch Mitte des vorigen Jahrhunderts in Obersaxen aus dem Wald geholt wurde und auf den Hausgiebel des neuerwählten Ammanns gesteckt wurde, hieher gehört³⁰.

Es handelt sich nicht bloß um den Wald als Wohnstätte der guten und bösen Geister, sondern um den Glauben, daß *die Bäume beseelt* seien. Vor mehr als drei Dezennien erzählte mir ein alter Mann, daß er eines Abends von Dardin nach Brigels hinaufging. Plötzlich stand vor ihm ein lichterloh brennender Mann, der seine flammenden Hände gegen Himmel streckte. Ohne zu wissen, was er tat, trieb es ihn diesem entgegen; doch da stieß er an eine alte Birke. Mir, dem Zweifler, warfer beleidigt hin: «Ich glaubte, daß Sie als Pfarrer mehr wüßten; solche Erscheinungen sind nicht selten.» Sein Mund blieb mir aber fürderhin für solche Berichte stumm. Später aber las ich in der Rätoromanischen Chrestomathie³¹, wie «eine Hexe in Rot und Grün» mit einem Korb auf dem Rücken, auf einem Fuchs reitend, einen Tannstamm hinaufkletterte. Eine andere Hexe gab einem Mädchen einen Gürtel, welchen das Mädchen, anstatt ihn für sich zu gebrauchen, um einen Besen band, der sofort in Feuer aufging. Deutlicher aber spricht von der Beseelung der Bäume folgende Erzählung³²: Es zogen zwei Bündner Soldaten in die Fremde. Müde legten sie sich im Walde nieder, um zu schlafen. Während der eine sofort einschlief, wachte der andere neben ihm und sah, wie ein Flämmchen aus dem Munde des Schlafenden hervorkam, ein Stück waldeinwärts schwebte und dort

auf einen morschen Baumstock sich setzte. Der Wachende erschrak und weckte den Schlafenden; in dem Augenblick kehrte das Lichtlein zurück und dem Erwachenden zum Mund hinein. Der Erwachte machte dem Weckenden bittere Vorwürfe, daß er ihn aus einem so wunderschönen Traum aufschrak. In einem Holzblock habe er im Traume einen Schatz gesehen; aber nun wisse er nicht in welchem. Der andere bezeichnete ihm den morschen Baumstock, auf welchem er das Lichtlein gesehen. Sie gingen hin und entdeckten einen gewaltigen Schatz, den sie kaum zu heben vermochten. Beide waren nun reiche Leute. Die Flamme als ‚alter ego‘ der Seele war nämlich der Baumseele begegnet und erhielt von dorthier die Kunde des Schatzes. Der angeschossene Ahorn von Trun blutet³³, weil er lebendig ist. Manhardt³⁴ sagt: «Die Seele des Verstorbenen geht in den Baum über, erfüllt ihn gleichsam mit menschlichem Leben, so daß Blut in seinem Geäder umläuft. Zugleich läßt sie sich als Schatten in Tier- und Menschengestalt außerhalb des Baumes oder in dessen Nähe sehen, und ihr Anschauen verursacht jene Krankheiten, mit welchen der unverhüllte Anblick von Geistern auch sonst bestraft wird. Durch die Vernichtung des Baumes freigeworden, vereinigt sie sich mit dem Winde und tobt in der wilden Jagd daher.»³⁵ Ein Dienstmädchen sah³⁶ unter einer Nessel im Garten eine schauderhaft beleibte Kröte. Zum Scheusälchen sagte sie: «Ich möchte dir bei der Geburt abwarten.» Wie sie dann tatsächlich zu ihrem Schrecken zu dieser Geburt abgeholt wurde, erfuhr sie, daß sie sieben Jahre lang des Teufels Großmutter abwarten mußte. Diese war offenbar in die Nessel gebannt worden und hatte sich in der Kröte sichtbar machen können. Noch aufschlußreicher ist die rätoromanische Ballade ‚Dil fideivel pèr‘³⁷. ‚Das treue Lie-

bespaar' stirbt, und die Mutter verordnet das Begräbnis:

«Ina sur baselgia ed ina sut baselgia.
 Ei crescha duas gilgias schi liun, schi ault,
 Ch'ellas tonschan ensemen sin tètq.
 O cara mummetta tgei munta quei?
 Ch'els segien en il sogn parvis ensemen.»

«Sie werden begraben einer ob der Kirche und die andere unter der Kirche. Dem Grabe entkeimen zwei Lilien so lang und hoch, daß sie sich am First umfassen. ,Was will das heißen?' fragt der Sänger, und die trauernde Mutter antwortet, daß sie vereint im Himmel seien.»³⁸ Decurtins griff auch früher die gleiche Frage im ,Ischi'³⁹ auf, wo er die Sage des Truner Ahorns behandelt. Manhardt bemerkt in seinem ,Wald- und Feldkultus'⁴⁰, nachdem er eine Anzahl solcher Beispiele angeführt hat: «Aus dem Glauben, daß die Pflanze eine Seele habe, erwuchs die Ansicht, daß dieselbe der zeitweilige Körper einer Menschenseele sei. Die Seelen Liebender oder unschuldig Gemordeter wandeln sich in weiße Lilien und andere Blumen, welche aus dem Grabe oder aus dem hinströmenden Blute hervorsprossen.» Wie tief solche Ansichten im Volksglauben noch im Mittelalter haften, beweist die Schilderung Dantes, welche sich im ,Inferno' im Kreise der Selbstmörder findet. Von allen Seiten vernimmt der erschrockene Besucher des Inferno⁴¹ grauenhaftes Wehgeschrei, während er nichts entdeckt als mißgestaltete Bäume. Vergil belehrt ihn indessen, daß Menschen drin versteckt hausen:

«Però disse il maestro: Se tu tronchi
 Qualche fraschetta d'una d'este piante,
 Li pensier c'hai si faran tutti monchi.
 Allora porsi la mano un poco avanti

BAUM- UND FELDKULTUS

E colsi un ramuscel da un gran pruno;
E il tronco suo gridò: Perchè mi schiante?
Da che fu fatto poi di sangue bruno,
Ricominciò a gridar: Perchè mi scerpi?
Non hai tu spirto di pietate alcuno?
Uomini fummo, ed or sem fatti sterpi.
Ben dovebb'esser la tua man più pia
Se statì fossim'anime di serpi.
Come d'un stizzo verde, che arso sia
Dall'un de' capi, che dall'altro geme,
E cigola per vento e va via:
Sì della scheggia rotta usciva insieme
Parole e sangue. Ond'io lasciai la cima
Cadere, e stetti come l'uom che teme.»

Drumsprach der Meister: «Brich jetzt ohne Wanken
Ein Zweiglein ab, von einem Baum gereicht,
So kämest du auf andere Gedanken.»
Ich streckte aus die Hand, wie er geheischt,
Und brach vom großen Dornstrauch eine Rute:
Da rief sein Stumpf: «Warum mich so zerfleischt?»
Nachdem gerötet er von dunklem Blute,
Begann er wieder: «Warum knickst du mich?
Ist dir denn gar nicht mitleidig zumute?
Wir waren Menschen einst, sind nun Gebüsch;
Selbst dann geziemte dir 'ne zartere Hand,
Wenn Schlangenseelen wir statt Menschenich.»
Wie grünes Holz, wenn man es angebrannt
An einem Ende, durch entfliehende Winde
Vertropft und zischt an seinem anderen Rand,
So drangen Blut und Worte aus der Rinde;
Darauf fiel mir des Zweigleins Spitze hin,
Und ich blieb stehn gleich einem bangen Kinde.
Übersetzung von Wilhelm G. Hertz

Diese Schilderung Dantes gibt das ganze durch lange Studien der Folkloristen aus tausend Dingen des Aberglaubens erarbeitete Bild des Baumkultus, der ‚beseelten Bäume‘, ihrer Lage, der heiligen Unberührbarkeit jedes Zweigleins und Ästchens, des Feuers und Rauches als des Wesens der Seelen in unnachahmlicher Art und Kunst – in bloß achtzehn Versen. Man braucht bloß beizufügen, daß die Schilderung Dantes nicht eine leere Erfindung seiner genialen Phantasie ist, sondern die alte heidnische Auffassung, welche im Mittelalter noch abergläubisches Volksgut war. Man begreift nun auch, warum die Knorren, Auswüchse, Geschwulste der Baumkörper so scheu beachtet und zur Verwendung für gewisse Dinge als besonders geeignet bezeichnet werden. Gefäße aus solchen Mißbildungen, sagte mir ein Gebenmacher in Vrin, seien besonders kostbar.

Wenn die Bäume bis in ihr Geäste hinaus durch eine innewohnende Seele oder einen Geist Kraft und Leben besitzen, dann begreifen wir auch, daß die Volkskunde die Kinder aus den Stauden holt, daß der Mann im rätomanischen Märchen ohne Feuer nur mit einer geschwungenen Rute das Wasser im Kessel zum Sieden bringen kann⁴², daß die Tochter des rätischen Märchens aus jedem Stein, den sie mit der Rute streicht, welche der «Vogel, der die Wahrheit spricht», ihr anweist und die sich bei einer Quelle unter Bäumen im dunklen Wald fand, einen Prinzen oder eine Prinzessin zum Leben erweckt⁴³. Diese Lebensrute, welche tötet und zum Leben erweckt, ist in der Hand des Königs zum Zepter geworden und wird im ‚Kaiserlich Recht‘ der Kriminalstatuten des Lugnez, der Gruob und von Davos zum Stab, ‚la bitgetta‘, welcher vor dem zum Tode Verurteilten entzweigebrochen und ihm vor die Füße hingeworfen wurde⁴⁴. Vielleicht hat der Stab, welcher

da und dort, zum Beispiel im Prätigau, aufs Grab gesetzt wird, nicht den Sinn des Wanderstabes, sondern der Lebensrute⁴⁵.

Zu den beseelten Stauden können wir wahrscheinlich auch den ‚burschin de s. Valentin‘, die Wacholderstauden des heiligen Valentin, rechnen, welcher das Vieh hüten bei Abwesenheit des Hirten anempfohlen wird. Der Hirt steckte eine solche Stauden in die Erde bei der Viehherde, warf sich dann auf die Knie und betete:

«O bien sogn Valentin!
Jeu mettel in burschin.
Pertgira mia biestga, entoch'jeu vom
Ed entochen ch'jeu vegn.
Jeu vi dir in paternies
E far alla biestga ina crusch sil dies⁴⁶.»

Guter heiliger Valentin!
Einen Wacholderzweig setz ich dir.
Hüte mein Vieh vom Weggang
Bis zur Rückkehr.
Ich bete ein Vaterunser
Und mache dem Vieh ein Kreuz auf den Rücken.

Jedermann ahnt hier sofort, daß es sich um eine heidnische Gottheit handelt, die in dieser Stauden kultische Verehrung empfängt und die dafür das Vieh zu hüten hat. Dieser Pflanzendämon der Alpenregionen wurde bei der Rückkehr des Hirten regelrecht begraben. Der Hirt betete noch ein Vaterunser zum Dank, nachdem er den ‚burschin‘ mit Erde zugedeckt hatte. Wir haben hier die Verchristlichung einer altheidnischen Sitte. Wahrscheinlich gehört auch das Kinderspiel ‚il spinatschiel‘ hieher⁴⁷.

Ganz sicher aber darf man hier den ‚cush de Nadal‘, den Christblock, nicht vergessen, obwohl in rätischen Landen heute nur ganz verblaßte Spuren eines ehemaligen rituellen Brauches vorliegen. Man weiß höchstens noch, daß der Vater, womöglich der Großvater, wenn er noch lebt, bei Eindeckung seines Winterholzbedarfs einen möglichst verknorrtten, astreichen Block bereitstellt, der in der Weihnacht in den Stubenofen geschoben wird. Man denkt nur an die praktische Seite einer warmen Stube für den Heiligen Abend, wo man bis zum Mitternachtsgottesdienst wachte, religiöse Adventslieder sang, während die Jerichorose in einem Wassergefäß auf dem Tische sich öffnete. Hie und da wurde der blühende Kirschbaumzweig vorgezeigt oder Salz auf zwölf Zwiebelschalen gestreut und, je nachdem diese naß wurden, das Aussehen der folgenden Monate prophezeit⁴⁸. In Schams goß man noch Bleikugeln ins Wasser⁴⁹. Der Mittelpunkt dieser Überreste einer uralten Feier zu Ehren der Sonnenwende in dunkelster Stunde und längster Nacht war aber gewiß der Weihnachtsblock. Wie verarmt die Sitte heute bei uns noch sein mag, läßt sich doch aus dem entsprechenden, noch heute fortlebenden Brauch in der Provence schließen, welch eine zentrale Bedeutung ihr ehemals zukam. Im ‚Bulletin paroissial de Cannet‘ vom Jahre 1909 beschreibt der Pfarrer dieses Ortes in der Nähe von Cannes diese Weihnachtssitte, welche im Provençalischen ‚Lou Gacho-fuec‘, die Feuerbetrachtung, heißt. Der Erzähler, ein angesehener Führer der provençalischen Bewegung, bemerkt, daß die von ihm beschriebene Sitte nur noch in wenigen Familien in Übung sei. Das Wesentliche dieses Brauches ist nun, daß die ganze Familie sich um den Herd versammelt, auf dem der Weihnachtsblock brennt. Ein Mahl von verschiedenen nationalen Fastenspeisen wird

veranstaltet und dazu ein Glühwein getrunken. Das jüngste Kind steht vor dem schwach brennenden Christblock, während die ganze Familie kniend beim Herde – gleichsam am Hausaltar – sich sammelt. Mit einem Löffelchen oder mit einem Krüglein läßt der Jüngste von dem Glühwein des Mahles auf die zitternde Flamme tropfen. Das schwache Feuerlein flammt auf und wird schöner und lebhafter. Da breitet dann der Großvater die Hände über alle Kinder aus und segnet sie. Hernach segnet er das Feuer: «Daß die Glut uns gnädig sei! Gib Mut der Jugend und Kraft den Alten. Dann segnen wir dich. Doch möge deine verzehrende Flamme verschonen unser Dach, unsere Ernte und alles, was hier lebt.» Dieser Weihnachtsbrauch erschien den Provençalen, vorab dem großen Mistral, so bedeutungsvoll, daß er in lebensgroßen Trachtenfiguren in ihrem interessanten volkskundlichen Nationalmuseum von Arles dargestellt wurde und dort zu sehen ist.

Der Brauch des Weihnachtsblockes ist uns deshalb ein vermehrter Beweis für die Annahme, daß dieser Baum als beseelt betrachtet werden muß, weil ein rätoromanischer Spruch die gegenseitige hilfsbereite Verwandtschaft von Holz, Feuer und Dialen betont. ‚Heu, Feuer und Dialen‘ helfen sich gegenseitig; also sind sie alle geistige Wesen⁵⁰. Sogar das frischgewachsene Gras, geschweige denn der Baum, ist beseelt und schwingt als ‚metta de fein‘ [der Heustumm] die unsichtbare Sense in die Beine derjenigen, die das Gras niedertreten. Die Hexen entziehen sich drohender Gefahr, indem sie sich in Besen verwandeln⁵¹. Im Berner Oberland hauen die Holzfäller noch heute ein Kreuz in den Baumstrunk, sobald die Tanne gefällt ist. Es ist das Kreuzzeichen zum Verscheuchen der Gottheiten, die wie bei der Eiche des heiligen Sigisbert sich rächend auf die Arbeiter stürzen

könnten. Man hat auch schon behauptet, daß das Gebet der Waldarbeiter zu Beginn und zum Schluß ihres Tagewerkes im Walde unbewußt diesem Glauben der Abwehr einer geheimen beleidigten Gottheit gelte.

A. Peter, ‚Volkstümliches aus Österreich‘, berichtet: «In Waldbäumen wohnt, wie noch jetzt alte Leute glauben, ein höheres Wesen... Wenn man einen bejahrten Holzhacker im Walde belauscht, so kann man hören, wie er dem Baume, den er eben fällen will, Abbitte leistet... In jedem Baume wohne eine Arme Seele, der er dadurch, daß er Abbitte leiste, Erlösung bringe, während sie leiden und im Baumstrunke fortleben müsse, wenn er das zu tun unterlasse.»⁵²

Der Glaube unserer vorchristlichen Rätier bezüglich der Heiligkeit gewisser Bäume und der Besetzung derselben durch Seelen und Gottheiten gewinnt durch dasjenige eine sichere Bestätigung, was Bötticher in seinem ‚Baumkultus der Hellenen‘ aus den römischen und griechischen Schriftstellern berichtet. Plinius sage in seiner Naturgeschichte der Bäume, daß diese ebensowenig der Seele ermangelten wie jedes andere Lebewesen. Bäume seien die ersten Tempel der Gottheiten gewesen. Lukian sagt: Es haben zuerst die Menschen den Göttern Haine eingezirkt, Höhen geweiht, Vögel geheiligt und jeder Gottheit einen besonderen Baum beigelegt... Erst zuletzt habe man den Göttern Tempel errichtet⁵³. Wie dauernd im Leben der Italer die Identität des Baumes mit dem Gottwesen festgehalten ist, dafür spricht die Tatsache, daß sie fortwährend aus den Zweigen heiliger Bäume Bündel [struppi] machten, dieselben auf Pulvinarien setzten und sie heilig verehrten⁵⁴. Wenn man weiß, daß die Götterverehrung mit den Zweigen eines heiligen Baumes ganz untrennbar verknüpft, wie kein Gebet ohne dieselben zu sprechen ist, kein Sacrum, keine

Opferhandlung ohne sie möglich, keine einzige der heiligen Riten ohne dieselben ausgeübt werden kann, dann begreift man erst vollkommen, was Kultus der Bäume sei, dann erklärt sich die Verwendung ihrer Zweige, Früchte und Hölzer in den heiligen Riten, dann erschließt sich die Ursache, warum man die Stiftung von Altar und Kultusstätten von der Möglichkeit abhängig machen mußte, einen der Gottheit heiligen Baum pflanzen und zu den Kultriten benützen zu können. Aber nur weil das Wesen je einer Gottheit in der Substanz je eines Baumes lebend und mit ihr assimiliert gedacht wurde, knüpft sich bei den Hellenen die Verehrung der besonderen Götter an den Baum. Als im Baum seiend und örtlich in ihm wohnend wird unter seinem Bilde die Gottheit zum erstenmal durch Opfer und Weihespenden begrüßt⁵⁵. Daher stammt nun auch die *Bekränzung* der Weihgaben und der Kultuspersonen und die Verwendung heiliger Zweige zur Wasserbesprengung im Reinigungskultus. Kranz, Zweig und Blumen spielen noch heute im christlichen Ritus der katholischen Kirche eine sehr große Rolle. Sie haben zwar den ehemaligen kultischen Sinn der Verbindung mit der Baumgottheit eingebüßt; aber sie sind noch immer sinnreiche Zeichen zur Erhöhung der Feierlichkeit, eine Sprache in Zeichen, um auf die Bedeutung des Gebetes zum wahren Gott auch unter Befriedigung der ästhetischen Bedürfnisse aufmerksam zu machen. Die Worte und Buchstaben sind in den kirchlichen Zeremonien, in den Dekorationen der Kultusstätten und in Kultusgegenständen beibehalten worden; aber der Sinn, der Inhalt ist ein anderer. Der heidnische Kultus ist verchristlicht worden.

Die Auffassung der Hellenen und Römer geht klar dahin, daß die Haine der Hauptgottheit geweiht sind,

während die einzelnen Bäume von untergeordneten Dämonen, Baumnumina und Baumseelen bewohnt werden. Man dachte sich den Baum belebt von der Baumseele gleich wie ein belebter menschlicher Körper, ja man setzte sogar voraus, daß er das Leben auch in gleicher Weise fortpflanze. Mit anderen Worten hat Ovid das kurz charakterisiert, wo er in den *Fastes* sagte: «Numen inest.» Daß diese Ansicht nicht sobald überwunden wurde, erfahren wir aus einer Homilie des heiligen Hieronymus [Anno 331–420] ⁵⁶, der diejenigen als Häretiker bezeichnet, die da glauben, alles habe eine Seele [«omnia putant animantia»].

Nach den Belegen aus der rätoromanischen Oralliteratur deckt sich die Auffassung des vorchristlichen Rätians im wesentlichen mit derjenigen Roms und Athens. Inwieweit in Einzelheiten mehr germanische oder illyrische Einflüsse sich geltend machen, läßt sich einstweilen sehr schwer entscheiden, und noch schwieriger dürfte sich die Ausscheidung des rein rätischen Kulturgutes gestalten.

III

Nachdem wir erkannt haben, daß das Wesen des Baumkultus in dem war, daß Geister, Seelen, Gottheiten in den Bäumen wie in einem menschlichen Leibe Wohnsitz haben, müßte man wahrlich staunen, wenn den Bäumen und beseelten Pflanzen keine *Opfer* gebracht worden wären. Zahlreiche Darstellungen pompejanischer Bilder und andere, die sich auf den Bildtafeln Böttchers finden, geben uns Kunde von Altären, Lichtern, von Tieropfern, ja sogar Menschenschlachtungen vor Bäumen. Unsere rätischen Belege sind hingegen ziemlich dürftig. Doch sind sie so, daß wir sie vorführen

dürfen. Nahe bei Ruschein, wo wir beim Steinkultus ein Dutzend Schalensteine nachgewiesen haben, findet sich ein Steinblock, genannt ‚il crap de s. Zein‘. Viele, welche an diesem Stein vorbeigehen, wo der Heilige sich aufgehalten haben soll, werfen beim Vorbeigehen einen Baumzweig hinzu⁵⁷. Aus der Legende des heiligen Sigisbert erfahren wir, daß das Volk zu einem Fest versammelt war, wo es das Bild Apollos an einer Weide befestigt hatte – also im Begriffe stand, Opfer zu bringen. Welcher Art dürften wohl die Gaben gewesen sein? Vielleicht sind es diejenigen, welche der Knabe des Oberhalbsteins beim Pfeifenschneiden dem Weidenbaum verspricht: «Per far nìc or la seia ord igl len: Schivlot, schivlot vea, sche dunga pantg e mel sen la steala.»⁵⁸ [«Pffli, Pffli, schlüpf heraus, dann geb' ich dir Butter und Honig auf der Butterkelle.»] Butter und Honig sind bei allen Völkern übliche Opfer an die Baumgottheiten. Nicht bloß der grünende Baum ist von Gottheiten bewohnt, auch der verdorrte, der im Strickwerk des Holzhauses sich findet, bleibt in ihrem Besitz; sie kündeten sich im Ächzen und Sichstrecken der Balken. Nach Rochholz blieb dieser Hausgeist noch weiter in den Holzresten des abgebrannten Hauses⁵⁹, und nach den Angaben bei Manhardt⁶⁰ bringen die Siamesen dem im Kiel des Schiffes eingebauten Stamm des Schutzgeistes – als Schlange – Opfer, ja die gleichen Völkerschaften opfern auch dem aus dem Walde hergeführten, in der neuen Wohnung aufgerichteten Holzpfeiler. Da begreift man nun, daß jenes Ächzen und Krachen in den Ställen nichts anderes ist als das Wehklagen Armer Seelen. Wenn es in den Holzhütten durch die Gewettköpfe pfeife, solle man Brot hineinstreuen, und wenn die Schweine nicht auf der Alp bleiben wollen, solle man drei Borsten zwischen die Gewettköpfe stecken, dann

werden sie nicht heimlaufen⁶¹. Gehen die Töchter abends zur Nachbarin mit Hanf- und Flachssträhnen im Korb, um dort in Gesellschaft zu spinnen, dann sollen sie Brot obenauflegen, sonst könnten die Geister schaden⁶². Meine Mutter, eine besondere Nelkenliebhaberin, erzählte, daß sie von ihrer Großmutter die Weisung erhielt, den Wurzelstock ihrer Nelken mit Ziegenmilch zu begießen, dann würden sie erst recht schön. Nach Manhardt gießen die Dänen Milch auf die Wurzel des Holunderbaumes, um ihn zu versöhnen, wenn man ihn beschädigt hatte⁶³. In gleicher Weise erfuhr ich von der Mutter, daß sie gelehrt worden sei, die Nelkensprossen so zu setzen, daß man einen Schnitt ins Nelkenzweiglein mache, ein Gerstenkorn hineinsetze, mit einem Frauenhaar umwinde und dann so in die Erde stecken müsse. Haar- und Kornopfer sind in der Folklore allgemein bekannte Gaben an die Gottheit. Ein Kinderlied der Chrestomathie spricht von einem anderen Opfer. Es lautet die Anordnung:

«Giachen dellas streglias
Taglia giu las ureglias,
Metta sin in pal
E lai entochen Nadal.»⁶⁴

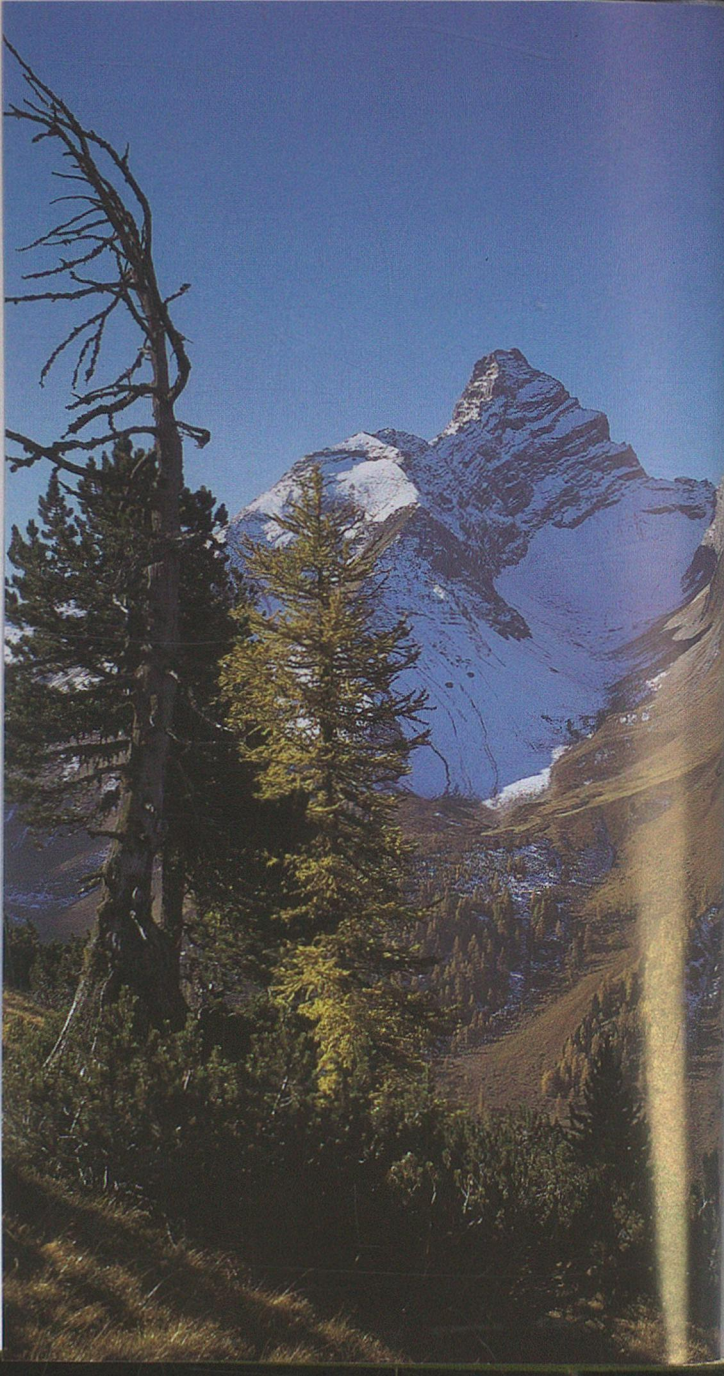
Der schwer zu übersetzende Spruch verlangt, daß man die Ohren abhaue, auf einen Pfahl stecke und bis Weihnachten stehen lasse! Man kann dies als spielerische Kinderreimerei ohne Sinn bezeichnen; aber Tatsache ist es nach Bötticher⁶⁵, daß den Griechen fürs Opfer oft schon ein in die Erde gesteckter Pfahl genügte, um ihm daran ein Opfer darzubringen. Am Sünderkapitel der Kathedrale zu Chur packt der Sünder nach dem Ohrläppchen des Teufels, und der Teufel beißt dem Sünder die Ohrläppchen weg⁶⁶.

Andere Opfer scheinen sich vorzufinden in folgenden Bündner Oberländer Sommerbräuchen⁶⁷. An der Vigil des Johannestages liest man Johannesblumen während des Mittagläutens und befestigt sie an den Einhängern der Fensterbalken. Diese Blumen seien gegen Blitzgefahr geweiht. Im Oberhalbstein steckt man solche Blumen an den Mehltrug, damit er nicht leer werde⁶⁸. In ähnlicher Weise brechen die Bewohner von Brigels Ahornzweige und die Leute von Sagens Holunderzweiglein gegen Unwetter und Blitzgefahr, ja Kartoffel- und Kabispflanzen sollen ebenfalls an diesem Tage mit Erde eingeschaufelt werden. Reiche die Zeit nicht, so genüge es, darüber mit dem Rocksäum hinzustreichen. Am gleichen Tage rissen die Frauen von Igels [Lugnez] vor Sonnenaufgang Zweiglein von den Eschen, um vor Unwetterschaden gesichert zu sein. Dieser Brauch gewinnt an Bedeutung, wenn wir wissen, daß der uralte Name der dortigen Pfarrei ‚Freissen‘, Esche – la pleiv de Freissen – heißt. Ob dort nicht ein solcher Baum als Genius loci war⁶⁹? Am folgenden Tag ging die Jugend in die Maiensäße und war lustig und froh bei Nidel. Ob nicht das Lugnez die Esche als heiligen Baum verehrte, während die Cadi im Ahorn den gleichen Vertreter hatte, Schanfigg und die Gruob den Holunder? Wir wagen es nicht zu verneinen. Überdies glauben wir Opfer an den Korndämon in einem Brauch zu finden, der beim früheren Handdreschen in Übung war⁷⁰. Die Kornwannerin wurde über die letzten Garben in der Tenne hin- und hergeschwungen. Das gleiche machte man mit dem Strohbuben, welcher die Garben in die Tenne warf und das Stroh wegschaffte. Man warf ihn aufs leere Stroh und trieb allerlei Mutwillen mit ihm. Zuletzt wurde er beim Nachtmahl mit einem besonders großen Kuchen bedacht, in den aber anstatt des Apfel-

schnittens ein Stück Sohlleder hineingebacken worden war. Ob es sich hier um wirkliche Opfer handelt, läßt sich nicht entscheiden; aber gewiß handelt es sich auch hier um einen rituellen Brauch. Er erhält seine besondere Bedeutung, wenn er der ‚mantinada de Vrin‘⁷¹ nahegerückt wird, jenem merkwürdigen Spiel, das noch vor fünfzig Jahren zur Fastnachtszeit im hintersten Lugnez von Haus zu Haus ging. Ein junger Mann tanzt mit einem Mädchen in einer Kornwanne. Das Mädchen ist in Wirklichkeit eine Strohpuppe, die so mit dem Tänzer verflochten ist, daß man ein Tänzerpaar im Kreise sich drehen sieht. Die Füße des Tänzers gehen durch den Boden der Kornwanne hindurch. Das festlich gekleidete Tänzerpaar ist von mehreren monturierten Wachtpersonen angeführt, die mit Stecken bewaffnet den Tänzer schlagen, wenn er nicht gut tanzt oder nicht recht spielt. Im Truner Umzug⁷² von 1924 wanderte dieses uralte Märchen unverstanden und bestaunt mit. Es handelt sich ohne Zweifel um eine uralte heidnische rituelle Aufführung zu Ehren einer Gottheit der Fruchtbarkeit. Man dachte wahrscheinlich an eine Korn dämonin, welcher man in diesem Aufmarsch sich empfahl. Vielleicht dachte man an jenes Wesen, den ‚paun della mumma de graun‘, dem das schwarze Mutterkorn in der Gerstenähre als Opfer zur Nahrung reserviert ist. Wer davon ißt, muß dran sterben! Der Gedanke an eine rituelle Opferhandlung an eine Korngottheit zwingt sich uns mit größter Sicherheit deswegen auf, weil die Römer nach heute noch vorhandenen bildlichen Darstellungen ihre Erstlingsopfer in einem Opferkorb, ‚van-

Zervreilahorn mit Zervreilasee





nus
don
der
Li
Sch
van
Da
te l
Ma
gef
den
me
len
Ba
den
He
rec
un
che
um
Ein
Bel
in
bis
det
Kl
den
run
che
da

nus' genannt, der Gottheit darbrachten, ja wir finden dort sogar zwei Bacchanten mit dem kleinen Dionysos, der in diesem Korbe sitzt, welcher an jeder Seite wie die Lugnezer Kornschwingen zwei Henkel hat. Bild, Tanz, Schwingkorb, Bacchanten und gleicher Name – anstatt vannus ‚vonn‘ – reden hier die deutlichste Sprache⁷³. Das Schlagen der Bacchanten ist eine allgemein bekannte Prozedur des Fruchtbarkeitsritus, der beim Wilden Mann Samnauns vorkommt und in Vals mit der aschegefüllten ‚Schwieblattere‘ an einem Stock noch heute in der Fastnacht in Übung ist. Es bleibt hier noch zu bemerken, daß die heidnischen römischen Opfer mit wollenen roten Weihebinden ausgestattet wurden⁷⁴. Diese Baumopferbinden sind auch bei uns in Übung gewesen; denn zu Zorten-Obervaz erhielt ein Bursche von einer Hexe einen Gürtel zum Geschenk. Da der Gürtel nicht recht paßte, legte er ihn um eine Tanne, die Feuer faßte und in wenigen Minuten niedergebrannt war⁷⁵. Gleiches passierte, als ein Mädchen zwei solche rote Binden um einen Besen band⁷⁶.

Einen interessanten, historisch wichtigen, einwandfreien Beleg für die Opfer, welche in rätischen Landen ehemals in Übung waren, gibt uns der ‚Skarapsus‘ des Wanderbischofs Pirmin, der um 724 die Abtei Reichenau gründete unter dem Schutze Karl Martells und hernach das Kloster Pfäfers errichtete. Von ihm, der zum Staunen der Zuhörer «utraq̃ue lingua, Romana scilicet Franco- rumque... adprime sciebat», der vorzüglich beide Sprachen, die romanische und die fränkische, kannte und daher sogar als Bündner Oberländer bezeichnet wurde,

liegt eine Art Volkschristenlehre vor, die den Titel ‚Skarapsus‘ trägt und ihrem Charakter nach in Pfäfers geschrieben sein dürfte. Unter vierunddreißig Kapiteln findet sich auch eine belehrende Verurteilung heidnischer Kultusopfer. Im Kapitel xxii wird gesagt: «Nolite adorare idolis; non ad petras, neque *ad arbores*, non ad angulos, neque ad fontes, non ad trivios nolite adorare, nec vota redire...», ferner sollen sie nicht «*laurus*⁷⁷ ponire... effundire super truncum frugum et vinum et panem in fontem mittere... Karactires, erbas, sucinos nolite vobis vel vestris adpendere». Man sieht daraus, daß man den Idolen Opfer darbrachte, betete und Gelübde machte an den Bäumen, in Höhlen, bei Quellen, daß man Laubkränze setzte, Früchte in Opferstrunke⁷⁸ ausschüttete und Wein und Brot in die Quellen warf. Es war auch Übung, daß man sich und anderen Amulette⁷⁹, Kräuter und Säfte⁸⁰ anhing. Wie ging das zu? Vielleicht gibt die Volksmedizin der Chrestomathie dazu die Erklärung, indem sie anordnet: «Ina femna duess adina portar in zitget cun treis flurs camella sin sesezza – eine Frau sollte immer ein Säcklein mit drei Kamillenblüten bei sich tragen», ja «ina femna duess dar la camischa per la plonta camella et in um duess trer treis gadas la capialla avon la camella – eine Frau sollte für den Kamillenstock das eigene Hemd hergeben, und der Mann sollte vor der Kamille dreimal den Hut ziehen.»⁸¹

IV

Nachdem erwiesen ist, daß in vorchristlicher Zeit der Glaube an die Anwesenheit von Gottheiten in Bäumen und Pflanzen herrschte, daß man diesen sogar Opfergaben darbrachte, kann man leicht begreifen, daß sie

BAUM- UND FELDKULTUS

auch dem *Orakelwesen* dienten. Einige Beispiele, welche die Rätoromanische Chrestomathie anführt, geben darüber Aufschluß. Aus der Weihnachtsrose läßt sich ein gutes oder böses Jahr weissagen⁸². Dem gleichen Zweck dienen der blühende Kirschbaumzweig und die Schalen der Zwiebel. Fällt am Palmsonntag Schnee auf die Palme, dann schneit es im Sommer in den Kornacker⁸³. Sonne auf die Palme gibt ein gutes Jahr⁸⁴. Früh fallendes Laub verkündet baldige Kälte, und langhaftendes Laub deutet auf viel Gewürm⁸⁵. Findet eine Frau zwei Ähren an einem Halm, dann bekommt sie Zwillinge⁸⁶. In einem Kinderspiel des Oberhalbsteins raten der Herr und der heilige Joseph, indem sie einen Stock in der Hand halten⁸⁷. Vierblättriger Klee bedeutet Glück⁸⁸.

V

In den Bäumen halten sich die *Krankheitsdämonen* auf, darum muß man sie wieder zurückführen und verpflocken⁸⁹. Ist jemand so krank, daß kein Arzt mehr helfen kann, dann entzieht man ihm einen Löffel voll Blut, geht zu einer Tanne, bohrt ein Loch hinein und schüttet das Blut dorthin, dann verstopft man das Loch. Der Kranke wird gesund werden, während der Baum zugrunde gehen wird⁹⁰. Wer ‚diarvets‘, die Gesichtsflechte, hat, schneide vom eigenen Ohr ein Stücklein ab und stecke es in die Gewettköpfe des Hauses; so verschwindet die Flechte⁹¹. Als ich eines Tages mit einem alten Hirten bei seiner Herde war, lehrte er mich, die losgelöste Rinde aufzuheben und hineinzuspucken. Das sei gut gegen Würmer, sagte er. Wenn es in einem Hause spuke, banne der Kapuziner diesen in eine Kanne und lasse ihn in den Wald tragen; so hörte der Schreibende oft behaupten.

BAUM- UND FELDKULTUS

Die Rätoromanische Chrestomathie berichtet noch vom Farnkraut, daß es an der Vigil von Johannes wachse, blühe, reif werde und reif zu Boden falle. Die Blüte sei sehr schwer zu finden; wenn jemand dieses Glück habe, dann sei er reich genug. Man könne sie am Johannesvortrag beim Mittagsläuten bekommen. Man sammelt sie, indem man etwas Weißes unter der Staupe ausbreitet und die Blüte drauffallen läßt. Während man dieses tut, wird man geschüttelt und geschlagen; denn der Geist, welcher im Farnkraut ist, wehrt sich, sich die Blüte nehmen zu lassen⁹². Die Erdbeere ist so ominös, daß sie den Mann hoch zu Roß bringt, während sie die Frauenwelt ins Grab legt⁹³. Wohl aus diesem Grunde verlangt ein anderer Spruch, daß der Reiter vom Rosse steigen soll, um eine Erdbeere aufzulesen, während die Frau siebenmal mit ihrem Kleide darüberstreichen soll und erst dann in einen Dornstrauch beißen, anstatt diese Beere zu genießen. Wohltätig wirkt auch die Alpenrose; denn: zahnenden Kindern soll man die frisch-geschnittene Blume in den Mund stecken. Die Alpenrosen wachsen dort, wo die Geisterheere vorüberhuschten⁹⁴.

VI

Der intellektuelle Konflikt vorchristlicher Zeit in der Unterscheidung von Geist und Körper, der durch das Christentum klargelegt worden ist, macht sich in sehr interessanter, geradezu dramatischer Weise geltend in der *Gleichsetzung des Menschen und der Pflanze*, seines und ihres Loses. Das wunderbarste Beispiel dieser Art findet sich im St.-Margaretha-Lied, „canzun de sontga Margriata“⁹⁵, welches vor einem halben Jahrhundert von der Jugend allgemein gesungen wurde. Es berichtet uns

von einer Hirtin, welche sieben Sommer als Hirt verkleidet in der Alp war, vom jüngsten Hirten entdeckt wurde und die Alp verwünschte. Das interessante Lied wird in einem besonderen Kapitel zur Sprache kommen.

Wie nun die grünenden Alpentriften das Los der beleidigten Jungfer tragen, so scheinen sich auch die Bäume, welche verunehrt oder beschädigt werden, oft zu rächen. Der Waldarbeiter des Berner Oberlandes hat, wie dem Schreibenden von einem Förster versichert wird, noch heute Furcht davor, darum haut er beim Baumfällen mit der Axt sofort ein Kreuz auf den verbleibenden Baumstrunk. Wir hörten auch, daß im ganzen Schanfigg noch heute kein Holunderstock ausgegraben und kein Holunderreisig verbrannt werde; es könnte Unglück bringen. Die Erklärung dazu gibt ein Spruch der Rätoromanischen Chrestomathie: «Man darf kein Holunderholz verbrennen, weil die heilige Emerita auf einem solchen Holzstoß verbrannt wurde.» Wir haben den Holunder als besonders verehrten Baum der Gruob genannt, finden aber eine andere, ganz frappante Darstellung dieses Glaubens an die Gottheit im Baume und an die Gefahr der Beschädigung des Strauches bei Manhardt, wo er berichtet, daß in Schleswig der Bauer, welcher gezwungen war, die Äste des Holunders zu stutzen, mit gebeugten Knien, entblößtem Haupte und mit gefalteten Händen dieses Gebet verrichtete: «Frau Elhorn, gib mir was von deinem Holze, dann will ich dir von meinem auch was geben, wann es wächst im Walde.» Die Wahrheit dieser Erzählung wird noch erhärtet durch eine Aufzeichnung aus Dänemark vom Jahre 1722: «Paganismo ortum debet superstitio, sambucum non esse excindendum, nisi prius rogata permissione his verbis: mater sambuci, mater sambuci, permitte mihi

tuam caedere silvam.» Nach dem heidnischen Aberglauben dürfe man den Holunder nur anschneiden, nachdem man mit den Worten die Erlaubnis erbeten habe: «Mutter des Holunders, erlaube mir, deinen Wald anzuschneiden.» Es ist nachgewiesen, daß anderwärts gesagt wurde «nun opfere ich dir, tue keinen Schaden», dann, daß man Milch auf die Wurzeln goß und erst nach geschehener Opferspeisung wagte, den Baum zu schneiden⁹⁶.

In den gleichen Kreis der sympathetisch-anthropogenen Bäume scheint das merkwürdige Märchen der ‚matta senza bratscha‘, der Tochter ohne Arme, zu fallen. Die Rätoromanische Chrestomathie erzählt in zwei Varianten des Oberhalbsteins und Oberlandes⁹⁷, wie ein Herr in rotem Wams und mit Pferdefüßen um Geld eine fromme, gute Tochter sich erhandelte und verordnete, daß ihr im *Walde* die beiden Arme weggehackt würden. Was der Vater, um Geld zu bekommen vom Herrn im roten Frack, auch tat, indem er sein Kind an eine Tanne kettete. Ein Königssohn, auf der Jagd begriffen, fand das arme, verstümmelte Menschenkind, und weil es gar so schön war, nahm er die Tochter zur Frau. Während seiner Abwesenheit im Kriege gebar sie ihm Zwillinge, lieblich wie Milch und Wein. Sie kam durch Verleumdung in übles Gerede und mußte das königliche Schloß verlassen und in den Wald gehen. Um ihren Durst zu stillen, beugte sie sich zum Quell im Walde. Da fiel eines der Kinder in den Teich. Da sie nur zwei Stummel ohne Hände hatte, konnte sie das Kind nicht herausholen. Wie sie aber ihre armen Stummel ins Wasser hineinstreckte, um das Kind herauszuholen, wuchsen ihr die Hände wieder. Der zurückkehrende Fürstensohn bekam dann wieder Frau und Kind. – Es handelt sich wohl um die beleidigte Baumgottheit, die

vom Menschen verstümmelt wird aus Habsucht und die doch immer wieder aus dem Schatz ihrer Fruchtbarkeit Freuden und Früchte spendet, dem Scheusal im roten Frack zum Trotz, den Menschen zum Frommen.

VII

Unsere Darstellung des Baumkultus in den vorgeführten Erscheinungsformen gewinnt dadurch an Deutlichkeit und Sicherheit, daß wir die *Stellung der Kirche* zu diesen rituellen heidnischen Gebräuchen beachten. Nach der Genesis nimmt die tragische Geschichte unserer Stammeltern beim Baum des Lebens und beim Baum der Erkenntnis ihren Anfang⁹⁸. Gott erscheint und redet mit Moses aus einem Dornbusch⁹⁹. Moses beweist seine Berufung durch den Stab, der sich in die Schlange verwandelt. Beim jüdischen Gottesdienst braucht man Palmen-, Myrten- und Weidenzweige. Drei Ysopzweige, verbunden durch eine rote wollene Binde, dienen den jüdischen Lustrationen als Sprengwedel. Während der amtliche jüdische Gottesdienst die richtige Distanz zum heidnischen Baumkultus einzuhalten und scharf zu betonen weiß, ist dies nach Hosea¹⁰⁰ beim Volk nicht der Fall; denn die Leute opfern unter Eichen, Pappeln und Terebinthen, auf den Höhen; und in Hainen räuchern sie, wie der Prophet zürnend klagt. Er bemerkt, daß sie durch Holz und Stab Orakel befragen. Die Stellung der Israeliten war gegen diesen Kultus so klar festgelegt, daß ihnen sogar der Gebrauch von Asche eines verbrannten Götzenbildes oder Haines untersagt war¹⁰¹. Die Stellung des Christentums zum Baumkultus, der bei allen Völkern der damaligen Zeit in Übung war, ist schon durch das Alte Testament festgelegt. Sein Kampf

gegen diesen und jeden nichtchristlichen Kultus gewinnt durch die Sendung der Apostel an alle Völker an brennender Aktualität. Anfänglich ist der Christ der blutig leidende Teil, obwohl die philosophischen Schulen Athens und Roms – man denke an Sokrates, Plato, Aristoteles, Cicero – zur Reifung der monotheistischen Gottesidee wunderbar vorgearbeitet hatten; er hat alle heidnischen Kulte mitsamt der als Gott sich identifizierenden Staatsgewalt gegen sich. Die christliche monotheistische Gotteslehre dringt langsam an die Oberfläche und legt die Positionen des Heidentums in Asche. Der Staat gibt mit dem Edikt von Mailand vom Jahre 313 nicht bloß den Widerstand auf, sondern arbeitet positiv mit zur Ausrottung der heidnischen Kulte. Wir vernehmen, wie Hieronymus [Anno 331–420]¹⁰² eifert gegen die Häretiker, die da meinen, alles habe eine Seele [omnia putant animantia]. Augustinus¹⁰³ [† 430] sagt: «Quicumque in agro suo aut villa aut iuxta villam aliquas arbores aut aras vel quaelibet fana habuerit, ubi miseri homines solent aliqua vota reddere, si non eas destruxerit vel succiderit, in illis sacrilegiis quae ibi facta fuerint sine dubio particeps erit. – Wer irgendwo auf seinem Acker oder seinem Gehöfte oder neben demselben etwa Bäume, Altäre oder sonstige Weiheorte haben wird, wo die bedrückten Menschen Gelübde auszurichten pflegen, und er vernichtet solche nicht oder wehrt nicht diesem unheiligen Treiben, der wird sich ohne Zweifel solcher Sakrilegien mitschuldig machen.» Das Konzil von Karthago verlangt, daß nicht bloß die Götzenbilder, sondern auch die *Haine* wie die *Bäume* insgesamt vernichtet werden müßten – es sei nicht erlaubt, bei geweihten Bäumen, *arbores sacrivas*, Gelübde darzubringen. Gleiche Verordnungen gegen die ‚excolentes arborum‘, gegen die Baumverehrer, kennt das Concilium

Arelatense von 452, das Concilium Toletanum von 681. Deutlich spricht das Konzil von Nantes vom Jahre 895; denn dieses verordnet den Bischöfen ausdrücklich: «Arbores daemonibus consecratae, quas vulgus colit et in tanta veneratione habet, ut nec ramum vel surculum audeat amputare. – Die Bischöfe müssen ausrotten die den Dämonen geweihten Bäume, welche das Volk verehrt und in solcher Verehrung hat, daß es weder einen Ast noch einen Zweig davon abzuschneiden wagt.»¹⁰⁴ Im siebten Jahrhundert predigt der heilige Eligius in Frankreich: «Nullus praesumat pecora per cavam arborum transire¹⁰⁵. – Niemand wage es, das Vieh durch das Baumloch zu treiben.»

Die genannten Konzilsvorschriften und -verbote galten natürlich auch für Rätien. Die Spuren davon sind nicht sehr zahlreich. In der Lex Remedii [achtes Jahrhundert] sind für die ‚sacrilegi, malefici und mathimatici‘, also für Wahrsager und sakrilegische Götzendiener, als Strafen vorgesehen, daß der Fehlbare kahlgeschoren werde, daß siedendes Pech aufs Haupt gegossen und daß er auf einem Esel durch die Dörfer geführt würde. Dadurch wird natürlich auch der Baumkultus getroffen, obwohl er nicht ausdrücklich genannt wird. Vom Kampf der Kirche gegen diesen Kultus haben wir bereits vernommen aus der Legende des heiligen Luzius, der im Marswald gegen diesen Götzendienst auftrat. Die Legende des heiligen Sigisbert, der den Baum mit dem Apollobild durchs Kreuzzeichen in die Luft bannt und umhauen läßt, bestätigt das gleiche. Vielleicht gehört es auch hieher, daß der heilige Gaudentius zu Casaccia unter einer ‚hohen‘ Tanne enthauptet wurde. Mit welcher Entschiedenheit in Rätien durch den heiligen Pirmin von Pfäfers aus gegen den Baumkultus gepredigt wurde, beweisen unsere Ausführungen aus dem Ska-

rapsus, die wir bei den Opfern anführten. Die Parallelstellen der Predigten des heiligen Martinus von Braga [Bauernpredigt], die Musterkatechese des heiligen Augustinus, die Predigten des Caesarius von Arles und des Eligius von Noyon, die nach den Prüfungen von Dr. Gall Jecker als Unterlage für die Christenlehre des heiligen Pirmin gedient haben dürften, beweisen, wie allgemein der heidnische Baumkultus im damaligen römischen Weltreiche war und wie er bekämpft wurde. In Deutschland ist dieser Kampf der Bischöfe noch im zwölften Jahrhundert nicht erloschen, wenn er auch mildere Formen angenommen hat. «Als der Bischof von Bamberg auf seiner Missionsreise Anno 1125 nach Stettin kam, fand er, daß man dort einen Baum neben einer heiligen Quelle verehrte. Als er die Zerstörung des Baumes anordnete, bat ihn das Volk, den Baum zu schonen; sie wollten keinen Götzendienst treiben, sondern ihn behalten wegen seiner Schönheit und seines angenehmen Schattens; ,salvare illam, quam salvari ab illa se velle – lieber den Baum schützen, als von ihm Schutz zu erhoffen'. Daraus verstehen wir nun auch, warum das alte Rituale Curiense die Anordnung enthielt, keine Bäume auf den Friedhöfen zu dulden.»¹⁰⁶ Es scheint ferner, daß man auch durch Verspottung den Fruchtbarkeitskultus des Margarethaliades unschädlich zu machen suchte. Das Lied schließt nämlich:

«E cura ch'ella ei ida sut il zenn
de sogn Gieri e sogn Gagl
Tuccavan ei d'ensem,
ch'ei dev'ora il battagl.»

Unter der Glocke St. Jörgs und St. Galls
Ist die Maid vorübergegangen.

BAUM- UND FELDKULTUS

Da hat es geläutet so lauten Schalls,
Daß der Klöppel herausgeflogen.

Statt dessen sangen die Spötter:

«Si sogn Gieri e si sogn Gagl
Tuccavan d'ensem cun in barcagl^{107.}»

Zu St. Jörg und St. Gall läutete
man zusammen mit einer Gebse.

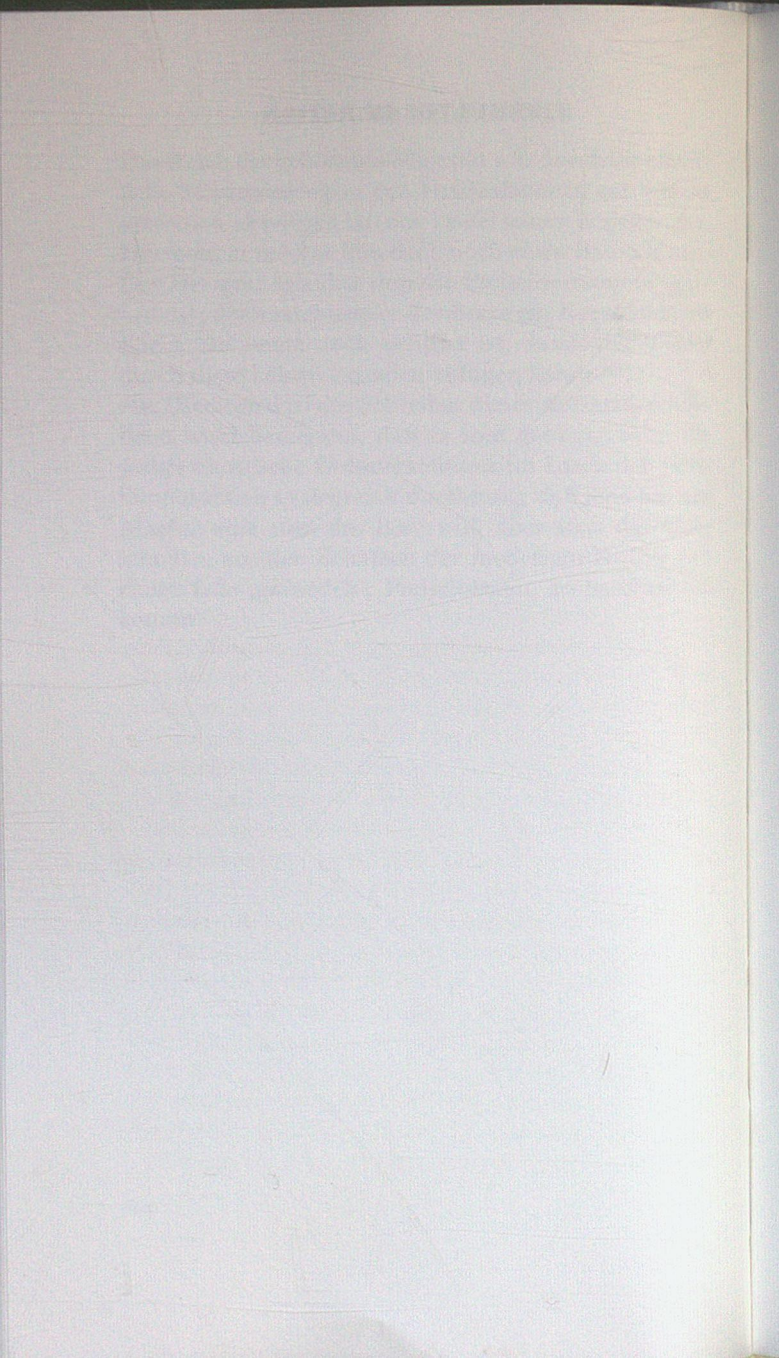
Oder ist das gar die ältere Fassung? Oder gar die heidnische Art des Läutens zu einer Zeit, da man noch keine Glocken hatte? Heidnische Völkerschaften rufen durch Holzinstrumente noch heute zum Gottesdienst.

Von der Christianisierung des heidnischen Baum- und Feldkultus sprechen der früher genannte ‚burschin de s. Valentin‘, der Wacholderstrauch des heiligen Valentin, die Weihnachtsbräuche des Christblockes, der Weihnachtsrose, der Zwiebel, des Kirschbaumzweiges auf dem Weihnachtstisch, der Mispel [wenn sie überhaupt bündnerisch ist!] und die kirchliche Kräuterweihe verschiedener Feste. Das Tragen der Jugendkränze bei Hochzeit und Festen kann ebenfalls hierher gehören. Der gleichen Christianisierungsidee dient das Kreuzzeichen auf Gegenständen, Stöcken und Stäben. Der Ziegenhirt aus Schlans, der nach der Chrestomathie im Friberger Tobel mit der alten Hexe focht, zerschlug auf deren Rücken den Stock, bis nur mehr ein Stücklein in seiner Hand zurückblieb¹⁰⁸. Dort war ein Kreuzlein eingekerbt. Deswegen schrie die alte Hexe ihm nach, als er entwich: «Glück für dich, daß du dieses Stück noch in der Hand hieltest, sonst hätte ich dich zerkleinert, daß die Vögel dich hätten aufpicken können.»

Das Reich der gehörnten Majestät war durch die christliche Missionierung in den Heidenländern gar schmal geworden, deswegen bat der Teufel seinen Besieger, den Herrgott, er möchte ihm doch noch einen Baum lassen. Der Herrgott erlaubte ihm die Preiselbeerstaude [garnedels]; doch zeichnete er der Beere ein Kreuzlein aufs Kleid, das heute noch sichtbar ist, damit der Teufel durch diese keinen Schaden zufügen könne¹⁰⁹.

Als Theologe darf der Schreiber dieses Aufsatzes schließend wohl bemerken, daß es ihm genügt, wenn die wahre christliche Gotteserkenntnis im Laufe der Jahrhunderte sich so siegreich durchrang, daß jene finstere Macht, «die stets das Böse will, aber stets das Gute schafft», aus den Schätzen der modernen Kultur nur einige fade ‚garnedels‘, Preiselbeeren, zu haschen bekommt.

TIERKULTUS IN RÄTIEN



TIERKULTUS

In diesem Buch bemühen wir uns, die Religion der ältesten Einwohner unseres Landes für das heutige Verstehen lebendig werden zu lassen. Wir suchten bis in prähistorische Zeiten zu graben. Um zu sehen, wie die Urreligion gestaltet sein mochte, beobachteten wir, wie der denkende Mensch die Probleme, welche das Universum der Schöpfung ihm präsentierte, löste. Im Wasserkultus kündete sich aus den Resten des Aberglaubens Glaube an Gotteskräfte in diesem Lebenselement, das für Mensch, Tier und Pflanzenwelt unentbehrliche Notwendigkeit ist. Die Untersuchungen über Feuer- und Sonnenkultus ergaben im wesentlichen gleiche Ergebnisse, während der Steinkultus, von dem schon die Rede war, noch tiefer ins Altertum zurückging, weil der fast unzerstörbare Stein dazu die älteste Urkunde war; aber die religiösen Anschauungen waren im Grunde genommen gleich. Wasser und Sonne rufen aus dem harten Stein blühende Felder und fruchttragende Bäume. In Baum- und Feldkultus erkennt man, wie die Menschen alter vorchristlicher Zeiten mit den Problemen dieser Naturgeheimnisse sich zurechtfinden. Mit dem ‚Tierkultus in Rätien‘ gelangen wir in ein anderes Reich, wo zum vegetativen Leben noch das animalische hinzutritt. Inwieweit wir der Primitivität der religiösen Urideen nahekommen werden, läßt sich schwer entscheiden. Nüchternes Denken fordert größte Reserve bei Anwendung dieses Wortes, das wissenschaftlich wohl kaum sicher umrissen ist. Absichtlich bleiben wir auch ferne von einer Systematisierung nach einer «Entwicklung vom magistischen Präanimismus über den Animismus zu theistischen Religionen»¹. Eines aber scheint uns immer sicherer zu werden, die Gemeinsamkeit und Einheit der Anschauungen aller bisher bekannt gewordenen Völker. Die Formen, in denen die

TIERKULTUS

Völker verschiedener Zeiten und Himmelsstriche sprechen, variieren nach der Eigenart der umgebenden Natur, nach den Bildern, die ihre Phantasie malt, nach der Schmiegsamkeit ihrer Sprache und nach dem Feuer, das in ihrem Blute kocht; aber die Endresultate liegen nicht so weit auseinander, wie es den Anschein hat. Beim Tierkultus glauben die Anhänger der Entwicklung des Menschen aus der Tierwelt empor zum heutigen Verstandeswesen, daß es eine Zeit gegeben hat, wo der Primitive das Tier als ein gleichwertiges, wenn nicht höheres Wesen betrachtete. Eine folgende Kulturperiode soll diese Achtung vor dem Tiere verloren haben und distanzierte sich immer mehr bis zu den heutigen rein materialistischen Auffassungen der modernen Naturgeschichte². Auch diese Ansicht beginnt sich zu Höherem zu wandeln.

Es liegt nicht im Rahmen unserer Arbeit, zu untersuchen, inwieweit die Entwicklungslehre, welche auf den Menschen angewendet wird, einwandfreie Hypothese ist; aber gleichgültig ist es nicht, von welchen Voraussetzungen die volkskundliche Wissenschaft ausgeht, um das Primitive des folkloristischen Tatsachenmaterials festzulegen. In der Behandlung des Tierkultus ziehen wir es vor, bei einem anerkannten Gelehrten, beim heiligen Paulus, anzuknüpfen, welcher in seinem Brief an die Römer davon spricht, daß die Heiden die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes vertauschten mit dem Bilde der Vögel und vierfüßigen und kriechenden Tiere³. Diese Ansicht des großen Paulus über die Entstehung des Tierkultus als Abfall vom wahren Gott hat nicht bloß ein Alter von nahezu zweitausend Jahren; denn schon das Buch der Weisheit⁴, das zur Makkabäerzeit abgefaßt wurde, schreibt von den Heiden: «Sie verehren die elendesten Tiere, solche, die, mit anderen un-

TIERKULTUS

vernünftigen Tieren verglichen, viel schlechter als diese sind. Selbst wenn einer diese Tiere ansieht, kann er nichts Gutes sehen; denn sie sind von Gottes Lob und Segen weit entfernt.» Das deckt sich mit der Lehre der Genesis im ersten Kapitel. Also handelt es sich um eine Lehre, die schriftstellerisch seit etwa dreitausendfünfhundert Jahren festgelegt ist. Männer stehen dafür ein, die wissenschaftlich gewiß auf der Höhe ihrer Zeit standen.

Wenn wir in der Folge vom Tierkultus sprechen, so sei zum voraus festgelegt, daß nicht das Tier selber als Tier verehrt wurde, sondern die gute oder böse Gottheit, der Geist, welcher darin wohnt. Nach dem heidnischen Glauben fahren die Dämonen in gewisse Tiere, oder sie bilden sich eine Gestalt nach vorhandenen tierischen Wesen. Die Tierversehrung der heidnischen Religionen ist himmelweit verschieden von der christlichen Verehrung Gottes, welche Gott als den höchsten Herrn, als die ewige Güte, Wahrheit und Gerechtigkeit anbetet. Die Tierversehrung differenziert sich auch vom Heiligenkult, welcher gewisse verstorbene Menschen wegen ihrer außerordentlichen sittlichen und moralischen Hochwertigkeit und daheriger besonderer Verbindung mit Gott ehrt. Auch die Reliquienverehrung darf mit den Amuletten heidnischen Zaubers nicht verwechselt werden. Die Reliquien erhalten nur deswegen einen so auffälligen religiösen Kult, weil sie dem körperlichen Gebilde desjenigen entstammen, der infolge auffallender Verwirklichung des christlichen Lebensideals in Gott tiefst verankert war.

Der Tierkultus muß vom Standpunkt des ‚tabu‘, ‚mana‘ oder ‚orenda‘ beurteilt werden⁵. Es handelt sich nicht um die Anerkennung irgendeines moralischen, sittlich hochstehenden Gutes, das aus Gott stammt, sondern um eine magische Zaubermacht, die willkürlich Schrecken

TIERKULTUS

über die Menschen ausschüttet, wenn nicht andere Mächte es verhindern. Wie die Götter und Dämonen die Gestalten von Tieren annehmen, so ist dies nach dem Zauberglauben auch der Fall mit den Hexen. Die Naturgeister, welche das Unwetter verursachen, sind dämonische Wesen in Tiergestalten. Den Tiergestalten, in welchen Götter oder Dämonen hausen, wurden Opfer gebracht. Der heidnischen Zeit waren sie ‚heilig‘, ‚tabu‘; im Christentum sind alle Teufelsgetier, dem keine Verehrung erwiesen werden darf. Für die alten Böhmen zum Beispiel beweist die Existenz eines solchen verbotenen Tierkultus das Homiliar des Prager Bischofs aus dem elften Jahrhundert, in dem es heißt: «Nequaquam bestiam pro deo colere debemus» [Wir sollen das Tier nicht als Gott verehren]. Unsere Lex Remedii und der Skarapsus von Pirmin haben ähnlich lautende Zurechtweisungen und Strafen für den Tierkultus. Die Tiere, welche im Banne irgendeiner Seele, eines Geistes, einer Hexe, eines Gottes oder eines Dämons sind, vollbringen unter Benützung ihrer besonderen Eigenart Dinge, die zauberhafter Natur sind. Sie reden, sie warnen, sie erschrecken, sie weissagen, fliegen dahin, verschwinden und erscheinen, huschen, poltern daher, stürmen wie Blitz und Wetter, fressen die Saaten und geben Fruchtbarkeit. Der Fortgang unserer Arbeit wird dafür zahllose Illustrationen vermitteln. Cicero, der ein Buch ‚De natura Deorum‘, schrieb, in welchem die damaligen Auffassungen geradezu lexikalisch zusammengetragen sind, hat aus den griechischen und lateinischen Philosophen als eine Selbstverständlichkeit berichtet, daß die Ägypter das Krokodil, den Stier Apis, den Ibis und die Katze als Gott verehrten⁶. Er hatte sogar den Eindruck gewonnen, daß die Menschen all dasjenige als Gott verehren, was ihnen irgendwie nützlich sei.

Durchwandern wir anhand der rätoromanischen Märchen und Sagen die Tierwelt, so können wir zuerst bei den *Vögeln* stehenbleiben. Jünglinge werden in Raben verwandelt. Ein solcher schwarzer Geselle berichtet einer Jungfrau, die durch den Wald geht: «Ich war ein junger Ritter und wurde von einer Hexe in einen Raben verwandelt. Du kannst mich entzaubern, wenn du in der Schloßkapelle meines Vaters ein Gefäß voll Tränen weinst und dann, ohne auch nur eine zu verschütten – geschehe, was geschehen mag –, mir übers schwarze Gefieder ausgießest.» Mehrmals mißlang ihr Beginnen, weil einige Tränen über den Rand des Gefäßes hinabrollten. Zum drittenmal gelang es. Ein wunderbar schöner Ritter erschien vor ihr, umarmte sie, und sie feierten fröhliche Hochzeit. Der Erzähler bezeugt die Wahrheit seines Berichtes. Er habe beim Hochzeitsmahl die Suppe hereingetragen; weil er aber diese fallen ließ, sei er mit einem Fußtritt hieher befördert worden⁷. Eine andere Braut erlöst ihren Bräutigam aus der Rabengestalt, indem sie nach drei Jahren aus sieben solchen Vögeln, die sich auf einen Baum bei ihrem Hause gesetzt hatten, den ‚ihrigen‘ trifft. Der Hexenmeister, der mit den Raben erschienen war, sah sich betrogen, warf den gewählten ihr in die Schürze, daß sie zerriß. So hatte die Braut ihren Liebsten erlöst⁸.

Ein anderer Vogel, der goldene Eier legt, verkündet demjenigen, der sein Gehirn esse, die Königskrone, und demjenigen, der sein Herz verzehre, täglich hundert Dukaten unter dem Ruhekissen. Dem jüngsten Sohne eines armen Müllers und dem Vater wurde beides zuteil⁹. Der Vogel charakterisiert sich hier als *Orakeltier*. Diese magische Eigenschaft gilt als so selbstverständlich, daß ein graues Vögelchen eines weiteren Märchens geradezu als der ‚Vogel, der die Wahrheit spricht‘, be-

zeichnet wird. Eine Schwester war auf der Suche nach ihren zwei Brüdern, die in Steine verwandelt worden waren. Sie traf in einem Rosengarten den ‚Vogel, der die Wahrheit spricht‘. Er sagte ihr: «Nimm die Rute beim hellen Quell mitten im Garten und schlage damit jeden Stein, dem du auf dem Wege begegnest.» Sie schlug die Steine, und aus jedem sprang ein Ritter hervor. Darunter fanden sich auch die Brüder¹⁰.

Wieder finden wir ein Märchen, das von einem Zaubergarten erzählt, in welchem der junge Freier eine wunderbare Jungfrau entdeckt, hell wie die Sonne. Mit ihren Armen, weiß wie Schnee, umarmte sie ihn und bat, sie zu erlösen. Er dürfe aber durch die im grünen Gezweige singenden Vögel sich nicht hinhalten lassen, sonst seien beide verloren. Er rettete sie, weil er die Ohren mit Laub verstopft hatte.

Eine unheimliche Rolle spielen die *Elstern*, welche eine Lieblingsverwandlung der Hexen darstellen. Ein Gerichtsschreiber des Disentiser Gerichtes mußte bei der Heimreise nach Brigels in einem Stalle zu Dardin übernachten. Der Stall füllte sich mit krächzenden Elstern, die ihm das Gerichtsprotokoll zu entreißen suchten. Er mußte es immer unter dem Arme halten; denn darin waren die Namen der Hexen verzeichnet¹¹. Eben diese Tiere können den Tod eines Menschen ankünden, wenn sie nachmittags in der Nähe eines Hauses krächzen¹². Eine unschuldige Taube fliegt nach Rom und bezeichnet denjenigen als Papst, dem sie auf die Schulter sich niedersetzt¹³. In einem anderen Märchen wird der Freier auf der Suche nach der Prinzessin in einen Adler *verwandelt*, von einem anderen, dem ältesten Adler, wird er auf eine stockfinstere Insel geleitet, wo eine uralte Frau zehntausend weiße Mäuse hütet. Zwei dieser weißen Dingerchen erhalten den Auftrag, den wieder

TIERKULTUS

Mensch Gewordenen zur Gesuchten ins Inselschloß zu führen, wo diese unter Gefangenschaft eines Drachen steht. Der Freier tötete den Drachen, verbrannte das Ungeheuer, warf die Asche ins Meer, und alle wilden Tiere der Insel, Leoparden, Bären und Adler, verwandelten sich in junge Ritter, während die weißen Mäuse zu Jungfrauen wurden, die zur Hochzeit der beiden Glücklichen erschienen¹⁴.

Ein anderes Märchen berichtet von einem Freier auf der Suche nach der verlorenen Braut. Auf der Reise entdeckt er am Meeresstrande drei badende Schwäne. Ihre Federkleider, zart wie Spinnwebgewebe, hatten sie abgelegt. Er bemächtigte sich des einen und konnte so der verwünschten Braut, deren Kleid er habhaft geworden war, sich nähern. Diese forderte, daß er ihr das Haupt mit dem Schwert abschlage. Das Haupt fiel ins Meer. Nun entstieg die Braut mit dem Brautring an der Hand dem Wellengrab als Jungfrau, die mit ihm feierliche Hochzeit feierte¹⁵. Abermals berichtet ein Märchen, wie ein junger Mann in Vogelgestalt verzaubert wurde. Ein Vogel fliegt herbei und gibt ihm einen glänzenden Ring, dessen Glanz ihn führen sollte, wie der Vogel ihm zulispelte. Er ließ sich führen und erlöste die verzauberte Braut¹⁶. Aus einem Märchen des Oberhalbsteins erfahren wir, wie ein junger Freier, der den Magen eines toten Pferdes einem Raben zuteilte, von diesem eine Feder erhielt, womit er sich selber verwandeln konnte in eine Krähe, sooft ihm Gefahr drohte¹⁷.

Diese Zaubermärchen freier Menschen dürften ehemals wohl der Inhalt der Pubertätsriten der Jungmannschaften gewesen sein. Wenn Dr. Caduff von Initiationsriten in seinen ‚Knabenschaften‘ berichtet, die tagelang dauerten, so dürfte hier die Geheimlehre dazu gesucht werden¹⁸.

TIERKULTUS

Nicht bloß im Märchen, auch in der Sage erweist sich der Vogel als *Träger guter Gottheiten*. Am Tage des Disentiser Bergsturzes vom Jahre 1683¹⁹, wo das Dörflein Brulf durch einen plötzlichen Bergsturz begraben wurde, erschien ein Vöglein auf dem Fenstergesimse einer Familie und rief pickend und klopfend in die Stube hinein: «Flieht, flieht!» Sie folgte der Warnung. Als die Rufe kurz darauf niederging, waren sie die einzige Familie, die sich gerettet hatte²⁰. Der romanische Medizinglaube ordnet für blutunterlaufene Wunden an, daß man diese mit Blut einer weißen Henne bestreichen soll und es darauf eintrocknen lasse, dann verschwinde das Mal²¹. Der Glaube an die zauberhafte Hilfsbereitschaft der Vögel kommt darin zum Ausdruck, daß es Glück bedeute, wenn Rotkehlchen und Schwalben unter dem Hausdach nisten. Wer sie mißhandle, habe aber Unglück zu gewärtigen; man könne dadurch sogar das beste Stück Vieh verlieren²². Als gute Geister und als ‚weisen de Gottestiere‘ erzeugten sich die Vögel, als sie die Steine der St.-Benedikts-Kapelle ob Somvix während der Nacht vom ursprünglich vorgesehenen Bauplatz wegtrugen zur Stelle, wo das Heiligtum seit 1268 steht²³. Solche Sagen berühren sich wohl auch mit der Tatsache der Verwendung von Eiern und Hühnern als *Bauopfer*. Von den vielen Gerüstlöchern der Churer Kathedrale, die ich bei der Restauration von 1926 eigenhändig untersuchte, waren alle mit Hühnereiern, Hühnergerippen und anderen Kleinviehskeletten [Lamm, Zicklein usw.] besetzt. Daß Hühnereier als *Opfer* benützt wurden, hat Rudolf Kriß in seiner religiösen Volkskunde Altbayerns an zahlreichen Beispielen nachgewiesen. Auch die Einmauerung eines Huhnes als Bauopfer ist nachgewiesen²⁴. Da Hahn und Henne in engster Beziehung zum Fruchtbarkeitskultus stehen, ist es schwer zu entschei-

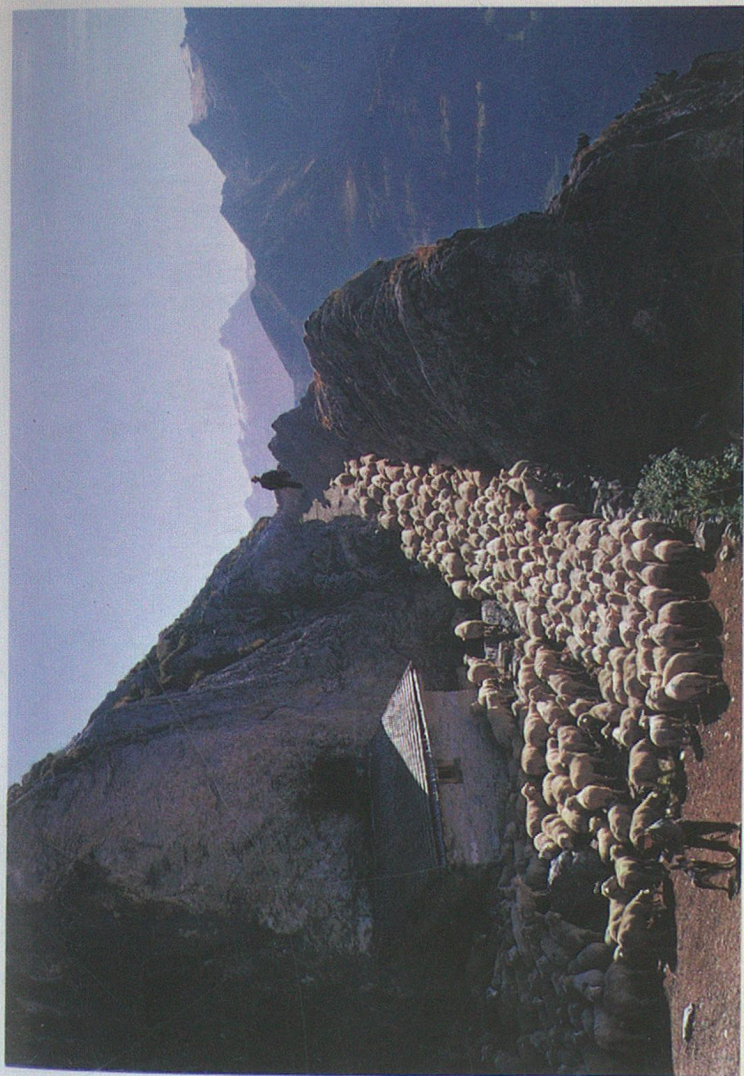
den, welches das ursprüngliche war. Vielleicht hat der Hahn auf den Kirchturmspitzen als Abbild dieses heiligen Tieres auch eine kultische Bedeutung gehabt. Existierende abergläubische Vorschriften für die Bruteier lassen erkennen, daß hier ein Kultus vorliegt. Solche lauten: Will man aus den Bruteiern nur Hühnchen haben, dann muß man einen Dreispitzhut aufs Nest legen²⁵. Man soll die Eier der Bruthenne unterlegen mit über die Schuhe heruntergerollten Strümpfen, dann bekommen die Hühnchen starke Beine – und während der Ziegenhirt sein Horn bläst... dann kommen alle heraus²⁶.

Gewisse Vogelarten gelten als *Vollzieher göttlicher Strafen*. Öfters drohen die Hexen, daß sie denjenigen, der ihre Zaubergeheimnisse verrät, so zerkleinern werden, daß die Hühner ihn aufpicken können²⁷. Eine Rabenmutter, welche ihre Kinder getötet hatte, indem sie absichtlich den schweren Deckel des Apfeltrogas auf deren Kopf fallen ließ, während sie mit Gier das Obst betrachteten, ging hernach daran, die beiden Leichen zu verscharren. Da schwirrten rasende Vögel herbei und hackten ihr mit dem Schnabel auf die Finger, daß sie nicht graben konnte. Wütend schlug die Frau mit ihrer Hacke nach den Vögeln, doch kamen diese ihr zuvor und hackten ihr die Augen aus²⁸. Diese Idee der Vögel als Rächer mag durch die Heilige Schrift besonderen Nachdruck bekommen haben, da sie sagt: «Wo ein Aas ist, da versammeln sich die Adler»²⁹, und durch das alttestamentliche Sprichwort: «Ein Auge, das seinen Vater verachtet, sollen die Raben aushacken und die Adler fressen.»³⁰ Aber diese drastische Sprechweise entsprach auch dem heidnischen Volksglauben. Wie volkstümlich die Verwendung des Adlers als Rächer Gottes ist, beweist besonders die Kunst des Mittelalters. Die Klunia-zenser Kirchen Burgunds, welche durch ihre Skulptu-

ren weltberühmt sind, enthalten überall Adler als Rächer in den dargestellten Szenen. Am Portal des Großmünsters in Zürich entdeckte ich das gleiche, und am großartigsten stellen sich dafür als Beispiele die Steinskulpturen der Kathedrale von Chur ein. Die Kapitellskulpturen der Nordseite enthalten Darstellungen über das Los der Sünder. Nahezu jede Szene zeigt einen oder mehrere Adler, als drastische Betonung des Gerichtes, welches über den unbußfertigen Sünder kommt. Die Südseite zeigt in den Kapitellskulpturen das Los der Guten, die über das Böse heldenhaften Sieg davontragen. Dort findet sich keine einzige Adlerfigur. Erst an der Westwand beim äußersten Wandpilaster erscheinen zwei Adler. Hier haben sie einen Sinn als Endurteil des Weltgerichtes. Zwei blitzartige Sterne gehen von oben herunter, also nach Matthäus: «Wie der Blitz von Osten nach Westen niedergeht, so wird die Ankunft des Menschensohnes sein»³¹, und «Wo ein Aas ist, da versammeln sich die Adler»³²; zwei sind da als Vertreter von vielen. Daneben steht rechts der thronende Christus, der einen Menschen an sich heranzieht, also gleichsam sagt: «Kommt, ihr Gesegneten meines Vaters!»³³

Es ist hier der Ort, zu bemerken, daß die Vögel zur Zeit, da Cicero sein Buch ‚De natura Deorum‘ schrieb, also etwa sechzig Jahre vor Christi Geburt, nach seinen Ausführungen die *Vogelwahrsagerei* eine solche Bedeutung beanspruchte, daß keine Schlachten begonnen wurden ohne Vogelschau. Konsul Titus Gracchus ließ sogar eine von ihm geleitete Wahlversammlung später als ungültig

Schafe auf der Alp Mora (Trin)





annullieren, weil sein Gewissen ihm die Überzeugung aufzwang, daß er ohne richtige Beachtung der Vogelschau die Wahl vornehmen ließ³⁴. Cicero geht nun so weit, daß er daraus einen Beweis für die Existenz der Götter entnahm.

Wie tief und dauernd solche Auffassungen im Volke sitzen können, erfuhr ich, als ich einmal mit einer alten Frau an einem Wegkreuzlein vorbeiging, wo ein Bur-sche seine Braut in gesegneten Umständen ins Wasser gestoßen hatte. Sie sagte: «Als der Sarg mit der Leiche in die Kirche zum Totenamt hereingetragen worden war, flog ein Vogel direkt auf den Sarg. Die ganze Kirche erschrak darob! Man schaute sich gegenseitig an, es schien, als wollte jeder fragen: Ist es die Seele der Mutter, des ungeborenen Kindes oder ein Rachevogel?» [Die Meinradsrabben, welche die Mörder des heiligen Mönches verfolgen, gehören hieher.]

Im früher zitierten Märchen trat eine Hexe mit zehntausend weißen *Mäusen* auf, die bei der Entzauberung Edelfräulein wurden. Nach den Ergebnissen, die das ‚Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens‘ zusammengetragen hat, ist die Maus ein *Seelentier*, *Orakeltier*, oft die *Verkörperung der Seele* eines Hingemordeten und nicht selten *dämonischer* Natur. Eine Lieblingsbeschäftigung der Hexen bestand darin, daß sie Mäuse machen konnten. Eine Sage berichtet, daß zu Sagens in einer Familie zwei Schneiderinnen auf Stör arbeiteten. Sie nähten an glänzend farbigen Kleidern. Als das Häus-töchterchen zuschaute, platzte es freudig heraus: «Das wären schöne Fetzen, um Mäuse zu machen!» Es ant-

Hausfassade in Sumvitg

wortete eine Schneiderin: «So mach eine!» Sofort machte es eine aus Tuchresten. Die Schneiderin sagte dann: «Mach sie laufen!» «Das kann ich noch nicht; aber ich will gehen und die Mutter fragen.» Als das Mädchen aus der anderen Stube bald zurückkehrte, sagte es: «Jetzt kann ich sie sicherlich gehen machen.» Sie rollte sich ein Stoffröhrchen, blies damit die Tuchmaus, diese begann zu laufen, daß niemand sie mehr sah³⁵. Bei den Hexenprozessen wurden die Angeklagten immer gefragt, ob sie auch Mäuse machen könnten. Daß diese Tiere auch bei uns als *orakelnde* Wettertiere galten, erkennt man aus der landwirtschaftlichen Regel: «Wenn die Mäuse ihre Nester zuoberst in den Kornhisten errichten, dann gibt es einen harten Winter; ist es zuunterst, so bedeutet es einen kalten Frühling.»³⁶ Opfermäuse brachten schon die Juden³⁷; denn bei einer Mäuseplage verordnete der jüdische Priester, daß fünf goldene Mäuse geopfert würden.

Die nächstliegende Entzauberung der Mäuse dürfte wohl die *Katze* sein; aber auch dieses Tier ist davor nicht bewahrt. Nach den Ergebnissen des ‚Handwörterbuches des deutschen Aberglaubens‘ ist sie etwas *Unheimliches, Dämonisches*, das man stets mit einer gewissen Scheu behandelt. In höherem Maße als andere Haustiere deutet die Katze *Zukünftiges* an. Überall ist der Glaube verbreitet, daß Besuch kommt, wenn die Katze sich putzt und dabei mit der Pfote hinter das Ohr streicht. Das Putzen des rechten Ohres deutet auf einen vornehmen, während das Lecken der linken Pfote unangenehmen Besuch in Aussicht stellt. Auch wenn sie einen Buckel macht, kommen Gäste. Putzt sie sich das Gesicht, kommt weiblicher Besuch; putzt sie sich den Rücken, so ist männlicher Besuch zu erwarten.

Die Hexen *verwandeln* sich gerne in *schwarze Katzen*, wie

wir aus einer Sage von Ruis erfahren³⁸. Eines Abends erschien im Bergstalle des Landrichters von Ruis, als der Knecht sein Unschlittlicht angezündet hatte, ein Katze und suchte ihm das Licht auszublasen, ja sie streckte sogar die Pfote darnach aus, um es zu löschen. Da schlug der Knecht mit dem Messer darnach, daß die Pfote abgeschnitten wurde und unter die Bank flog. Als er anderntags mit der Milch heimkam, sagte man ihm, daß die Frau Landrichter krank im Bette liege, weil sie gestern beim Fleischabschneiden einen Finger weggeschnitten habe. – Eine Hexe zu Madernal-Disentis³⁹ hatte sieben Katzen, welche zwei Schuster auf der Stör bei ihr in einem fort so störten, daß einer wütend einen Leisten in den Katzenhaufen warf. Als aber die Schustergesellen bei der Heimkehr über die Brücke wollten, erschienen die Katzen, und sie hatten genug zu tun, um sich dieser Viecher zu erwehren und gesund heimzukommen. – Ein Hexenmeister verwandelte den König und alle männlichen Insassen des Schlosses in graue Katzen, während die Königstochter in eine weiße Katze verzaubert wurde. Mit der Wurzel, die unter drei Kreuzen auf einer Bergspitze wuchs, vermochte ein anderer Ritter alle zu entzaubern; aber dabei blitzte, donnerte und hagelte es wie am Jüngsten Tage. Zum Lohne erhielt der mutige Erretter die Tochter zur Braut, und sie hatten dann ununterbrochen fröhliche Feste und leckere Mähler⁴⁰. Eine Menge ähnlicher Märchen wiederholen sich in verschiedensten Variationen; aber alle bezeugen diese unheimlichen *Verwandlungen* und die *Entzauberung bei schauerlichstem Unwetter*. Die Katze ist ein *Wettertier*, das dadurch Regen prophezeit, daß sie sich wäscht oder den Hintern leckt oder Gras frißt. Die Naturgewalten waren für ehemalige Zeiten Tierungeheuer. Zu diesen Unholden wurden die Katzen gerechnet. Wer in den

TIERKULTUS

Bergen vor einem Ungewitter das Heraufziehen, Pfeifen, Zischen, Fauchen, Klirren der Winde erlebt hat, wird die Verwandtschaft mit der Katzenmusik einer Februarnacht nicht ableugnen können. Die deutsche Mythologie redet von Bullkatern, Wetterkatzen, Murrkatern, Schwarzkatzen und weiß vom Katzengespann der Wettergöttin Freyja zu berichten, und das Volk sagt, daß es ‚Katzen hagle‘, und aus dem Kindermunde der Romanen tönt folgendes Lied:

Ei vegn ca plova,
La giata semova,
Il tschiel semida,
La glina sestrida,
Ils tgauns van a nozzas
Ed ils paupers en tgaubrocals.

La glina setila,
Cheu enasi plova,
Ils giats maridan,
Ils tgauns van a nozzas,
Ils tgapers fan tgaubrocals⁴¹.

Regen wird's geben,
Die Katz will sich regen,
Der Himmel sich decken,
Der Mond sich verstecken,
Die Hund' zur Hochzeit gehn,
Arme Leut' Purzelbäum' drehn.

Der Mond will verschwinden,
Drin am Berg regnet's,
Die Katzen sich finden,
Die Hund' zur Hochzeit gehen,
Purzelbäum' schlagen die Krähen.

TIERKULTUS

Ein äußerst interessantes *Seelentier* ist der *Frosch* oder die *Kröte*, von welcher der Oberhalbsteiner sagt, daß sie beim Aveläuten sich erhebe und die Hände falte⁴². In ihnen verkörpern sich die Seelen, insbesondere die sogenannten Armen Seelen, und darunter solche, die Wallfahrten versprochen hatten, sie aber im Leben nicht ausführten. Wenn man auf dem Wege von Trun nach der Wallfahrtskirche Nossadunna della Glisch Kröten trifft, so soll man sie nicht töten; denn das seien Seelen, welche ihr Wallfahrtsgelübde noch einzulösen haben⁴³. Ein Märchen⁴⁴ berichtet aus der Zeit, da die Kinder das wurden, was ihre Eltern ihnen anwünschten, daß eine Mutter ihr unordentliches Mädchen angefaucht habe: «Ich wollte, du wärest ein Frosch!» Alsobald war sie es geworden. Der Zauber konnte nur durch die Messe eines Kapuziners gelöst werden. Ein Frosch trägt sogar eine Hostie herbei, um die Königstochter zu heilen⁴⁵. In einem anderen Falle muß man einen Garnstrang in den kleinen See werfen [wohl ein Opfer] und erhält ihn als schönsten Knäuel aus Goldfaden zurück. Der gleiche Frosch verlangt für einen Dienst, daß einer ihn *küsse*. Der tat es, und die schönste *entzauberte* Königsbraut ward ihm hernach zuteil⁴⁶. Die Entzauberung durch das Küssen kommt in den Märchen sehr oft vor und dürfte ihre Erklärung in der heidnischen Vorstellung finden, daß Götter oder Heroen mit irdischen Frauen geschlechtlichen Verkehr pflegen könnten⁴⁷.

Ein Königssohn soll dem kranken Vater Genesung bringen durch Herbeischaffen eines Singvogels, welcher im Mohrenland sicher und wohlbehütet war. Auf der Reise ins fremde Land bezahlte er für einen Verstorbenen die Schulden, damit dieser eines würdigen Begräbnisses teilhaftig würde. Die Seele dieses Toten sprang hernach

als Frosch hinter ihm aufs Pferd und versprach ihm zu helfen, bis er den gesuchten Vogel fände⁴⁸. Nach langen Schwierigkeiten erreichte er dieses Ziel durch die Hilfe dieses Seelenfrosches. Es endete auch hier mit einer frohen Hochzeit! Eine ganz merkwürdige Erzählung berichtet von einer schönen Frau, die schön bleiben wollte. Sie ging um Rat zu einer alten Frau, «tier ina de pi-giels». Die Hexe nahm drei Bohnen, eine nach der anderen, warf sie in eine altmodische Mühle und mahlte. Bei jeder Drehung hörte man einen unheimlichen Schrei. Die abgegangene Pulverprise steckte sie in einen Düngerhaufen unter ein Brett. Sie befahl, das Brettchen ja nicht vor Ablauf von dreißig Jahren abzuheben. Die Frau blieb schön wie Wein und Milch; aber glücklich war sie nicht. Als die dreißig Jahre herum waren, ging sie mit dem ersten Tagesgrauen, um zu sehen, was unter dem Brettchen wäre. Da sah sie drei Kröten, von denen die eine eine Pfaffenkappe, die andere eine Nonnenhaube und die dritte eine Bischofsinful trug. Nun erkannte sie, daß die drei Kinder, welche von ihr geboren worden wären, wenn die Hexe sie nicht getötet hätte, eines ein Pfarrer, das andere eine Nonne und das dritte ein Bischof geworden wäre. Aus Verdruß und Herzeleid starb sie kurz nachher. Ob das nicht wiederum ein Lehrstück der Pubertätsriten war?

Die bevorzugte Stellung des Frosches im Aberglauben läßt es begreiflich erscheinen, daß ein Spruch denen den Tod zusichert, *die solche Tiere mißhandeln*⁴⁹. Aber das Gute hat auch hier eine dunkle Kehrseite; denn der *Teufel* und seine Sippe können sich auch der *Kröte* bedienen. Man entdeckt sie beim Braten der Froschschenkel: Wenn darunter eine Kröte ist, dann kann man den Pfannendeckel nicht stillehalten⁵⁰. Eines Tages entdeckte ein Dienstmädchen unter Nesseln im Garten ein

TIERKULTUS

abscheuliches Monstrum von einer Kröte mit ekelhaft aufgedunsenem Leib. Sie stürzte die Worte heraus: «Dich möchte ich doch beim Wochenbett abwarten!» Eines Abends erschien ein nobler Herr mit Ziegenbocksfüßen und zwang sie, mit ihm fortzufahren in rasendem Galopp. Sie kam in die Hölle, wo sie die Großmutter des Teufels bei einer Geburt abwarten mußte. Das Wochenbett dauerte sieben Jahre.

Wir haben gesehen, wie Märchen hinüberspielen ins Gebiet der Geheimnisse des *werdenden Lebens*, der Geburten, also auch der diesbezüglichen Organe und Leiden bei der Mutter. Kriß hat in einer Spezialmonographie ‚Das Gebärmuttermotiv‘ und in einem Aufsatz über ‚Die Opferkröte‘ nachgewiesen, daß die Kröte mit der Gebärmutter identifiziert wurde und daß bei Leiden dieser Organe Bilder von Kröten als Opfer in den Kirchen dargebracht wurden⁵¹. Dieses geht über den Rahmen unserer Arbeit hinaus und müßte im Fruchtbarkeitskultus behandelt werden.

Wie volkstümlich unsere Erklärungen im Mittelalter waren, beweist der Umstand, daß an den Portalskulpturen von Notre-Dame in Paris in der Hölle *am Teufelskessel ein Frosch* sich findet. Ähnliches habe ich in St-Denis, in Bourges und so weiter gesehen. Auf den weltberühmten Teppichen der Apokalypse, welche 1377 bis 1380 gewoben wurden und die in der Kathedrale von Angers ausgestellt waren, sah ich vor Jahren, wie aus den Rachen der höllischen Ungeheuer Frösche herausgeschossen. Es war die Illustration der Offenbarung: «Und ich sah aus dem Munde des Drachen und aus dem Munde des Tieres und aus dem Munde der falschen Propheten drei unreine Geister hervorgehen wie Frösche.»⁵² Nun wird es uns auch begreiflich, daß im Nordschiff der Churer Kathedrale an der Basis der letzten Säulengrup-

pe eine große Kröte – ich sage im Norden, wo das Böse ist –, also wohl die Vertreterin des bösen Geistes aller Verneinung, sich findet. Oder ist es eine Seele in der Verzweiflung, in Verdeutlichung des Wortes: «Berge, fallet über uns»? ⁵³

Ein Tier, das bei den Verzauberungen eine auffallend große Rolle spielt, ist der *Fuchs*. Schnelligkeit, Farbe, Schlaueit und der hochfliegende Schwanz mögen ihn zu dieser Rolle besonders befähigt haben. Lassen wir darüber die Sagen berichten. Ein Jäger stand auf dem Greinapafß plötzlich einem Fuchs gegenüber, der an einen Pfahl angebunden war. Er schoß, aber traf nur den Strick, und das Tier war verschwunden. Im folgenden Herbst ging er mit einer Herde Marktvieh über die Greina nach Lugano. Man trieb die Herde von Markt zu Markt das Tessin hinab, bis alles verkauft war. So langte er eines Abends in Lugano an, wo er Weide und Unterkunft für die noch unverkaufte Habe suchen mußte. Er hörte plötzlich eine Dame seinen Namen rufen. Diese Dame bewirtete ihn, ließ in den eigenen Baumgarten das Vieh hineintreiben und kaufte ihm schließlich alles ab. Zum Abschied sagte sie ihm: «Ich war der auf dem Greinapafß angebundene Fuchs, den der Teufel dort festgeseilt hatte, weil ich aus der Hexengesellschaft austreten wollte.» ⁵⁴ – Immer wieder zeichnen sich verzauberte Füchse durch *dankbare Hilfe* aus. Am eigenen Schwanzte läßt eine verzauberte Patin ihre in eine Zisterne geworfene Patentochter sich heraushelfen ⁵⁵. Eine Ehefrau hatte sich in einen Finger geschnitten. Sie ging in den Garten und ließ das Blut auf den Schnee fallen. Dabei sagte sie: «Ich möchte ein Töchterchen haben, rot wie Blut, weiß wie Schnee und schwarzhaarig wie Kohle.» Ihr Wunsch ward erfüllt. Als dieses Mädchen später erschossen werden sollte,

TIERKULTUS

stellte sich ein Fuchs ein als Ersatz, und es ward gerettet⁵⁶. Schlimmer geartet sind aber die Hexen, welche in solcher Erscheinung auftraten. Das mußten zwei Jünglinge einer Domleschger Gemeinde erfahren, die abends zu einer Mutter mit zwei Töchtern zum Hengert gehen wollten. Auf dem Wege begegneten sie einem Fuchs, der, statt davonzuspringen, sich ihnen immer in den Weg drängte und zwischen ihren Beinen durchhuschen wollte. Er verschwand erst, als sie ihm mit dem Stock einen wuchtigen Schlag versetzten. In gleicher Nacht sahen sie auf dem Hexenplatz eine Tänzerin mit verbundenem Kopf. Ihnen war die Lust vergangen, mitzutanzten, und der Beherztere schrieb ins Mitgliederbuch anstatt des eigenen Namens die heiligen Namen Jesus, Maria und Joseph. Alsbald war aber alles verschwunden⁵⁷. Eine Lugnezerin führte vor Jahren Waren von Chur ins Lugnez. In Trins erbat sich eine Frau, daß sie einen Sack für sie nach Flims mitnehme. Sie weigerte sich dessen, weil sie ohnehin zuviel geladen hatte. Als der Wagen innerhalb Trins plötzlich steckenblieb, weil die Wagenräder sich nicht mehr umdrehten, schaute sie unter den Wagen und sah dort einen Fuchs, den sie gründlich mit dem Stock besonders am Kopfe bearbeitete. Anderntags sah man in Trins eine Frau mit verbundenem Kopf herumgehen! Eine besondere *Eigenheit* der *Tierumwandlungen* besteht darin, daß die Wunden, die man dem Seelentiere zufügt, nachher am menschlichen Körper erscheinen. Hexen in Fuchsgestalt vollbringen schauerliche Dinge; denn eines Tages sah ein Disentiser, wie eine Frau in rotgrünem Kleid mit Tragkorb auf dem Buckel, einen Fuchs reitend, eine Tanne hinaufkletterte⁵⁸. Aus dem Oberhalbstein verschwand die letzte Hexe, welche als Fuchs viel Schaden verursachte im Tale, indem der Jäger dem Pulver seines

TIERKULTUS

Schießgewehrs Wachs von der Osterkerze beimengte. Vorher war alles Schießen umsonst. An dieser Wunde starb sie.

Diese bedenklichen Rollen, welche die Füchse spielen müssen, lassen sogar die Farbe des Tieres anrühlich erscheinen; denn der Volksglaube sagt: Der Rothaarige ist mit den Füchsen verwandt⁵⁹.

Nach dem Volksbrauch des Sarganser Landes⁶⁰ erscheint der Schrättlig [das Alpdrücken] öfters als Fuchs, und das Erscheinen von jungen Füchsen in Träumen deutet auf nichts Gutes.

Gehen wir vom Fuchs zum stattlichsten Tier, zum *Pferd*, das nach dem allgemeinen Volksglauben magische Kräfte und unterweltliche Dämonie besitzen kann. Die Pferde seien anfänglich beflügelt gewesen; die Hornstellen an den Beinen weisen auf die früheren Flügel hin. Man denke an den Pegasus, dann an den Boreas in Gestalt eines Rosses, an den Gott Poseidon als Pferd, das aus den Meereswellen emporsteigt, an die Rosse der Morgenröte, an das Getrampel der heranrauschenden Gewitter und an die Kentauren, an jene Mischwesen aus Tier und Mensch, so wird man die zitternde Scheu vor diesen Wesen begreifen. Das „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“⁶¹ berichtet, daß die Stuten vom Wind befruchtet würden. Bekannt sind auch die Zierscheiben aus der Völkerwanderungszeit, die im alemannischen Gebiet besonders häufig aufgefunden werden. Da trägt der Reiter die eingelegte Lanze, und das Roß schreitet mit vorgestrecktem Kopfe weit aus. Man traute diesen Zierscheiben wegen des Reiterbildes abwehrende Kraft zu; sie dienten als Zaubermittel, als *Amulette*. Noch heute werden Pferde und Reiterbilder auf Münzen oder als Anhänger an Uhrketten und Miedern bevorzugt, neben anderen uralten Abwehrdingen. Im Bilde ist

etwas vom Wesen und der Kraft des Dargestellten, das auf den Reiter übergeht, und wessen Bild man besitzt, über den hat man Gewalt. Dämonen werden durch Vorhalten ihres Bildes oder eines Spiegels abgeschreckt bis zu ihrer Vernichtung; darum behängen sich Geisterbeschwörer und Schatzgräber mit Spiegeln. [Am Schrift-epitaph des Planta in der St.-Paulus-Kirche in Rhäzüns findet sich ein solcher Spiegel⁶².]

Lassen wir nun die rätoromanische Volkskunde darüber sprechen. Da tritt das Pferd vorerst als *Todestier* auf im Märchen der drei Pferdesattel und des Pferdehalfters. Ein Sohn, der so dumm ist, daß er den Mut hat, an drei Nächten am Grabe des Vaters zu wachen, erlebt, daß der Vater daherreitet, zuerst mit einem Pferde in Silbergeschirr und Sattel, dann in Gold und zuletzt in Messing. Ein Pfiff, ein Krach, und ein Hund schießt vorüber wie ein Blitz, und der Vater auf dem Rappen schenkt ihm jedesmal die geheimnisvolle Ausrüstung, die ihm Reichtum und eine königliche Braut verschafft. In einem anderen Märchen erscheint der tote Bräutigam hoch zu Pferd bei der trauernden Braut, ladet sie ein, mit ihm fortzureiten. Er jagt in den Friedhof, springt ins offene Grab und sucht Pferd und Tochter mit hinabzuzerren. Durch gute Lockworte kann sie das Pferd wie mit einem Ruck im Lauf hemmen; da erklang die entzaubernde Morgenglocke. Der Bräutigam verschwand, und dessen Eltern konnten am anderen Tage mit Schauern noch das offene Grab sehen⁶³. Zu Nivagl-Obervaz begegnet ein junger Bursche auf der Heimfahrt vom Hengert einem Reiter auf weißem Roß, ganz in Feuer und Flammen daherrasend, der ihn anschrie, das dumme Nachtfahren aufzugeben, das diesen Strafritt ihm eingetragen habe. Kaum hatte der Bursche rennend das Dorf erreicht, als er das Verscheidnisläuten hörte. Er

vernahm, daß gerade der soeben verschieden sei, den er gut kannte und dem er als Reiter begegnet war. Zu Sartons-Obervaz kam eines Abends ein Reiter auf galoppierendem Schimmel hinter den heimkehrenden Arbeitsleuten nach und verschwand plötzlich, nachdem er von Grenzstein zu Grenzstein gerannt war, in der Erde, wie von ihr verschluckt. Man glaubte, es sei Hans Beeli gewesen, ein bekannter Edelmann⁶⁴. Das Pferd ist nach diesen Märchen und Sagen der *Totenführer ins Jenseits*. Diese Vorstellung war ehemals so selbstverständlich, daß in der Kathedrale zu Chur am Säulenbündel bei der Zisterne Eva – seit dem Sündenfall Todeskandidatin – dargestellt ist mit dem Apfel in der Hand. Hinter ihr her kommt ein Kentaur, ein Wesen halb Reiter, halb Pferd. Die Pferdegestalt muß auch den *Zauberverwandlungen* der Hexen dienen. Ein Hexenmeister verwandelt sich in ein Roß, das Roß in eine Taube, die Taube in einen Sperber, der Sperber in einen Ring, der Ring in ein Hirsenkorn, das Hirsenkorn wird ein Flachs-sämchen, fällt durch eine Fuge des Bretterbodens in den Keller und wird dort zu einem Fuchs, und dieser wurde ein stattlicher Mann⁶⁵. Eine Hexe verwandelt einen jungen Mann in ein Roß, indem sie ihm eine Pferdehalfter über den Kopf wirft⁶⁶. Schlimmer erging es der Surreiner Hexe, die sich in Roßgestalt verwandelt hatte. Ein Fuhrmann fuhr mit seinem Zweispänner der großen Brücke zu, als die Rosse plötzlich stillestanden. Weder Peitsche noch Faustschläge brachten sie einen Schritt weiter. Der Fuhrmann ahnte nichts Gutes, darum zog er das Messer und stach dem einen Roß in den linken Schenkel. Nun regten sich die Pferde und trabten weiter. Von der Wunde sah man nichts; aber anderntags erschien eine Frau beim Arzt, die eine tiefe Schnittwunde am Hals hatte. Man erkannte sie als Hexe und lieferte

sie nach Chur ins Gericht; doch entwand sie sich durch ihre Hexenkunst allen richterlichen Kniffen⁶⁷. Die *Pferde* gelten auch als unheimliche *Wettertiere*. Diese werden bei Nacht so herumgejagt, daß sie tropfen vom rinnen- den Schweiß, während die Mähnen verworren und verknüpft werden⁶⁸. Der *Pferdeschweiß* eines Schimmels hat die *Kraft*, kranke Prinzessinnen gesund zu machen⁶⁹. Ja das Pferd und alles, was mit ihm in Berührung kam, hat von ihm Zauberkraft bekommen. An der Kapelle St. Georg in Rhäzüns sind die *Fußbeisen* angenagelt, welche vom Pferde herrühren, das, von der jenseitigen Fels- wand dem Feinde entfliehend, auf diesen Hügel den ret- tenden Sprung nahm⁷⁰. Die Hufeisen als Glückbringer treffen wir noch heute ob den Haustüren, auf den Lot- terielosen, als Briefbeschwerer, an Uhrketten, Krawat- tennadeln und als Anhänger im Auto. Aus dem ‚Hand- wörterbuch des deutschen Aberglaubens‘ vernehmen wir, daß man ehemals *Pferdeköpfe* benützte, um *Un- glücksfälle zu verhindern*, daß man sie einmauerte, um Krankheiten vom Hause fernzuhalten, daß man aus einem angebrannten Roßschädel *weissagte* und daß Papst Gregor I. an die Franken verordnete: «Ut de ani- malium capitibus sacrificia sacrilega non exhibeant – daß Tierköpfen keine sakrilegischen Opfer dargebracht wer- den dürften.»⁷¹ Trotzdem blieb eine gewisse Scheu vor dem Pferde im Aberglauben bis auf den heutigen Tag haften. Man ißt kein Pferdefleisch, weil das Pferd als heidnisches *Opfertier* dem Christen verboten war⁷². Wie sehr das Roß in germanischen Ländern kultische Verehrung genoß, beweisen die Roßköpfe, die als *Zau- berabwehr* auf dem Dachfirst standen. Ich erinnere mich noch, daß man im Romanischen die Dachpfettenköpfe des Holzhauses ‚cavagl‘ nannte und daß mein Groß- vater, der Zimmermann war, mich aufmerksam machte

TIERKULTUS

auf die Einschnitte, welche die Pferdeform andeuteten. Daß die Überwindung dieses heidnischen Kultes in rätischen Landen ein tiefgreifendes Ringen war, deuten auch die Pferdegestalten der heiligen Mauritius, Georgius und Martinus, die auf unseren Talschaftsfahnen, auf Münzen, am St.-Martins-Turm in Chur und in vielen Kapellen seit uralter Zeit erscheinen. St. Georg als Drachentöter tritt im Schanfigg, in Inboden, in Bärschis auf. Ob es sich um eine kirchlich angeordnete Umdeutung des Pferdekultus durch die betreffenden Heiligen handelte, ist nicht leicht zu beweisen; aber ausgeschlossen dürfte es nicht sein. Zum mindesten bleibt es ein unheimlich dämonisches Tier. Als man einen Soldaten unschuldigerweise zum Galgen führte, erschien plötzlich ein Reiter in Grau, hoch zu Roß auf einem Schimmel, und forderte von den Eheleuten, welche den Soldaten falsch verklagt hatten, daß diese ihre Aussagen beschwören sollten. Sie taten es, dann aber faßte der Reiter die beiden Meineidigen und jagte sie in Feuer und Flamme hinab in den Höllenschlund⁷³.

Nach einem Märchen der Rätoromanischen Chrestomathie⁷⁴ wird dem *Pferde als Opfer* eine *Fischlunge* geopfert, wofür es zwei Füllen zur Welt bringt.

Öfters schon begegneten uns in verschiedenen Variationen der Märchen und Sagen junge Ritter im Kampfe mit dem *Drachen*, der Jungfrauen in Gefangenschaft hält oder gar täglich ein solches Opfer zum Mahl sich fordert. Um im Reiche dieses unheimlichen Getieres sich zurechtzufinden, wird man die Schlangen, geflügelte Luftdrachen und Erd-, Sumpf- oder Unterweltsdrachen – der auch Lindwurm genannt wird – unterscheiden müssen. Die *Schlangen* treten als *Schutzgeist* der Familie auf: «Jedes Haus hat eine Schlange, welche man nicht beleidigen darf, sollen die Hausbewohner glück-

lich bleiben.»⁷⁵ Darum erschien in einer Vriner Sage eine Schlange während der Abwesenheit der Eltern, blieb bei den Kindern und aß mit ihnen. Da sie sich nur nach dem Brote reckte und die Milch verschmähete, klopften die Kinder mit dem Holzlöffel ihr auf den Kopf und sagten: «Nimm auch Milch, nicht bloß Brot.» Die Schlange ist auch Grabesdämon, darum findet sie sich auf Grabsteinen dargestellt [Grabmal Alfons Casati in der Kathedrale von Chur].

Als Schutzgeist hütet die Schlange zuweilen auch Schätze, darum hat eine Tavetscher Schlange zwei Schlüsselchen am Halse, die ihrer Retterin gehören sollten⁷⁶. Diese Schlangen sind zu eigenen Königreichen vereinigt unter einer Schlangenkönigin, die weiß ist und eine kostbare Krone trägt. Wie es in diesem Reiche zugeht, schildert uns eine Sage aus Münster, die A. Büchli uns übersetzt⁷⁷. Die Sagen vom Schlangenbanner von Maladers und von der Schlangenkönigin von Obervaz⁷⁸ berichten, wie diese Tiere sich verteidigen. In Maladers wurde der Beschwörer von einem ganzen zischenden Knäuel umringt, und die Ottern haben den Bedauernswerten ‚ufgeschleizt‘ wie dünnen Hanf, daß die Hautfetzen von ihm an allen ‚Gwetten‘ des Hauses hingen⁷⁹. Die Schlangenkönigin von Obervaz durchbohrte im Sprunge die Brust des Beschwörers, der die Schlangen mit der Zauberflöte ins tödliche Feuer lockte⁸⁰. Bei solch schauerlicher Erzählung versteht man auch die Not jener Jungfrauen, die nach rätischem Sagenschatz in *Schlangen verzaubert* wurden, die aber durch den Kuß des Erretters – des glücklichen Bräutigams – entzaubert werden konnten. Der *Kuß* als Entzauberungsmittel findet sich bei allen Völkern⁸¹. Das ‚Tabu‘ dieser Tiere kommt auch in den Plastiken des Mittelalters zur Darstellung, so in der Kathedrale zu Chur im Nordschiff.

TIERKULTUS

Jene verschlungen hängenden Schlangen sind Gewürm der Nacht. Diese begatten sich durch den Mund, darum sind die Köpfe zueinander gewendet [gotische Schloßgarnituren in der Domsakristei zu Chur]. Was erzeugen sie? Pest. Der Schlangensame wird durch die Luft getragen. Ringe aus zwei Schlangen mit Köpfen, die sich küssen, sind Amulette gegen Pest und Seuchen⁸². Es sei hier bemerkt, daß der Vriner Schlange, welche die Kinder hütete, Brot und Milch zum Opfer gegeben wurde, während diejenige von Barnagn das beste Stück aus der Viehhabe forderte⁸³.

Schlimmer noch als die Opfer, welche Schlangen fordern, sind die Opfer, welche die Drachen heischen; so holt sich der Drache der Alp Lavin, der aus dem Wasser heraussteigt, das von der Herde verlaufene Vieh. Wenn er längere Zeit nichts erhält, dann brüllt er so schrecklich, daß man ihn vier Stunden weit über die Berge hört⁸⁴. Die Drachen verschmähen auch Menschenopfer nicht, wie zahlreiche Märchen und Sagen beweisen. Seit jeher war es die Heldentat der Ritter, ihnen die bräutlichen Prinzessinnen und Edelfräulein abzujauchen. Einstmals gelang es einem Ritter mit Hilfe eines Fuchses, neunundneunzig Jungfrauen zusammen mit der Königstochter zu retten. Begreiflich, daß der Retter als Lohn die Königstochter zur Braut bekam und daß beide, wenn sie nicht gestorben sind, noch leben, wie der Märchenerzähler launig bemerkt. Es gab also ehemals Drachen in unserem Lande, obwohl die Weisen der Zoologie es heute nicht gelten lassen wollen. Wie tief diese Überzeugung im Volke verwurzelt war, beweist

Das Bergell von Soglio aus gesehen





de
Ex
G
ha
er
D
Jo
ge
sc
gl
ke
bi
re
ge
fa
S
li
to
d
A
jä
g
ü
d
s
c
k
c
7

TIERKULTUS

der Bericht von Ulrich Campell, der mehrere solche Exemplare anführt und sogar seinen mütterlichen Großvater als Augenzeugen eines solchen Tieres namhaft machte⁸⁵. H. Dübi⁸⁶ publizierte mehrere ganz ernste Augenzeugendepositionen für die Existenz von Drachen und Stollenwürmern, die von Konrad Gesner, Johannes Stumpf, Cysac, Scheuchzer und Sulzer angeführt werden. Bekannte Chronisten und Naturforscher erlagen dem Banne dieses schauervollen Volksglaubens. Die Gewalt der Unwetter, Rufen und Wolkenbrüche verkörperte sich im Volksglauben nicht bloß bildhaft, sondern wirklich in Drachenungeheuern, während die moderne Wissenschaft solche Naturerscheinungen mit Thermometer, Barometer und Seismograph erfaßt. Wie die *Drachen als Wettermacher* auftraten, zeigt die Sage vom Drachenhalfter von Russein, welche A. Büchli⁸⁷ nach dem köstlichen romanischen Original der Rätoromanischen Chrestomathie so prächtig übersetzt hat, daß ich ganz besonders darauf hinweisen möchte.

Allen Ernstes versicherte mir in Trun mein achtzigjähriger Mesner, daß unter dem Puntegliasgletscher ein gewaltiger Drache sei; wenn dieser sich kehre, dann überlaufe das Wasser der Ferrera, des Dorfbaches, wodurch die Bachröfe zu Tal stürze, um das Dorf zu zerstören. Bis jetzt habe die St.-Theodors-Glocke das Dorf, das tatsächlich öfters in Gefahr gewesen ist, schützen können. Tatsache ist es, daß der Ortsname Trun mit dem Worte ‚drun‘, ‚dargun‘, ‚dragun‘ sich berührt, und Tatsache ist es, daß Sedrun im Tavetsch seine Dorf-

Schloss Rhäziüns, Tristanfigur

TIERKULTUS

bachrüfe ‚drun‘, ‚dargun‘ nennt – ‚il drun vegn‘, der Drache kommt. Ähnliche Belege lassen sich aus anderen Orten der Schweiz anführen. Doch genüge es, wenn ich noch aufmerksam mache, daß die Drachenköpfe als Abwehrzauber verwendet wurden. Die Dachpfettenköpfe vieler Holzhäuser sind zu einem Drachenkopf geformt, gräßlich bemalt und gar grausig gestaltet, wohl um alles Böse vom Hause wegzuhalten. Die verschiedenen Drachengestalten, welche unter den Säulenbasen der Kathedrale hervorglotzen, reden eine ähnliche Sprache. Das Böse wird abgewendet durch die Bilder des Bösen und durch Opfer, wovon ich bereits berichtet habe. Wahrscheinlich wurde den Drachen im Heidentum auch das Schweinsopfer dargebracht, weil die Schweine, insbesondere die Ferkelschar, beim Unwetter, beim sogenannten ‚Sauwetter‘, mithelfen. Nach dem Volksaberglauben konnte der Senne auf der Alp das Unwetter dadurch vertreiben, daß er ein Büschelchen Sauborsten zwischen die pfeifenden Gewettköpfe der Hütte steckte. Das Borstentier stand bei den Juden unter den verbotenen Tieren, vielleicht gerade deswegen, weil es heidnisches Opfertier war. Wir dürfen hier sogar beifügen, daß Matthäus der Evangelist⁸⁸ berichtet, wie die bösen Geister Jesus baten, in eine Herde Schweine fahren zu dürfen. «Und er sprach zu ihnen: Fahret hin! Sie aber fuhren aus und fuhren in die Schweine, und siehe, die ganze Herde stürzte sich mit Ungestüm von dem Abhang ins Meer und ertrank.» Wenn der Christ an die Existenz von bösen Geistern glaubt, wenn er die Bibel annimmt, dann wird er auch wissen, daß der Geist körperlos ist; soll dieser aber in der körperlichen Welt tätig werden, sichtbar wirken, muß er sich körperlicher Gestalt bedienen. Warum sollte es bösen Jenseitsgewalten nicht gefallen, gerade bestimmter Tiergestalten sich zu

TIERKULTUS

bedienen, die den Menschen am prägnantesten ihre Eigenschaften kundgeben? In welchem Maße man die Innewohnung von Dämonen, also von bösen Geistern, annehmen will, als schauervollen Hintergrund des heidnischen Kultus betrachten will, muß ich den Lesern überlassen. Tatsache ist es aber, daß dies alles im Skarapsus der Pirminspredigt des achten Jahrhunderts als «cultura diaboli» – Teufelskult – bezeichnet und verurteilt wird⁸⁹.

Wir könnten auf einer noch breiteren Unterlage den Nachweis leisten, wie die vorchristliche Weltauffassung in diesem Geiste alles erklärte und darnach das Leben gefühlsmäßig und verstandesmäßig einrichtete. Vielleicht ist diese Erscheinung am auffälligsten im *Totemismus* realisiert. Jeder Stamm hat ein tierisches Einheitsymbol, zu dem er gehört, von dem er abstammt, aus dem er lebt und zu dem er zurückkehrt. Entsagung und Genuß, Tod und Leben werden von diesem getragen, ohne daß man an eine ‚tierische‘ Abstammung denken würde. Ob bei uns auch Spuren davon zu entdecken wären, meinerwegen im Uristier oder im Steinbock oder im vielverehrten Pferde oder im Adler [Doppeladler], wage ich nur anzudeuten. Wir können aber von diesem unsicheren Gebiet absehen, weil wir noch viele Tiere zu behandeln hätten nach bisheriger Darstellung. Ich erinnere nur an folgende: Hund, Wiesel, Kuh [zwei Kühe in einer Kette], Ziegenbock, Ochs, Esel, Stier, Bär, Wolf, Löwe, Gemse [Festmachen der Jagdtiere], Lamm, Hirschkäfer [mammadonna], Insekten [die Hexe von St. Peter entzog sich auf dem Wege zum Richtplatz dadurch dem Tode, daß sie sich in eine Ameise verwandelte], Fisch und andere. Der Raum erlaubt das aber nicht. Darum sei zum Schluß noch einmal deutlicher auf die Grundfrage des Tierkultus aufmerksam ge-

macht, auf die Opfer, deren Spuren nachweisbar sind. Aus bestimmten Sagen und Märchen erfahren wir, daß die handelnde Person einem Pferde die Fischlunge opfert⁹⁰, daß bei Sterbefällen Bienen sterben oder Großvieh umsteht⁹¹, daß sorgfältigstes Fleischabschaben von den Tierknochen der Familie Glück bringt, daß man im Hause nistende Schwalben und Rotkehlchen durch gute Behandlung sich verpflichten kann, daß man verwunschene Jagdtiere durch Brot, ins Gewehr gesteckt, sicher treffen kann, daß das Doggi Kühe, Ziegen, ja sogar Menschen saugt⁹². Wer Unglück im Stall hat, soll, um damit fertig zu werden, ein Tier lebendig verbrennen und die Asche unter der Dachtraufe vergraben⁹³; am gleichen Ort soll man umgestandene Tiere verscharren. Einer Schlange auf der Alp Salischina-Vrin wird Brot und Milch gegeben [geopfert], einem Käfer in einem geheimnisvollen unbewohnten Hause von Vrin mußte jeden Tag ein Mus gegeben werden, wofür der Geber täglich einen Blutzger erhielt⁹⁴. Die Schlange von Spoarz nahm sich Kühe aus der Viehhabe, und diejenige von Barnagn holte sich den besten Stier.

In einer lateinischen Vita St. Lucii, die um 780 im Kloster Pfäfers niedergeschrieben wurde, aber heute in St. Gallen sich befindet⁹⁵, wird berichtet, daß in der Silva Martis, auf der Luziensteig, «insanorum more bubalorum vituli pro diis colerentur – in unsinniger Weise Stierkälber verehrt wurden.» Der Heilige erreichte, daß die betreffenden Stiere herbeikamen und ihm die Füße leckten – *pedes eius lambentes*. Um welche Opferhandlungen es sich handelte, läßt sich aus dem Skarapsus, aus der Pirminspredigt des Klosters Pfäfers erfahren; denn dort ist die Rede von ‚*veculas*‘, von Kälbern, die an den Januarkalenden zum Opfer herangeführt wurden⁹⁶. Im gleichen Werk werden verboten: *praecantatores* [Zau-

TIERKULTUS

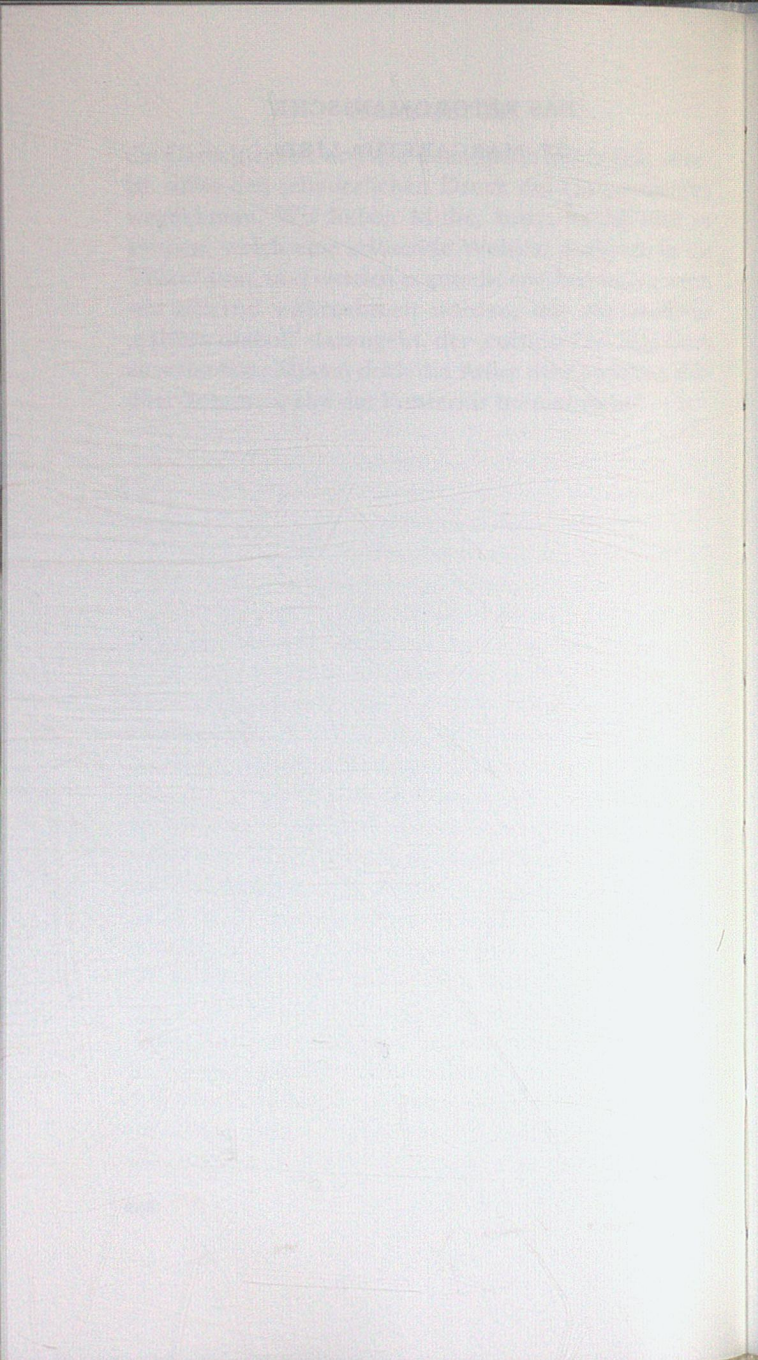
berer] etsortilegi [Loswerfer], aruspices [Vogelschauer], karagii [Wagengespanne], divini [Wahrsager], arioli, magi, malefici, sternuti et aguria per avuculas [Vogelschau], vel alia ingenia mala et diabolica nolite facire nec credere⁹⁷, also alles, was wir im Laufe dieser Arbeit als heidnischen Götzendienst nachgewiesen haben, soll weder getan noch geglaubt werden. Weitere Aufklärung darüber geben die Strafgesetze des Bischofs Remedius von Chur sowie die Lex Romana Curiensis aus dem gleichen Zeitalter⁹⁸.

Sollte mein Versuch einer mehr oder minder gelungenen systematischen Darstellung des ‚Tierkultus in Rätien‘ etwas von der Stimmung der Märchen von Tausendundeiner Nacht geweckt haben, so hätte ich etwas erreicht; aber gleichwohl schiene es mir nur ein klägliches Resultat zu sein. Der Inhalt der benützten Sagen und Märchen war in vorchristlicher Zeit keine poetische Phantasterei ohne Wirklichkeit, sondern größter weltanschaulicher Ernst, der die Gemüter der vorchristlichen Völker wie Blei niederdrückte. Ihre Gotteserkenntnis kannte nur schauervolle Wesen, die willkürlich mit ihnen spielten. Mit Zaubermitteln suchten sie sich jener Schrecken zu erwehren. Diese Schrecken und Zauberaabwehrhandlungen wirkten noch für lange Zeit in die christliche Epoche hinein, wie der Aberglaube es beweist. Die Juden hatten eine ganz andere Gottesauffassung, und darum verstehen wir, daß sie sich rühmen, daß sie Bücher mit einer Gottesauffassung besäßen, die ihnen zum Troste dienten. Aus dem Buche ‚De natura Deorum‘ von Cicero erkennt man, daß auch im Heidentum nach einer höheren Gottesauffassung gerungen wurde; aber Gemeingut wurde es nicht. Die Predigt des Christentums über den einen und dreieinigen geistigen ewigen Gott, der die ewige Wahrheit, die ewige Güte,

TIERKULTUS

die Gerechtigkeit und die unendliche Schönheit selber ist, sollte den schauerlichen Druck des Götzendienstes wegnehmen. Wir haben Mühe, heute nachfühlen zu können, welch eine erlösende Wohltat dadurch in die Völker kam, und werden es zutiefst erst begreifen, wenn wir zitternd wahrnehmen werden, wie die moderne ‚cultura diaboli‘ darangeht, der ‚cultura Dei‘ das Grab zu schaufeln. Mögen doch die Adler des Gerichtes darüber kommen, ehe die Finsternis hereinbricht!

DAS RÄTOROMANISCHE
ST.-MARGARETHA-LIED



FRUCHTBARKEITSKULTUS

Geheimnisvolle Tiefen unserer prähistorischen Kultur

Den vorangehenden Studien über Wasser, Feuer, Stein, Baum und Tier fügen wir eine letzte bei über Gestalten, die im Glauben des Volkes bald unbegrenzten Segen, noch öfters aber Unglück und unheimlichen Schrecken über Täler und Völker ausschütteten. Es sind gute und böse Geister: Götter, Dämonen, heidnische ‚Heilige‘ neben Teufelsgesindel, das mit Hexen auf Teufelsplatten tanzend sein Unheil ausübt. Auf diesem Gebiet dürfen sich unsere rätischen Alpentäler rühmen, eine solch geheimnisvolle Gestalt in einem unvergänglichen Lied der Nachwelt überliefert zu haben. Es ist die St. Margaretha, der wir wehmütig nachtrauern, wenn sie unser Land verläßt. Sie mag einige Verwandtschaft haben mit der altgermanischen Göttin Freyja, steht aber den Alpensöhnen Rätians viel näher.

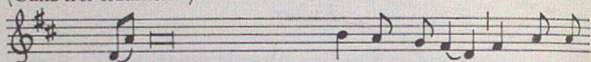
Dem Lied im rätoromanischen Original fügen wir die deutsche Übersetzung bei. Ihr folgt unsere volkskundlich-historische Arbeit, die dem tiefern Sinngehalt des Liedes und dessen Bedeutung nachgeht. Das Lied wurde noch vor hundert Jahren von den Bäuerinnen Rätians bei der Feldarbeit gesungen, wenn sie im Frühjahr kniend dem Unkraut im Acker zu Leibe rückten. Im Winter vernahm man dieses Lied aus den bündnerischen Bauernstuben, während das Spinnrad surrte beim Drehen des Fadens für das Bündner Graugewand.

Als dann die Volksschule allgemein wurde und auch hinauf bis in die höchsten Berghöfe Eingang fand, brachte sie auch neue Lieder mit sich, und die ‚sontga Margriata‘ verzog sich verschämt in die dunklen Winkel der Vergessenheit.

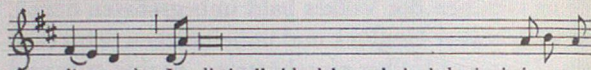
FRUCHTBARKEITSKULTUS

Raquentond libramein.

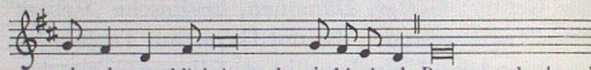
(Ganz frei erzählend.)



Raquentader: Son-tga Margriata ei stadasiat stads ad alp, mai quendisch
(*Erzähler:*)



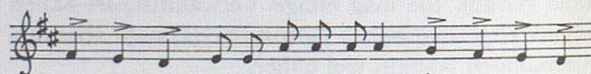
dis meins. In di eis ella ida dal stavel giu, dada giu sin i-na nau-



scha plat-ta, ch'igl ei scurclau siu bi sein alv. Paster petschen ha quei



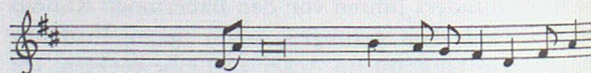
ad a - gu - ri cat - tau. *Paster:* Quai sto nies si-gnun ir
(*Hirte:*)



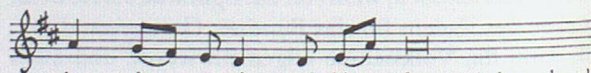
a sa - ver, e quei sto nies si-gnun ir a sa - ver,



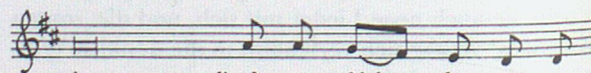
¹⁾ tgei-ni- na zez-na pur - scha - la nus ha - vein.



Sontga Margriata: Sche ti vul quei bu- ca dir o- ra, sche vi
(*Heilige Margaretha:*)

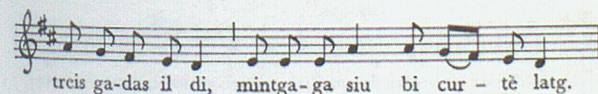
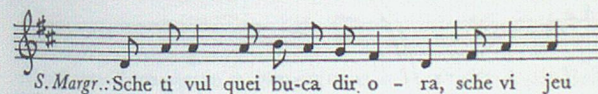
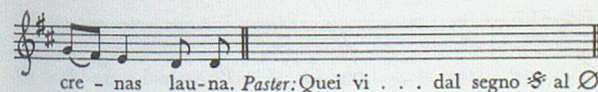
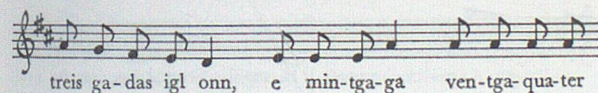
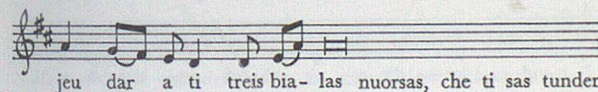
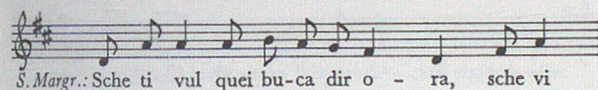
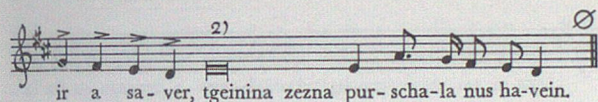
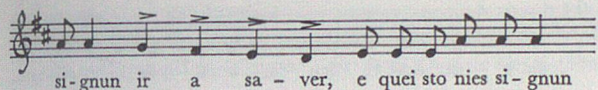


jeu dar a ti treis bia - las camischas, che pli



ti scarvunas e pli al - vas ch'el - las ve - gnan.

FRUCHTBARKEITSKULTUS



FRUCHTBARKEITSKULTUS

Paster: dal segno S al $\emptyset$ *S. Margr.:* Sche ti vul quei bu-ca
 dir o - ra, sche vi jeu dar a ti in bi cur-tgin,
 che ti sas segar treis ga-das igl onn, e mintga-ga siu bi
 la-dretsch fein. *Paster:* dal segno S al $\emptyset$ *S. Margr.:* Sche ti
 vul quei bu-ca dir o - ra, sche vi jeu dar a ti
 in bi mulin, che mola il di segal e notg sa-lin, sen-za mai
 met - ter si buc in. *Paster:* dal segno S al $\emptyset$
S. Margr.: E sche tiu si-gnun sto quei sa - ver, sche ti sas fundar
 en-to-chen cu - liez. *Paster:* O, buna sontga Margria - ta,
 lai po ve-gnir via-do, quei sto nies si-gnun buc ir a sa-ver.

FRUCHTBARKEITSKULTUS

Raquentader: Cu la sontga Margriata ha gidau o il pas-ter pe-tschen,

ha quel pus-peï en-tschiet a dir: *Paster:* Quei sto nies si-gnun

ir a sa-ver, e quei sto nies si-gnun ir a sa-ver,

tgei-ni - na zez - na pur-scha - la nus ha - vein.

S. Margr.: Sche ti vul quei dir o - ra, sche dueis ti fundar treis tschun-

cheismas ault! *Raquent.:* Al - lu-ra va sontga Margria-ta

da - bot, e da tut el-la pren pie-ti-got! *S. Margr.:* Pietigot,

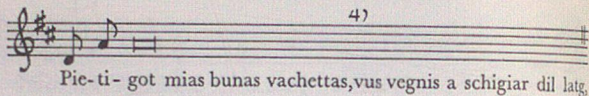
ti miu bien signun, e pietigot, ti mia buna caldera, pietigot

mia buna panaglia, e pietigot ti mia buna fueinetta, che jeu

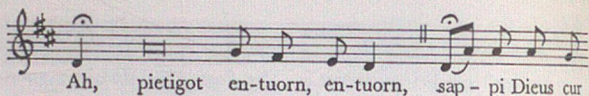
(*Langsam*)
durmevel a-di-na cun tei. „Pert-gei fas quei miu bien pas-ter?“

FRUCHTBARKEITSKULTUS

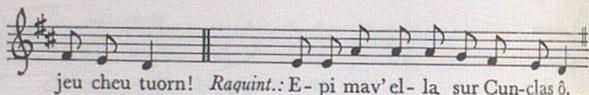
4)



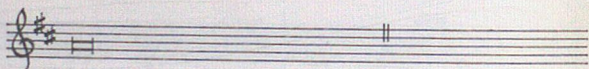
Pie-ti- got mias bunas vachettas, vus vegnis a schigliar dil latg,



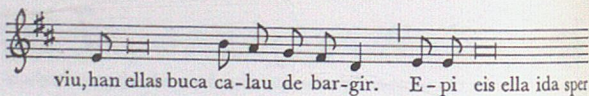
Ah, pietigot en-tuorn, en-tuorn, sap - pi Dieus cur



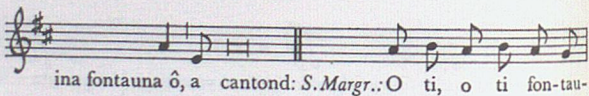
jeu cheu tuorn! Raquint.: E- pi mav' el- la sur Cun-clas ô.



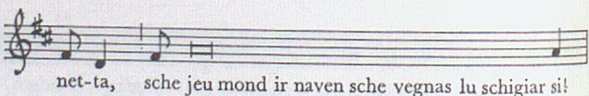
La caldera e las vaccas mavan suenter, aschi lunsch sco ellas han



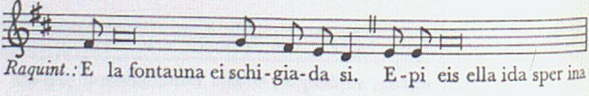
viu, han ellas buca ca-lau de bar-gir. E- pi eis ella ida sper



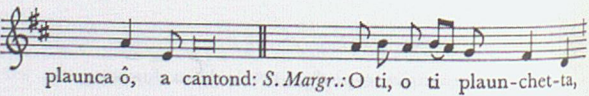
ina fontauna ô, a cantond: S. Margr.: O ti, o ti fon-tau-



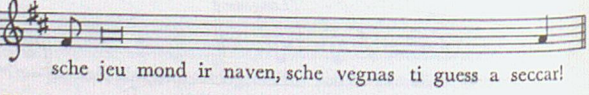
net-ta, sche jeu mond ir naven sche vegnas lu schigliar si!



Raquint.: E la fontauna ei schi-gia-da si. E- pi eis ella ida sper ina



plaunca ô, a cantond: S. Margr.: O ti, o ti plaun-chet-ta,



sche jeu mond ir naven, sche vegnas ti guess a seccar!

FRUCHTBARKEITSKULTUS

Raquint.: E la plaunca ei sec-ca - da. S. Margr.: Ah mi-a bu - na
jar - va, sche jeu mond ir naven, ti vegnas lu seccar
e mai verdegar. Raquint.: E la jarva ei seccada e mai verdegada,
e cur ch'ell'ei ida sut il zenn de sogn Gieri e sogn Gagl, tuc-ca -
van ei d'en-se - men, ch'ei dev' ô il bat - tagl.

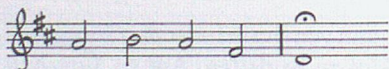
Das Lied wurde aufgenommen am 24. Juni und 10. Juli 1931 auf dem Hof Pruastg-dado unterhalb Lumbrein [Lugnez]. Die Sängerin war die 66½-jährige verstorbene Frau Catharina Gartmann-Casanova, gebürtig aus Vrin.

Herr Kaplan Goldmann von Surin hatte die Güte, mich mehrmals auf den Hof zu begleiten. Am 24. Juni hatten wir alle Mühe, die schüchterne Frau zum Singen zu bringen. Wir hörten erst nur einige Weisenbestandteile; sie mußte sich das Lied erst wieder in Erinnerung rufen. Am 10. Juli konnte ich das Lied ganz aufnehmen. Frau Gartmann stützte sich dabei teilweise auf den Text der Chrestomathie, den sie von mir erbeten hatte. *Das Lied stand nicht fest!* Bei den Wiederholungen gab es rhythmische Schwingungen, ♩ wurden als ♪ gesungen und umgekehrt. Fest aber saß der trotzigste Ruf des Paster petschen: Quei sto nies signun ir a saver und

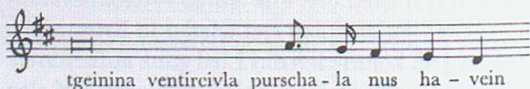
FRUCHTBARKEITSKULTUS

quei vi jeu buc, quei prend jeu buc... Die Intervalle waren nur wenigen Veränderungen unterworfen, die unten vermerkt sind. Schon die ganze rezitative Anlage, der psalmodierende Charakter des Liedes, weist darauf hin, daß es jeweils ‚einmalig‘ sein mußte. Das bestätigen auch meine Umfragen. Oberst Solèr in Vrin berichtete mir, das Lied sei auf ein paar Tönen sehr willkürlich gesungen worden. Leider fand ich keinen weiteren Träger des Liedes.

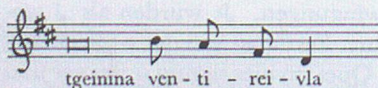
Die von Decurtins in der Chrestomathie wiedergegebenen Weisen Nr. 66, 67, 68, 69 und 70 bringen nur den jeweiligen Eingang des Liedes. Alle Aufnahmen sind ohne Quellenangaben, und somit konnte eine Untersuchung, ob sie für das ganze Lied gelten, nicht erfolgen. Wahrscheinlich geben sie nur das Hauptmotiv an. Auffallend ist dieses Motiv, das schon im lateinisch-deutschen Mischliede: ‚In dulci jubilo‘ in der Stelle ‚Alle unsere Wonne leit in praesepio‘ vorkommt. Doch fußt auch diese Tonfolge auf Hirtenmelodik hohen Alters, vor allem auf dem oft wiederkehrenden Motiv in Alphornweisen:



1. Frau Gartmann, das zweite Mal:

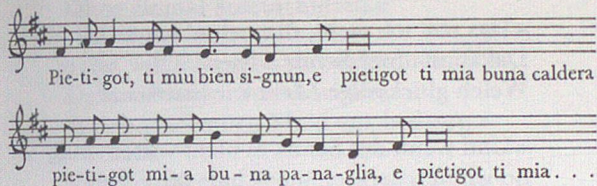


2. Nach Decurtins Textvorlage. Frau Gartmann, das zweite Mal:

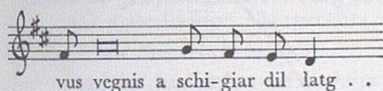


FRUCHTBARKEITSKULTUS

3. Auf Wunsch Hochwürden Herrn Domdekans Caminada in Chur, von der Sängerin der s. Margriata so gesungen:

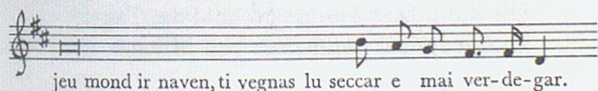


4. Ebenso:



[Hier aufgenommen, um eventuell spätere Aufnahme quellenmäßig festzustellen.]

5. Das erste Mal von Frau Gartmann auf a ganz durchgesungen. Das zweite Mal:



Hanns in der Gand

Die heilige Margreth war sieben Sommer
auf der Alp,
Weniger fünfzehn Tage.
Sie ging einmal den Staffel herab.
Und fiel auf eine böse Platte von Stein,
Daß sich entdeckte des Busens Schein.
Der Hirtenbube hat es gemerkt:
«Das muß unser Senne wissen,
Welch glückselige Maid¹ wir besitzen.»

FRUCHTBARKEITSKULTUS

«Und wenn der Senne es nicht muß wissen,
So will ich drei schöne Hemden dir geben,
Die weißer werden, je mehr du sie bestäubst.»

«Das will ich nicht, das nehm' ich nicht,
Das muß unser Senne wissen,
Welch glückselige Maid wir besitzen.»

«Und wenn der Senne es nicht wissen muß,
So will ich drei schöne Schafe dir geben,
Die du scheren kannst dreimal des Jahres,
Und jede Schur gibt vierundzwanzig Krinnen
Wolle.»

«Das will ich nicht, das nehm' ich nicht,
Das muß unser Senne wissen,
Welch glückselige Maid wir besitzen.»

«Und wenn der Senne es nicht wissen muß,
Dann will ich drei schöne Braunkühe dir geben,
Die du melken kannst dreimal des Tages,
Und jedesmal den Eimer voll Milch.»

«Das will ich nicht, das nehm' ich nicht,
Das muß unser Senne wissen,
Welch glückselige Maid wir besitzen.»

«Und wenn der Senne es nicht wissen muß,
Dann will ich einen schönen Anger dir geben,
Wo du mähen kannst dreimal des Jahres,
Und einen großen Heustock jedesmal.»

«Das will ich nicht, das nehm' ich nicht,
Das muß unser Senne wissen,
Welch glückselige Maid wir besitzen.»

FRUCHTBARKEITSKULTUS

«Und wenn der Senne es nicht wissen muß,
So will ich eine schöne Mühle dir geben,
Die tags Roggen mahlt und nachts Weizen,
Ohne einmal aufzuschütten.»

«Das will ich nicht, das nehm' ich nicht,
Das muß unser Senne wissen,
Welch glückselige Maid wir besitzen.»

«Und wenn der Senne es wissen muß,
Dann sinke in den Grund bis zum Halse!»

«O gute heilige Margrethe,
O hilf mir doch empor!
Das soll unser Senne nicht wissen.»

Sie half ihm empor, er aber hub an:
«Das muß unser Senne wissen,
Welch glückselige Jungfrau wir besitzen.»

«Und wenn der Senne es wissen muß,
Dann sollst du drei Klafter versinken.»

Dann scheidet die heilige Margreth schnell
Und bietet ringsum Lebewohl.

«Leb wohl, du mein guter Senne!
Lebe wohl, du mein Alpkessel,
Lebe wohl, du mein Butterfaß,
Lebe wohl, du mein kleiner Herd,
Allwo ich die Schlafstatt hatte,
– Warum tatst du das, guter Hirtenknabe?
– Lebt wohl, meine guten Kühe.
Euch wird die Milch vertrocknen,
Ach, lebe wohl, lebe wohl ringsumher!
Weiß Gott, wann ich einmal wiederkehr!»

FRUCHTBARKEITSKULTUS

Dann ging sie über den Kunkels hinaus,
Der Milchkessel nach, und nach die Kühe,
So weit sie noch die Scheidende schauten,
Haben sie zu weinen nicht nachgelassen.
Dann kam sie vorbei an einem Bronn
Und sang: «O Bronn, o kleiner Bronn,
Wenn ich von dannen gehe,
So wirst du gewiß vertrocknen!»
Und vertrocknet ist der Bronn.
Dann ging sie über eine Halde hinaus
Und sang: «O Halde, o traute Halde,
Wenn ich von dannen gehe,
So wirst du gewiß verdorren.»
Und verdorrt ist die Halde.
«Ach gute Kräuter,
Wenn ich von dannen gehe,
Verdorrt ihr und grünt wohl nimmermehr.»
Und verdorrt sind die Kräuter und grünen
nimmermehr.
Unter der Glocke Sankt Jörgs und Sankt Galls
Ist die Maid vorübergezogen.
Da hat es geläutet so lauten Schalls,
Daß der Klöppel herausgeflogen.
Von P. Maurus Carnot übersetzt nach dem
rätoromanischen Liede.

Schon im Jahre 1901 hatte Caspar Decurtins, der geniale Hüter der literarischen Kulturschätze der rätoromanischen Sprache, im zweiten Band² seiner Rätoromanischen Chrestomathie ein Volkslied abgedruckt mit dem Titel ‚La canzun de sontga Margriata‘. Im Nachwort sagte er: «Zu den ältesten Denkmälern der rätoromanischen Volksliteratur gehören unzweifelhaft die Tavetscher Zaubersprüche und die ‚Canzun de

sonstga Margriata'. Letztere geht nach unserer Ansicht in das früheste Mittelalter zurück.» Im dritten Band³ seines Werkes ließ er fünf verschiedene Melodieanfänge des Liedes notieren; aber es waren Bruchstücke, aus denen die befragten Musikfachleute kein richtiges Bild der Melodie herauszuarbeiten vermochten. Der meisterhaften Fahndungskunst des vielerfahrenen Sängers Hanns in der Gand gelang es indessen, noch eine Sängerin zu entdecken, welche das ganze Lied singen konnte. Der Erfolg seiner Aufnahme rückt diesen größten und ältesten Schatz der rätoromanischen Oralliteratur in eine solche Beleuchtung, daß sie sich messen kann mit den *Anfängen* jeder europäischen modernen Nationalliteratur.

Da im Liede die Rede von einer Heiligen ist, bemerken wir, daß die Heiligen in der Bildung und Ausbreitung der christlichen Kultur und in der Entthronung der heidnischen Weltauffassung eine nicht leicht zu überschätzende Bedeutung beanspruchen dürfen. Zahlreiche historische Arbeiten des In- und Auslandes beschäftigen sich mit den Heiligen als Kirchenpatrone. Die Kirchenpatrozinien des Kantons Graubünden wurden von Oskar Farner im Jahre 1924 im Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft⁴ bearbeitet. Es handelt sich nicht bloß um die Missionare, welche persönlich ins Land kamen, um die heidnische Finsternis aus Aug und Tal zu wischen, sondern um jede christliche Heroengestalt, die durch Kirchen, Kapellen und Altäre, durch Bild und Lied als konkretes Anschauungsbild christlicher Lehren intellektuell und religiös Dorf und Gegend eroberte. Alles ist eine einheitliche, wenn auch vielgestaltige Frontformation christlicher Kultur gegen die heidnische Denkart mit ihrem vielfach nahezu unausrottbaren Aberglauben. Wie wir in unseren frühe-

FRUCHTBARKEITSKULTUS

ren Studien über Wasser-, Feuer- und Baumkultus nachgewiesen haben, daß heidnische Riten verchristlicht wurden, so scheint es uns, daß auch manche Heiligenfigur einer heidnischen Institution unterschoben wurde, um sie von innen heraus durch christliches Gedankengut zu erledigen und zu ersetzen. Es handelt sich nicht um eine logische Weiterentwicklung heidnischen Lehrgehaltes, sondern um ganz andere, wesentlich verschiedene Lehren und Anschauungen. So scheint es, daß zum Beispiel der heilige Bischof Nikolaus als Heiligen-gestalt bestimmt war, einen Teil des heidnischen Fruchtbarkeitsritus umzugestalten, einen Heidengott zu verjagen und den wahren Gott auf den Thron zu setzen. In diesem Kampfe blieb ihm aber so viel heidnischer Brauch und Sitte im Bart und Haar, daß man Mühe hat, den ehemaligen Bischof von Myra zu identifizieren. Wie es dieser Heiligenfigur erging, so scheint es, daß auch der heilige Georg, der Märtyrer unter Diokletian, der Erzengel Michael und die heilige Margaretha, Jungfrau und Märtyrerin aus Antiochien, mit einem ähnlichen Lose zu ringen hatten.

Wir behandeln die heilige Margaretha, welche in zwei ganz verschiedenen Gestalten durch die rätsichen Täler und darüber hinaus schreitet. In einer Erscheinungsform ist sie eine ganz kirchliche Figur, während sie in der andern Gestalt wie ein unheimliches, aber doch heiliges Wesen vorüberhuscht, ohne daß sie die Kirchen und Kapellen betritt. Ein uraltes Lied, das in der Rätomanischen Chrestomathie⁵ aufgezeichnet ist, wird noch heute da und dort von einer alten Spinnerin während der langen Winterabende gesungen. Die Jugend horcht hin, greift nach der kirchlichen Liedersammlung ‚Consolaziun dell’olma‘, um den Text zu prüfen und mitzusingen; aber das Lied ist dort nicht zu finden,

obwohl dieses Buch seit 1685 eine Unzahl von Neuauflagen erlebte. So muß also am Liede und an der Gestalt, die darin besungen wird, irgend etwas nicht ganz ‚koscher‘ sein. Dieses Ausgeschlossensein aus der kirchlichen Gemeinschaft wird um so auffälliger, wenn wir wissen, daß eine heilige Margaretha nach dem *Necrologium Curiense*⁶ im Kirchenkalender unter dem Datum des 13. und 15. Juli schon im Jahre 1380 erscheint und im fünfzehnten Jahrhundert als gebotener Festtag nachweisbar ist⁷, ja daß diese Eintragungen noch manche Hunderte von Jahren früher bestanden haben müssen⁸. In Chur erscheint diese Heilige schon in einer Urkunde vom 23. April 1279, wo eine *Ecclesia S. Margarete* genannt wird, die wohl auf der Meierei des Klosters von Churwalden im Welschdörfli-Chur stand⁹. Das Gotteshaus in Chur ist verschwunden; aber der Lokalname hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. In Ilanz wird eine *Capella beatae Mariae virginis et beatae Margaretae* schon 1287 erwähnt, während Luzern die heilige Margaretha in einem Dokument von 1664 erwähnt. Bei Andeer befand sich eine Kapelle der heiligen Margaretha, die verschwunden ist [rechts von der Brücke, die vom Dorf zur katholischen Kirche hinüberführt, zeigt man auf einer Bodenerhöhung Spuren dieses Baues]. Im Nikolaikloster zu Chur wird um 1299 ein St.-Margaretha-Altar erwähnt, während die St.-Amandus-Kirche von Maienfeld einen Altar ums Jahr 1465 nennt. Die Kirchen in Braggio-Calanca, Cresta-Sils, Val-Surrein, die St.-Georgs-Kapelle auf dem Schneckenhühl zu Meierhof-Obersaxen und ein Renaissancealtärchen von Surin suchen durch Kapelle und Statuen das Andenken der heiligen Margaretha zu erhalten. Aus unserer Nachbarschaft, wenn auch nicht mehr zur Diözese Chur gehörend, müssen wir die St.-Margare-

FRUCHTBARKEITSKULTUS

tha-Kapelle der Pfarrei Pfäfers am St.-Margarethen-Berg [Sampans] nennen, die schon 1201 erbaut wurde und ein Bild der Heiligen als Hirtin besitzt¹⁰.

Um die allgemeine Verehrung der heiligen Margaretha auch außerhalb unserer Diözese zu belegen, möge man das wertvolle Werk von Dr. Hans Fink ‚Die Kirchenpatrozinien Tirols‘¹¹ vergleichen, aus dem wir erfahren, daß die älteste St.-Margaretha-Kirche schon um 812 in Schlitz geweiht wurde, daß zweiundzwanzig Filialkirchen und vier Kapellen ihrem Patrozinium übergeben wurden, daß aber gar keine Pfarrkirchen sich unter ihren Schutz gestellt haben. Die Heilige tritt oft in Begleitung des heiligen Georg und des Erzengels Michael auf. Dem ersteren sind aber nicht weniger als drei Pfarrkirchen, sechsunddreißig Filialkirchen und drei Kapellen geweiht. Die Heilige wird als Nothelferin, als Hirtin und Wetterfrau mit dem Drachenattribut dargestellt¹². Im Martyrologium Romanum, im offiziellen Register der kirchlichen Märtyrerakten, besitzen wir nur folgende dürftigste Regesteneintragung: «Tertio decimo Calendas Augusti: Antiochiae passio sanctae Margarithae Virginis et Martyris. – 20. Juli: In Antiochien feiert man das Martyrium der heiligen Margaretha, Jungfrau und Blutzugin.» Aus späteren Legenden erfahren wir, daß die Heilige ungefähr ums Jahr 300 nach Christus den Märtyrertod zu Antiochien erlitt. Die gedrängteste, geradezu klassisch kurze Legende fand sich in einem Inkunabeldruck von ungefähr 1480 im Bischöflichen Archiv von Chur. Diese lautet in deutscher Übersetzung: «Zu Antiochia wurde Margaretha geboren. Sie war Tochter eines heidnischen Patriarchen Theodosius. Einer Amme anvertraut, wurde sie als Erwachsene getauft, wodurch sie dem Vater sehr verhaßt wurde. Eines Tages nun, als sie das fünfzehnte Lebensjahr er-

FRUCHTBARKEITSKULTUS

reicht hatte und mit anderen Mitbürgerinnen die Schafe ihrer Amme hütete, ging der Präfekt Olibrius vorüber. Als er eine so ausnehmend schöne Tochter sah, entbrannte er in Liebe zu ihr und befahl seinen Knechten: ‚Geht und holt sie her, damit ich sie, wenn adeligen Geschlechts, als Braut heimführe, wenn sie aber Sklavin ist, daß ich sie als Konkubine besitze.‘ Als sie ihm vorgestellt wurde, befragte er sie über ihren Stand und über ihren Glauben. Sie aber erwiderte, Margaretha zu heißen, adeligen Standes und christlichen Glaubens zu sein. Ihr sagte nun der Präfekt, daß zwei Dinge zu ihr passen, daß sie adelig und daß sie eine Margaretha [ein Edelstein] sei; aber das dritte könne nicht stimmen, daß ein so schönes Mädchen einen Gekreuzigten als Gott hätte. Als der Tyrann nun sah, daß die Jungfrau seiner nicht achtete, befahl er, sie vor Gericht zu stellen, in der Hoffnung, sie durch Angst gefügig zu machen. Als die Jungfrau aber bezeugte, daß ihr Gott, um zu erlösen, freiwillig gestorben sei und nun in Ewigkeit weiterlebe, verordnete er, daß sie ins Gefängnis geworfen würde. Als sie am folgenden Tage vor den Richter geführt wurde, aber nach vielen Anfechtungen und Folterqualen unerschütterlich blieb, befahl er in der Angst, daß auch noch andere sich bekehren könnten, daß sie enthauptet würde. Was auch geschah.»

Diese Erzählung, welche das Wesentliche ohne die größeren Zugaben anderer Legenden enthält, wurde aus dem Inkunabeldruck, genannt ‚Breviarium Curiense‘, jeweilen am 15. Juli beim Chorgebet der Domherren verlesen. Dieses Chorgebet, das noch heute in Übung ist, wurde während Nacht- und Tagesstunden verrichtet. Es werden dabei verschiedene Psalmen gesungen, denen Lesungen aus der Heiligen Schrift und den Kirchenvätern beigelegt sind. An Tagen, wo das Gedächtnis

eines Heiligen begangen wird, liest der Lektor die Lebensgeschichte des Betreffenden vor. Gewöhnlich wird diese Lesung dreimal unterbrochen, und der Chor äußert sich im Wechselgespräch mit dem Lektor über das Leben der betreffenden Person. Diese dramatische Besprechung der ‚vita‘ und ‚passio‘, des Martyriums und der Jungfräulichkeit der heiligen Margaretha ist eine der reizendsten, die das Breviergebet kennt.

Interessant ist nun, wie diese einfache Erzählung des Churer Inkunabeldruckes in zahllosen versifizierten Legenden eine äußerst phantasievolle Ausmalung erhalten hat. Unsere Erzählung macht durch ihre Einfachheit den Eindruck der Ursprünglichkeit, während andere Fassungen durch ausführlichere Gespräche in biblischer Sprachweise zu Unterrichtszwecken und durch mythologische Einfügungen als späteren Datums sich kundgeben. Ich wäre darum geneigt, anzunehmen, daß die Churer Fassung, die wir im Brevier vom Jahre 1480 besitzen, bis ins früheste Mittelalter zurückreiche, bis in die ersten Zeiten, wo Spuren ihrer Verehrung auftreten. Die einfache Fassung der Margaretha-Legende scheint uns auch deshalb die ursprünglichere, weil die Churer Brevierausgabe, welche dreißig Jahre später unter Bischof Paul Ziegler herauskam, die frühere Legende erweiterte, indem sie neben der ausführlichen Beschreibung des Martyriums auch noch den Kampf der Jungfrau mit dem Drachen beschreibt. Dieser wollte die Jungfrau verschlingen, aber sie bezeichnete sich mit dem Kreuz, wodurch das Ungeheuer zerbarst. Dort ist auch die Rede von einer Unzahl von Teufeln, die Salomon in einer Flasche verschlossen hatte, die von wundernasigen Menschen zerschlagen wurde und die dann die Luft mit ihrer dämonischen Anwesenheit verpesteten. Diese Form der Legende, welche vom phantasti-

FRUCHTBARKEITSKULTUS

schen Dämonenglauben der Zeit der Hexenverfolgungen beeinflußt erscheint, verschwand aus den Brevierlesungen des achtzehnten Jahrhunderts und machte dann einer allgemeinen Belehrung der Kirchenväter und Kirchenschriftsteller Platz. Heute wird der antiochenischen Märtyrerin nur mehr die Ehre eines kurzen Gebeteins gewährt.

Die alte romanische Volkslegende ‚La glisch sin il candelier invidada‘, welche 1685 in Combel gedruckt wurde, enthielt die gleiche Fassung des Churer Breviers. P. Zacharias da Salò hatte sie nach einer italienischen Legendenausgabe vom Jahre 1679 frei übersetzt¹³.

Das Martyrium der heiligen Margaretha, ihr Kampf um die Jungfrauschaft und das später hineingetragene Drachenmotiv boten begreiflicherweise den mittelalterlichen Erzählern und Sängern ein ungemein dramatisches Unterrichtsmaterial. Der Drache spielt immer wieder seine Rolle [man denke an die Siegfriedsage] und kam gerade in der Kunst des Mittelalters in vielen Variationen zur Geltung. Ich erinnere, um nicht weiter zu gehen, an die Drachenköpfe, welche in der Kathedrale zu Chur überall unter den Säulenbasen wie erdrückte Ungeheuer mit herausgepreßten Augen hervorglotzen. Das prächtigste Beispiel bilden die beiden Drachenköpfe an der Base des Daniel-Säulenbündels am Choraufgang rechts. Daß der Drache sonst noch manchenorts in Graubünden zur Darstellung kam in Malereien und an den Dachpfetten der Holzhäuser bis zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, ist allen bekannt. Eben dieser Drache ist auch zum Attribut der heiligen Margaretha geworden. Auf einem gotischen Tafelbild [Ivo Strigel] der St.-Georgs-Kapelle in Meierhof Obersaxen trägt sie das Untier auf den Armen, und in Surin an einer Renaissancestatuette führt sie es an einer Leine.

Um dieses Motiv zu verstehen, muß man wissen, daß der Drache auch als der Erreger der Ungewitter angesehen wurde. Wenn die Bachröfe kam und Häuser und Wälder von der Erschütterung bebten, hieß es, der Drache kommt. Im Romanischen wird dieser Ausbruch noch heute ‚il dargun‘, ‚dragun‘ genannt. Margaretha galt als legendarische Drachentöterin, als Beschützerin gegen Unwetter. Ob die Legende mit der Drachenerzählung die Veranlassung war, daß sie Wetterpatronin wurde, oder ob das Bestreben nach Abwehrmächten dieses Motiv in die Legende hineintrug, ist schwer zu sagen. Nach den Ergebnissen der Volkskunde ist das Drachenmotiv sowohl in der Legende des heiligen Georg wie in derjenigen der heiligen Margaretha ungefähr im zwölften Jahrhundert entstanden. Wie volkstümlich dieser Gedanke im zwölften Jahrhundert war, belegte ich bereits aus den Skulpturen der Churer Kathedrale. Daß es sich bei dieser Heiligen nicht bloß um eine Einzelerseinerung handelte, sondern geradezu um einen bedeutenden Kulturkreis, der ganz Europa durchdrang, läßt sich aus den wissenschaftlichen Studien erkennen, die ihrer Legende gewidmet wurden.

Die ‚Legenda aurea‘ des Jacobus de Voragine, der Bischof von Genua war, enthält die popularisierte Erzählung von jenen Heiligengestalten, die im Mittelalter am volkstümlichsten schon waren oder durch dieses Volksbuch wurden, insoweit solche Ausdrucksweise damals Geltung haben konnte. Das Buch ist ungefähr um 1251 entstanden und erlebte zuerst in lateinischer Sprache und hernach in den verschiedensten europäischen Sprachen zahllose Abschriften [Jacobo de Voragine, geb. 1228, Erzbischof von Genua 1288–1298]. Für meine Studien benützte ich eine von der französischen Akademie preisgekrönte Übersetzung, die nach einem Lyoner

Druck bei Constantin Fradin von 1517 gemacht wurde unter Benützung weiterer alter Manuskripte¹⁴.

Dazu habe ich eine altlombardische Margarethen-Legende vom gründlichsten Kenner und wissenschaftlichen Bearbeiter dieses Stoffes, Berthold Wiese¹⁵, verglichen. Er publiziert den lateinischen Text der Mombricitus-Legende von 1428, welche nach ihm zur versifizierten altlombardischen Legende vom Jahre 1480 die Prosaunterlage darbot. Ob das stimmt, ob die ‚Legenda aurea‘ nicht vielmehr die Unterlage bildete – in Ansehung ihrer außerordentlichen Popularität –, erscheint uns aber doch sehr fraglich.

Eine zweite italienische Legende der gleichen Heiligen publizierte Wiese im Jahre 1895 in den Abhandlungen zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums von Professor Tobler an der Berliner Universität¹⁶.

Schon im Jahre 1863 hatte Wilhelm Ludwig Holland eine altfranzösische St.-Margaretha-Legende in Versen veröffentlicht, welche den italienischen sehr nahe kommt. Im Anhang lesen wir noch eine deutsche Prosalegende vom Jahre 1463 [Manuskript im k. evangelischen Seminar zu Tübingen], welche in gedrängter Form und in naiv-volkstümlicher Art abgefaßt ist. Sie scheint mit der ‚Legenda aurea‘ sich berührt zu haben, wenn sie auch nicht wenige Unterschiede enthält.

Von den italienischen Abdrucken alter Manuskripte durchgingen wir zu der angeführten altlombardischen Legende noch: *Leggenda di S. Margarita V. E. M. in ottave rime scritta da incerto trecentista*. Tipografia Fava E. Garagnani, Bologna 1871. Das Buch befindet sich in der Regia Biblioteca di Bologna.

Damit nichts unterlassen werde, was zur Aufhellung älterer Fassungen der Margaretha-Legende oder zur Aufindung noch nicht bekannter Szenen aus dem Leben

FRUCHTBARKEITSKULTUS

dieser Heiligen führen konnte, prüfte ich persönlich noch ein Manuskript der *Leggenda di S. Margarita* in ottave rime, die ich in der Ambrosiana in Mailand entdeckte. Um eine Illustration der Art, wie die Drachenszene spielt, zu geben, zitiere ich aus diesem Manuskript nach meiner Kopie:

«Stando sola in carcere pensava
sempre adorando Xristo onnipotente
da tute le hore se gli recomandava
con pianti e con sospiri fortemente
e quando pose mente riguardava
un dragon ch'usia de terra arditamente
de bocha li usiva foco e gran fetore
e quella disse aiutami signore

E quando la orazione ebbe fornita
lo dragon si mose ala dirata
aperse la bocha e ebbela ingiotita
e dentro si crebe sancta Margarita
chel dragon crepo ed esso fu caputo
piu ne usi bella assai che non introe
alora in piana terra inginocchioe.»¹⁷

Ganz allein im Kerker, pries sie
tiefversunken immer Christus,
den Allmächtigen.
Zu jeder Stunde anerbot sie sich ihm
mit Weinen und mit lautem Seufzen.
Da erblickte sie und sah
einen Drachen gierig aus der Erde schleichen,
dessen Schlund entstiegen Flammen
und ein großer Qualm.
Da flehte sie: Eile mir, o Herr, zu Hilfe!

FRUCHTBARKEITSKULTUS

Und als sie das Gebet beendet,
stürzte sich der Drache geradeaus,
sperrte das Maul auf und verschlang sie.
Aber drinnen wuchs die heilige Margaretha
so sehr,
daß der Drache barst und mausetot war.
Sie kam heraus gar schöner,
als sie hineingegangen,
und fiel sodann zu Boden in die Knie.

Diese Drachenszenen wurden von der offiziellen Kirche nicht gerne gesehen, wie man aus den *Acta Sanctorum* vernimmt: «*Ea quae habet Mombritius pessimae notae sunt, uti patet ex fabuloso dracone, absurditatibus et falsitatibus plena, Sanctae indigna.*» [Was bei Mombritus berichtet wird, sind ganz miserable Einfügungen, so der Fall mit dem fabelhaften Drachen und die anderen Absurditäten und Falschheiten, welche der Heiligen unwürdig sind ¹⁸.]

Wir suchten den Kulturkreis, der sich um die heilige Margaretha gebildet hat, durch einen Einblick in die legendäre Behandlung dieser Heiligen in Prosa und Poesie kenntlich zu machen. Die reichen wissenschaftlichen, mehr philologischen Bearbeitungen mittelalterlicher Manuskripte der *Vita* und *Passio* dieser Heiligen beweisen, daß wir hier kein leeres Stroh dreschen. Uns war es noch mehr darum zu tun, recht deutlich zum Bewußtsein zu bringen, daß die Romanen noch eine andere Sage der Heiligen besitzen, die wir trotz mehrjähriger Bemühens in der Durchprüfung solcher folkloristischer Literatur nirgends gefunden haben. Die Figur unseres rätoromanischen St.-Margaretha-Liedes trägt das Beiwort *heilig*, aber bei tieferer Nachschau entdeckt man an ihr nichts Heiliges nach christlichem Begriff, ja, die

FRUCHTBARKEITSKULTUS

erzählte Begebenheit ist nicht einmal eine christliche Legende, sondern eine schauervolle Sage. – Der Ausdruck *Legende* entstand aus dem Gottesdienst der Mönche und chorpflichtigen Domherren, die zwischen dem Psalmengesang gewisse Lesungen aus dem Leben einzelner Heiligen einfügen. Diese Lesungen sind nun nicht immer historisch so genau belegt, wie aufgeklärtere Leute, insbesondere die Geschichtsschreiber, haben möchten; darum kamen sie in Verruf. Weil einiges übertrieben war, so warf man die ganze Erzählung ins Gebiet der Fabeln. Heute anerkennt man, daß die Kritik viel zu weit ging, und findet, daß die Legenden nicht nur zur Erbauung des Volkes, sondern auch in historischer, religiöser und volkskundlicher Hinsicht kostbare Zeugen früherer Kultur- und Geistesgeschichte sind. Während die Legende stets Erzählung von Heiligen mit historischem Inhalt ist und oft in unkritischen Nebensächlichkeiten im Geiste der jeweiligen Zeit sich ergeht, so bietet die *Sage* hauptsächlich die Personifikation einer Naturgewalt oder eines abstrakten Gedankens, und der *Mythos* ist nur die Erklärung von Naturerscheinungen für Völker im Kindesalter. Meistens rührt ihr Stoff vom Heidentum her¹⁹. Nach dieser von den Wissenschaftlern anerkannten Begriffsbestimmung ist der Inhalt des St.-Margaretha-Liedes eine Sage.

Aber sie heißt doch *heilige* Margaretha! Wenn wir in heutiger Zeit den Ausdruck ‚heilig‘ benützen, so denken wir an eine moralische Vollkommenheit und an eine besondere Gottverbundenheit. Hier aber handelt es sich

*Tafelbild der Hl. Margaretha in der St. Georgs-Kapelle in
Obersaxen*





FRUCHTBARKEITSKULTUS

um eine Fassung des Begriffs ‚heilig‘, wie er *vor* dem Christentum bestanden hat. ‚Heilig‘ deckte sich ehemals mit den Ausdrücken der Ethnologen ‚tabu‘, ‚mana‘ oder ‚orenda‘. Das bedeutet ein Erfülltsein mit einer besonders wirksamen magischen Kraft, ohne Rücksicht auf Gut und Böses; ein solches Wesen oder ein solcher Ort ist von einer schauervollen Macht umgeben, die sowohl Unsegen wie Gedeihen enthalten kann²⁰. In Margaretha, in diesem Wesen unseres rätoromanischen Liedes, konkretisiert sich eine geheimnisvolle, schauermächtige Kraft der Alpenfruchtbarkeit. Der kleine Mensch düstet darnach, dieses Geheimnis zu entschleiern, mit zitternder Hand greift er dahin; aber wehe, wenn das ‚verschleierte Bild‘ kund wird. Dieser Art ist die Heilige unseres Liedes. Vom christlichen Begriff der Heiligen entdeckt man an ihr auch kein Fädchen. Diese Hirtin ist in der Alp sieben Sommer weniger fünfzehn Tage. Beide Zahlen, insbesondere die Siebenzahl, gelten im Aberglauben als mysteriös. Der Glaube an die böse Sieben ließ schon in der babylonisch-assyrischen Heilkunst nicht zu, daß der Arzt am siebten, vierzehnten und achtundzwanzigsten Tage Kranke berührte²¹. Es beruht dieser Aberglaube wohl hauptsächlich auf der Beobachtung der siebentägigen Perioden des Mondwechsels, die auf alle irdischen Dinge von größtem Einfluß sind, und damit auf der Siebenzahl. Durch diese Feststellung ist schon gesagt, daß die Margaretha des Liedes in einen anderen Kreis eintritt, also auf die vorchristliche Denkart zurückgeht.

Um die Folie des Liedes würdigen zu können, muß ich

Spinnerin

FRUCHTBARKEITSKULTUS

die Leser daran erinnern, daß der Glaube an eine ehemalige durch irgendeine Verschuldung verlorengegangene Zeit und an einen glückseligen paradiesischen Zustand Gemeingut aller Völker ist. Hesiod und Ovid berichten uns von einem Goldenen, Silbernen, Ehernen Weltalter, welche die olympischen Götter schufen, die zu einem vierten und fünften Geschlecht sich entwickeln und schließlich in die Zeit übergehen, da nur mehr das Böse auf Erden Platz hat. Dann werden in weiße Gewänder gehüllt Aidos und Nemesis die Menschen verlassen; zurück bleibt nur das Leid; gegen das Böse wird es keine Schutzwehr mehr geben²². Die Völker haben die Grundidee dieses Glaubens in ihrer besonderen Art verarbeitet, anders die Bewohner der heißen Länder, anders die Fischer an den Ufern des Ozeans und anders die Alpenvölker; aber überall tritt der Glaube an einen ehemaligen paradiesischen Zustand auf, der durch irgendeine Verfehlung verloren ging. Die Alpenvölker, welche vom Ertrag der Weiden, des Viehstandes, von den Quellen der Bergmatten leben, kleiden nun ihren Glauben in solche Formen. Daß man die Kühe möglichst oft im Tage melken könne, ist ein Hauptwunsch der Bauern, ja, dieses soll ehemals der Fall gewesen sein. Milchspendende Pflanzen besonderer Art sollen existiert haben, welche ein dreimaliges Melken erforderten. Irgendein übermütiger Streich soll die Alpen um diesen Segen gebracht haben. Im Montafon wird das Rentiermoos genannt; eine Sennerin, des Melkens wegen des ungeheuren Milchreichtums müde, verfluchte diese Pflanze genannt ‚massiga‘:

«Massiga, Masse
Sei verflucht und grüne
im Winter dem Schnee.»

FRUCHTBARKEITSKULTUS

Auf den Alpen des hohen Calanda machte das Zyrprion [Rentiermoos] die Kühe dreimelkig; da verfluchte eine Sennerin ²³:

«Ach melken, melken immerfort!
O wärt ihr Kräuter längst verdorrt!
Verflucht sei Zyrprion, Mutter, Ritz
vom Rhein bis auf die höchste Spitz.»

Die im Zauberfluch genannten Kräuter ‚Mutter und Ritz‘ heißen in der Botanik ‚meum mutellina‘ und ‚luzula spadicea‘, während Zyrprion mit Isländisch Moos identisch ist. Vom Zyrprion erzählt eine andere Sage, daß seine milchspendende Kraft dadurch verloren ging, daß ein armes, Milch bettelndes Weib an der Sennhütte abgewiesen wurde ²⁴.

Vom ehemaligen Milchreichtum in den Alpen berichtet auch jene Sage, wonach ein Senne der Flimser Alp den schmutzigen Weg durch den Staffel mit weißen Käslaiben so belegte, daß die besuchende Braut sauberen Fußes darüber zu ihm schreiten konnte, während er die eigene Mutter mit Scheltworten fortwies. Die Folge war, daß die ganze Alp in eine Steinwüste verwandelt wurde.

Die St.-Margaretha-Sage webt am gleichen Tuch; aber Zettel und Einzug sind feinerer Art und älterer Sorte. Die St.-Margaretha-Sage ist ursprünglicher und zur gleichen Zeit viel tragischer entwickelt. Durch die Figur, die darin auftritt, wird sie einheitlicher. Um dieser Gestalt der heiligen Margaretha gerecht zu werden, müssen wir noch einmal betonen, daß sie von einer christlichen Heiligen nichts an sich hat. Sie ist einer jener Alpengeister, die nach dem alten Volksglauben die Alpen bevölkern. Nach dem Abzug der Sennen be-

ziehen sie bis zu deren Rückkehr im Frühjahr die Alpenghütten, während sie zur Sommerszeit in Wäldern, Tobeln und Grotten hausen. Der Alpensohn, insbesondere der Jäger, welcher im Spätherbst noch etwa in die Alpen gerät, kann ob den leerstehenden Hütten des Grauens der Bergeinsamkeit sich nicht erwehren. Seine Phantasie jagt ihm beim Zunachten den Schauer über den Rücken; denn in den Hütten hört er ganz deutlich die Kühe melken, buttern, käsen, mit den Milchgefäßen klappern, die Schweine locken; gespenstisches Vieh zieht über die Halden, und unbestimmbare Hirten gestalten pfeifen, johlen und lärmern²⁵. Man hat auch schon Bergfräulein wahrgenommen, die Schätze hüten, Naturgeister vorüberhuschen gesehen, die durch Wasserkochen Nebel verursachen und Unwetter machen. Besonders beglückte Menschen entdeckten auch Dialas, die Gernkäse bereiteten, der nicht abnimmt. Werden solche Geister beleidigt oder gestört²⁶, so ziehen sie für immer fort, ja zerstören manchmal aus Rache die Alp²⁷.

Zu diesen schauervollen Gestalten gehört auch unsere heilige Margaretha. Nun wissen wir aber auch, warum das Lied aus dem romanischen Kirchenliederbuch ausgeschlossen blieb, warum sie im *romanischen* Alprufsegnen nirgends angerufen wird. Aber im deutschen Alpruf von Obersaxen²⁸ wird die heilige Margaretha doch unter den ersten heiligen Nothelfern weiblichen Geschlechts genannt. Das entspricht unserer Annahme, daß die Margaretha unseres Liedes spezifisch romanisch ist. Nur für die Romanen, welche diese Sage kannten und unausrottbar festhielten, war es gefährlich, sie im Alpruf nennen zu lassen. Die Deutsch sprechenden Walser hatten die Margaretha von Antiochien vor Augen, die im alten Breviarium Curiense sich findet. Es scheint

FRUCHTBARKEITSKULTUS

uns, daß die Legende von 1480 im Breviarium des Bischofs Ortlieb von Brandis im bewußten Gegensatz zu der romanischen Sage in so nüchterner Einfachheit, ohne jedwede mythologische Beimischung, dargeboten wird. Die historische Jungfrau und Märtyrerin von Antiochien war bestimmt, der heidnischen Vegetationsgöttin den Eintritt in die Kirche zu verwehren und aus den Köpfen und Herzen der Romanen zu verdrängen. Die zweite Figur des St.-Margaretha-Liedes ist der ‚paster petschen‘, der kleine Hirt. Dieser unschuldig naive Hirte wird noch heute in allerlei Alpenschabernack hineingezogen und von den größeren Hirten geulkt mit dem ‚trer si tschagrun‘, Ziegeraufziehen, und mit dem Herumtragen der Katze, ‚purtar il gat en in‘ autra alp‘. Er muß in einem Sack eine Katze in die Nachbaralp tragen, und wenn er dort anlangt und man die Katze herausleert, kommt zum großen Gelächter aller Hüttenbewohner ein schwerer Stein zum Vorschein, mit dem der kleine Hirte stundenweit sich abgemüht hatte. Ein solcher naivgläubiger Hirtenknabe, der mit offenem Munde und mit vor Erregung zitternden Beinen Abend für Abend die schauervollsten Alpensagen beim Herdfeuer durch den alten rotäugigen, weißhaarigen Senn vorgetragen anhörte, ist auch derjenige, dem das Wildfräulein, insbesondere die weiße Jungfrau, erscheint; ja es mag sogar geschehen, daß ein Liebesverhältnis sich daraus entspinnt, welches so oder anders schauer- und grauenvoll abbricht. Märchen und Sagen können auch heute nur dann voll erfaßt und erlebt werden, wenn sie mit offenem Munde geglaubt und gehört werden. Man hat von den indischen Märchen gesagt, daß es für den Inder keine Märchen im europäischen Sinn gebe, erfundene, nicht glaubhafte Phantasiegebilde, weil der Inder das Erzählte wirklich glaubt oder wenigstens für mög-

FRUCHTBARKEITSKULTUS

lich halte. Wer eine indische Erzählung dieser Art verstehen will, muß nicht nur die Sprache der Inder lesen, sondern auch mit Ohren und Augen auffassen²⁹.

Der kleine, naivgläubige Hirte, der mit ganzer Inbrunst seines Herzens gerne einmal eines jener Bergfräulein erspäht hätte, von welchen der Senne beim flackernden Herdfeuer und auf dem Schlaflager erzählte, entdeckte nun eines Tages, daß eine solche Jungfrau unter ihnen unerkannt und ungekannt in Männerkleidung sich fand. Sie ist Zusenn, der Trägerdienst zwischen der Alp und dem Dorf besorgt. Auch hierin kündet sie sich als eine jener Dialen, die nach der Rätoromanischen Chrestomathie den Arbeitern aus ihrer Steinbehausung [fora dellas dialas] das Essen zuträgt³⁰.

Zum erschütternden Konflikt wird für den Hirtenknaben die Entdeckung, daß der Zusenn eine Jungfrau ist. Er sah sie fallen auf eine böse Platte und entdeckte ihre weiße Frauenbrust. Seine unbezähmbare Lust, dem Sennen dies mitzuteilen, läßt sich nicht bloß aus der Überraschung erklären, daß man da anstatt eines Hirten ein verkleidetes Mädchen hat, obwohl die Vertauschung der Kleider unter den verschiedenen Geschlechtern [Pirmin S. 147] im Mittelalter als strafwürdiges Verbrechen galt³¹. Wäre dieses der Grund gewesen, dann hätte sein Schrecken darin bestehen müssen, daß diese Person der Todesstrafe verfallen wäre. Ihr die Hinrichtung durch Verschweigen der Entdeckung zu ersparen, hätte gewiß keine so großen Opfer gekostet. Davon ist nichts angedeutet. Die Sage muß mit einer Zeit sich berühren, wo solche heidnischen Bräuche noch nicht gestraft wurden, sondern zur heidnischen Zeremonie gehörten. Erst zur christlichen Zeit suchte man die abergläubische heidnische Zeremonie mit so schweren Strafen auszurotten. Es handelt sich aber um eine

FRUCHTBARKEITSKULTUS

Entdeckung, die er deswegen dem Sennen sagen muß, weil es die Bestätigung all jener Erzählungen von Bergjungfrauen war, die er ihm so oft vorgetragen hatte. Er muß wissen, daß eine solche Jungfrau in der eigenen Hütte mit ihnen wohnt und aus ihrem Korbe sie bewirtet. Doch auch diese Annahme genügt nicht, um psychologisch einwandfrei zu ergründen, warum das In-sich-tragen des entschleierte Geheimnisses so unsäglich schwer war, daß er lieber auf die drei weißen Hemden verzichtete, obwohl er kaum mehr als ein Hemd besaß, das bei Regentagen auf dem eigenen Leib trocknen mußte. Auch das Angebot von drei Schafen, die so ertragreich sind an Wolle, daß sie eine ganze Habe ersetzen, vermag seinen Mund nicht zu schließen. Drei Kühe, die dreimelig sind und in einem Garten dreimaliger Mahd weiden können, und eine Mühle, die am Tag Roggen und in der Nacht Weizen mahlt, ohne ein Körnchen draufzulegen, dämpfen die Gier, das Geheimnis dem Sennen zu künden, nicht. Schließlich läßt ihn die Heilige bis an den Hals versinken. Er bittet sich wieder heraus und verspricht zu schweigen. Abermals narrt ihn die Not, es dem Sennen zu sagen, obwohl der frevelhafte unwiderstehliche Wille, das Geheimnis dem Sennen zu enthüllen, das Leben kostet. Ob hier die Schweigepflicht der Initiationsriten nicht hereinspielt, läßt sich fragen; aber auch das Geheimnis, das sich enthüllte, und die Art, wie es vor sich ging, muß nach alter Anschauung einen Schauer in sich bergen, der über alles geht. Der Hirt entdeckt die Quelle des Lebens. Ein unsagbarer Schauer durchrieselt ihm Leib und Seele, und ein Drang ohnegleichen treibt ihn, das Geheimnis zu künden. Die Einstellung vorchristlicher Zeit zur Nacktheit des menschlichen Körpers gibt hierüber Aufschluß. Abgesehen von der sittlichen Gefahr, die nach Schran-

FRUCHTBARKEITSKULTUS

ken in diesen Dingen ruft, steckt hierin die Ehrfurcht vor dem Geheimnisvollen der Menschwerdung. Das ‚Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens‘³² bemerkt, daß die Vorstellung sehr lebendig sei, daß man Götter und Götterszenen nicht nackt sehen darf. Athene straft den jungen Tiresias mit Blindheit, weil er sie durch Zufall im Bade nackt sieht. Dasselbe Schicksal ereilt den Erymanthos³³. Das Motiv, daß man Götter nicht nackt sehen darf und das Anschauen des Nackten oder schamhaft Verhüllten verboten ist, ist auch ins Menschliche übertragen. Nach einer späteren Version sieht der ‚peeping Tom‘ die nackte Godiva, indem er gegen das Übereinkommen durch einen Spalt schaute, und wird blind. Dieses Motiv ist von Tennyson in seiner Bearbeitung der Godiva-Sage verwendet.

«Noch ehe die Augen ihre Lust gehabt,
Verschrumpften sie und fielen aus den Höhlen;
Blind stand er da. So hatten jene Mächte,
Die edle Taten schützen, einen Sinn
Zerstört, den er mißbraucht.»

Wenn bei Ettenheim in Baden das Kind ein Eiterpfützle im Auge bekommt, ist das die Strafe, daß es etwas Unverschämtes gesehen hat. In Schwaben sagt das Volk: Wenn ein Mann auf einen Baum guckt, auf dem eine Frau droben ist, wird er blind; «Bub, lug nicht auf den Kirschbaum, wenn ein Mädchen oben sitzt, du wirst sonst blind.»³⁴ Dieses schauervolle Sichverhalten, das Schweigen, welches für die Entdeckung von Schätzen gefordert wird, und die Strafe, welche den Frevler, mag er schuldig oder unschuldig sein, blindlings schlägt, zeugen hier von einer ehemaligen Anschauung, die erst durch das Christentum ins Sittliche übertragen wurde.

Unser Lied hat noch die alte heidnische Auffassung, ja gerade diese bildet den Konflikt der ganzen Sage und der Katastrophe, die über das rätische Alpenvolk gekommen ist. Von allen rätoromanischen Alpensagen, welche die ‚aetas aurea‘ in Prosa erzählen, enthält keine ein so erhabenes Motiv in so sublimierter Form dargeboten wie das Lied der heiligen Margaretha. Wir besitzen in der Rätoromanischen Chrestomathie auch die Prosaerzählung³⁵ der heiligen Margaretha; aber die ursprüngliche Auffassung des Konfliktes, das Tabu des ‚sacer‘ vorchristlicher Zeit, ist ihm nicht mehr geläufig. Der kleine Hirt weiß nur, daß Margaretha, anstatt ein Hirt zu sein, eine Frau ist. Diese Neuigkeit möchte er dem Sennen mitteilen. Daraus sieht man auch, daß diese Prosafassung jüngeren Datums ist. Der Prosaerzähler hat sogar vergessen, daß sie ‚purschala‘, Jungfrau, ist, er nennt sie nur ‚femna‘, Weib; aber gerade das ist das Charakteristische, das Entscheidende. Bei Primitiven sowohl wie bei Kulturvölkern finden wir den Glauben, daß die Jungfrau ein ‚mysteriöses Etwas‘ sei, das in übernatürlicher Weise sowohl im Himmel als auch auf Erden eine Macht ausübt. Ein Schatz kann nur von einer reinen Jungfrau gehoben werden. In Schlesien hält man darauf, daß ein unschuldiges Kind die ersten Früchte eines Obstbaumes pflücke, und im alemannischen Gebiete Badens müssen die drei letzten Ähren von einem jungen Mädchen abgeschnitten werden. Die Jungfrau am Pfluge bringt der Saat Gedeihen, darum küßt der Pflüger in Bonndorf-Baden beim Beginn des Pflügens eine Jungfrau. Besondere Kraft haben ihre Zöpfe, mit denen sie den wildesten Stier bei den Hörnern wegführen kann. Bienen können eine reine Jungfrau nicht stechen. Darum sagt auch ‚la consolaziun dell’olma‘ von der Jungfrau Maria, «negin aviul ha tei unflau – keine

Biene hat dich gestochen.» Diese Ideen von der Jungfrauschaft sind besonders im Christentum zur edelsten Ausbildung gekommen.

Daß in diesem Liede auch die Idee der geschlechtlichen Reinheit besonders betont sein wollte, beweist der Refrain des Hirten: «Quei sto nies signun ir a saver, tgeinina zezna purschala nus havein – Das muß unser Senn wissen, welche Sennerin-Jungfrau wir haben.» Der Text der Rätoromanischen Chrestomathie hat dafür das Wort ‚ventireivla purschala‘, glückselige Jungfrau; aber sowohl die alte Sängerin Gartmann-Casanova wie die Mutter des Schreibenden [ich hörte von ihr das Lied vor ungefähr fünfundsiebzig Jahren] sangen ganz deutlich ‚zezna purschala‘. Das Wort ‚zezna‘ für Zusenn war ungewohnt, weil unser gegenwärtiges Alpengebiet keine weiblichen Alphirten kennt, darum wurde es durch ein anderes, verständlicheres Wort ersetzt. Das Auffallende ist, daß diese Person so emphatisch als Jungfrau betont wird. Sie wird dadurch in eine höhere, geheimnisvollere Welt gehoben. Das entspricht ehemaliger Auffassung. Nach den gutbelegten Angaben des ‚Handwörterbuchs des deutschen Aberglaubens‘³⁶ ist geschlechtliche Enthaltsamkeit im Brauch und Glauben des Volkes oft eine Vorbedingung zum Gelingen eines Vorhabens. Für ein großes Unternehmen muß man alle Kräfte sammeln und möglichst viel Energie aufspeichern. Die Enthaltung vom geschlechtlichen Verkehr steigere diese Energie. Geschlechtlicher Verkehr macht nach Anschauung der Tiefkulturvölker unrein und ungeeignet für religiöse Handlungen. Bekannt ist, daß die Bibel³⁷ im Alten Bunde für die Krieger Ähnliches fordert. Im Junokult verweigert die Schlange Nahrung anzunehmen aus der Hand unkeusch gewordener Priesterinnen.

Möglicherweise rührt auch der Sturz der Jungfrau auf

FRUCHTBARKEITSKULTUS

eine Platte an einem verwandten Geheimnis; denn Platte wird in der rätoromanischen Volkskunde mit ‚matta‘ gereimt, wahrscheinlich nicht bloß wegen des Reimes, wenn man weiß, daß die Herdplatte eine solche Bedeutung beanspruchte, daß die Braut an den Herd geführt wurde und daß die heilige Margaretha ausdrücklich sagt, daß sie dort schlief, «*jeu durmevel adina cun tei*», und wenn man sich erinnert, daß die Geister durch die Herdplatte und durch andere mysteriöse Steine hervorsteigen zu den Menschen. Mehrere romanische Märchen berichten sogar von einem Hinabsteigen durch die Herdplatte in ein geheimnisvolles Reich. Das Aschenbrödel der deutschen Märchen ist bei den Romanen zur ‚*schenderletga sut il vonn*‘ geworden³⁸. Das Hinfallen selber gilt bei primitiven Völkern und nicht selten sogar bei unseren hochkultivierten Stadtbewohnern als ein Vorzeichen böser Zukunft. Die ‚*Canzun de sontga Margriata*‘ beginnt mit dem Fall der Jungfrau und schließt mit dem Herausfliegen oder Herausfallen des Glockenklöppels. Daß der Glockenton zur Abwehr böser Kräfte und zum Herausholen neuen Segens als besonders wichtig gilt, das beweist die Glockenkunde aus dem Wetterläuten, aus dem ‚*Chalandamars*‘, und aus dem ‚*far cavals*‘, aus dem Ausschellen der Hochzeiten³⁹.

Wahrscheinlich war das Glockengeläute von St. Jörg und St. Gall bestimmt, den Fluch, der infolge des Frevels an der heiligen Margaretha wirksam geworden war, im Tale zu beenden, wie das Morgenläuten und die Wetterglocken dem Treiben der Hexen Einhalt gebieten.

Nachdem wir die folkloristische Seite des Liedes in ausführlicher Weise zu erfassen suchten, möchten wir nicht die erschütternde Art des Abschiedes der Heiligen über-

sehen. Die Glocke, welche die heilige Margaretha endgültig zum Tale hinausbegleitete, ja sogar für immer verbannte, insofern man diese Hypothese wählen will, bildet den Schluß des Liedes. Der Abschied ist ergreifend; denn Kessel und Milchfaß ziehen ihr nach und die weinenden Kühe, welche zu weinen nicht aufhörten, soweit sie noch die Scheidende sehen konnten. Es sieht aus wie der traurige Zug mit verunglückten Hirten und einer vorzeitigen Alpentladung bei plötzlichem Schneefall. Uralte Abschiedsszenen scheinen hier nachzuklingen, wie das „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“⁴⁰ uns eine schildert: «Im Böhmischem Riesengebirge nimmt die Braut Abschied, indem sie Kuh, Tisch, Bank und Stuhl umarmt und küßt, so daß man sie nur mit Gewalt losreißen und auf den Wagen tragen kann.» Auch dieses Nachzittern heute verschwundener Abschiedsdramatik bestätigt das Alter des Liedes und hebt es in eine höhere Denk- und Gefühlssphäre, die vom heutigen Hirten nicht mehr verstanden würde, weil er den Inhalt der Sage nicht mehr so gläubig nachfühlen kann. Wie sehr das Lied vorchristliche Anschauungsweise wiedergibt, zeigt auch die Verwendung mysteriöser Zahlen. Wir hören von sieben Sommern weniger fünfzehn Tagen, von drei Hemden, von drei Schafen, die man dreimal scheren kann, von dreimelkigen Kühen, von dreimaligem Mähen und drei Klafter tiefem Versinken.

In Anbetracht der anschaulichen Schilderungen des Liedes zwingt sich die Frage auf, in welcher Gegend die Katastrophe sich abspielte und wo das Lied zuerst gesungen wurde. Die Lokalisierung schließt natürlich nicht aus, daß das Lied ursprünglich ehemals Gemeingut weiterer Alpenvölker war, obwohl wir bis dato erfolglos darnach fahndeten. Heute handelt es sich um

FRUCHTBARKEITSKULTUS

spezifisch urrätisches Traditionserbe. Die Lokalisierung des Itinerariums der scheidenden Heiligen ist uns durch das Lied selber dadurch in die Hand gegeben, daß wir darin den ‚Cunclas‘, den Kunkelspaß, finden, der von Tamins nach Pfäfers, Ragaz führt. Der Lokalname *Porta romana* und römische Funde auf dieser Strecke beweisen, daß er zur Römerzeit benützt wurde. Im Mittelalter war es auch ein vorzüglicher Schleichweg, um an den Zollstätten und -brücken von Reichenau, Chur und Tardisbrücke vorbeizukommen. Es ist übrigens auch die kürzeste Verbindung aus dem Bündner Oberland nach dem Walensee. Die frühe Christianisierung und Bewirtschaftung des Tales ergibt sich aus dem St.-Martins-Patrozinium im Calfeisental und aus dem Namen St. Peter am Wege nach Mapragg⁴¹. Der bündnerischen Oralliteratur ist der ‚Cunclas‘ bekannt durch den Kinderreim, welchen der Knabe der Schnecke zuruft, wenn sie ihm die Hörner nicht herausstrecken will: «Schnetg, schnetg, lai o las cornas, schiglioc bett' jeu tei, tiu bab e tia mumma sur las Cunclas oragiu – Schneck, Schneck, streck die Hörner aus, sonst werfe ich dich, deinen Vater und deine Mutter über den Kunkels hinab.»⁴² Für die Volkskunde wird dieser Übergang auch dadurch ominös, daß von dorthier die nordischen giftigen Winde ins Land hereinstürmen. Zahllose romanische Orts- und Flurnamen beweisen die ehemalige Romanizität des Tales, die im Sarganser Land zwischen 1200 und 1500 zuungunsten des Romanischen ausfiel, während man in Vättis bis mindestens ins siebzehnte Jahrhundert und auf Vettnerberg bis ins achtzehnte Jahrhundert des Romanischen sich bediente. H. Perret, der verdiente Herausgeber der ‚*Fontes ad historiam in Planis*‘, der bei dieser Lokalisierung uns wertvollste Dienste leistete, berichtet: «Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts

FRUCHTBARKEITSKULTUS

schrieb ein Lehrer in Vättis in sein Tagebuch, daß die Kinder hier ‚altfranzösische‘ Liedlein singen. Es gab in Vättis auch ein romanisches Statutarrecht, da der romanisch überschriebene Deckel davon noch gesehen werden konnte. In Valens gibt es heute noch einen unverständlichen Kinderzählreim, der lautet: ‚Planca giu, allama tu.‘»

Nachdem römischer Paßverkehr [Münzfunde römischer Zeit in Vättis], uralte Siedlung und Bewirtschaftung und die Romanizität des Tales erwiesen sind, stehen wir nicht an, gemeinsam mit Herrn Perret die Lokalisierung in folgender Weise festzustellen. Die im Liede genannte Alp wird die heutige Großalp sein, welche von Tamins durch den Sessagit und den zweitausend Meter hohen Sennenstein getrennt ist. Beide Namen, insbesondere der Sennenstein, wecken die Ahnung, daß hinter der hohen Scheidewand gegen Tamins und Trins zu irgendeine mysteriöse Tragik des Alpenlebens sich abgespielt haben könnte. Der Alpenstaffel, auf dem die Platte des unheilvollen Sturzes lag, wäre vielleicht noch irgendwo zu finden. Am Paßweg sieht man auch den Sumpf, in den der Hirte versenkt wurde. Vom Alpstaffel weg spielt sich nun der Abschied in folgender von Perret geschilderten Weise ab: Nach der Erwähnung des Kunkels kommt im Lied der Passus «Epi mav' ella sur Cunclas ô» [also hinaus, weil der Weg lange Zeit mehr auswärts als jäh abwärts führt, was für den Ort genau paßt] «la caldera e las vaccas mavan suenter, aschi lunsch sco ellas han viu, han ellas buca calau de bargir.» Jene, die der Heiligen nachschauten, waren also auch nicht weit vom Kunkels entfernt, was unsere Auffassung vom Ausgangspunkt der Heiligen bestätigt. Gerade am Kunkels kann man einem nach Norden Scheidenden sehr lange nachschauen, und das sowohl vom

FRUCHTBARKEITSKULTUS

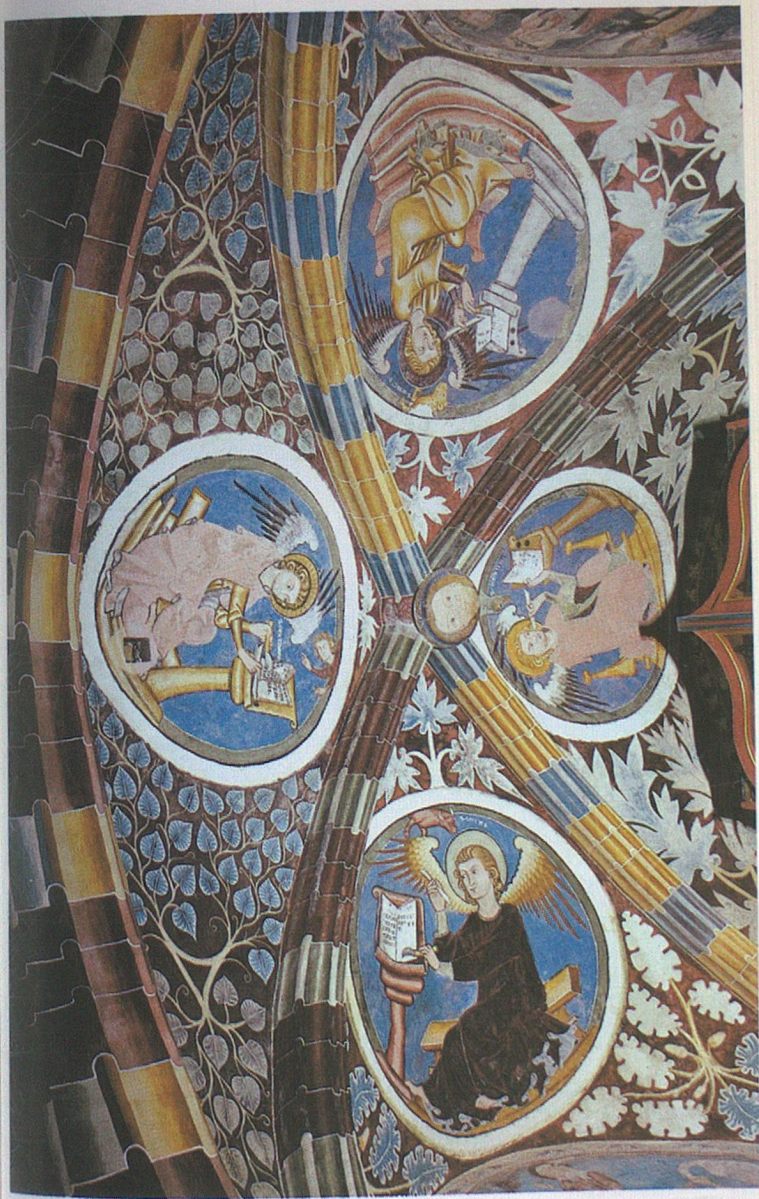
Dörfli aus wie auch von den oben liegenden Alpen herab. Gerade am Kunkels-Dörfli kann man sich eine solche Szene sehr gut vorstellen. Da schauen die Alpleute von ihren Hütten über die weiten Matten hin. Immer kleiner wird die Figur der Scheidenden, bis sie in der Ferne verschwindet. Gewiß haben sie lange geschaut, einzeln und in Gruppen. Sie zogen ihr nach bis vor die letzten Hütten, einige vielleicht weiter. Da haben sie noch immer geweint. Dann aber sind sie zurückgekehrt an ihre Arbeit. Alles konnte da also Wort für Wort, Wendung für Wendung so stattfinden, wie es im Liede erzählt wird. Man stößt bei diesem ganzen Itinerarium wirklich auf keine, aber auch auf gar keine Widersprüche zwischen dem Liede und der Gegend, und zwar das vom Anfang bis zum Ende und vom Ausgangspunkt bis zum Endpunkt. Jedes Detail stimmt, und jede Bezeichnung hat ihre Bewandtnis, Schritt für Schritt, wie wir weiterhin noch sehen werden. – Alles zog der Heiligen nach. Einige gewiß über Vättis hinaus. Es war das in dieser sanft abfallenden Gegend ein müheloser Liebeserweis. Gewiß schauten sie ihr auch in Vättis nach; denn sie vermittelte als Zusenn die Verbindung der Alp mit dem Dorf. Auch da schauten sie also so weit nach, soweit sie nur konnten, und haben zu weinen nicht nachgelassen. Dann aber kam die Heilige in den Engpaß von St. Peter. Hier hört das Blickfeld auf. Hierunter öffnet sich die schauerliche Tiefe, welche die Therme enthält, die im Herbst ganz versickert. Für ein primitives Naturvolk ein Geheimnis, das die richtige Stimmung schafft für dasjenige, was nun folgt. Der Sänger holt gleichsam Atem und sagt: «Epi eis ella ida...», und dann kam sie vorbei an einem Bronn, «sper ina fontauna». Das Wort und, dann' leitet mit besonderer Betonung etwas Neues ein, das weit weg ist von dem, was zu Beginn des Liedes

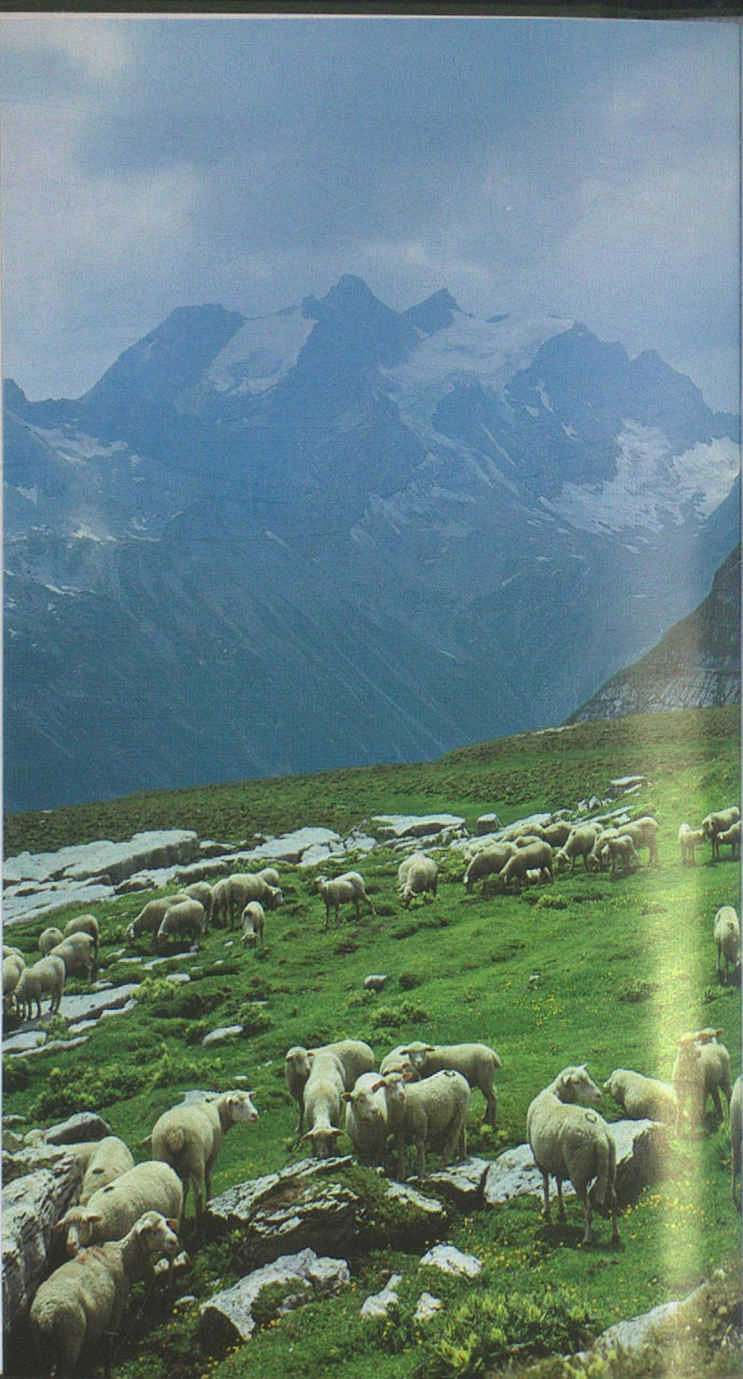
FRUCHTBARKEITSKULTUS

besungen wurde. Die Heilige singt: «O Bronn, o kleiner Bronn, wenn ich von dannen gehe, so wirst du gewiß vertrocknen, und vertrocknet ist der Bronn.» Ob gerade diese Quelle ehemals vertrocknet ist und wieder zum Vorschein kam, ließe sich in einem solchen Quellengebiet fragen; ob die Wasserverminderung der gewiß schon damals bekannten Therme einem solchen Glauben Nahrung gab oder eine andere intermittierende Quelle, läßt sich eher ahnen als beweisen. Abermals setzt das schleppende ‚Epi‘, und dann, ein. Die Heilige geht nicht über Vaschnäris nach Pfäfers, sondern ging über die Halde hinaus, den Zickzackweg empor hinüber ins Tälchen, das vom Fluppi durchflossen ist. Vom Ragollergrat steigt man über eine ziemlich sanft geneigte ‚Plangge‘, romanisch Plaunca, zum Margarethenkapellchen. Dieses Tälchen heißt St.-Margarethen-Tälchen, aber auch ‚Samspens‘, vielleicht ‚Sumspundas‘? Diese Plangge spricht die Heilige zweimal an, und zwar mit traulichem Diminutiv, als wäre das ein ihr besonders liebes Tälchen. Von dieser Halde wird gesagt, daß sie verdorrt sei. Perret versichert, daß eben diese Plangge sehr dürr und mager sei. Sie bleibt aber nicht da stehen, sondern schreitet hinab, dem Fluppi entlang, zum Rhein, ohne des Klosters zu gedenken – es war ja noch nicht da –, geht an St. Georg vorbei, das bei der Porta Romana neben einer römischen Wartburggruine liegt, und hin nach Ragaz, wo im zwölften Jahrhundert das Galluspatronat urkundlich nachweisbar ist. Dieses Patronat konnte schon vorher bestanden haben. Die aussichtsreiche Stelle, wo das Kloster St.-Pirmins-Berg

Kirche St. Georg in Rhäzüns; Chormalereien

Alp Rubi oberhalb Brigels





en
be
is
V
de
m
is
h
so
is
T
M
fe
in
L
d
in
I
e
to
st
d
n
n
z
li
z
n
v
e
F
c
l
t
r

FRUCHTBARKEITSKULTUS

erbaut wurde, mußte von der Heiligen auf ihrem Wege betreten werden, um nach St. Georg zu kommen. Dieses ist um so bedeutsamer, als früher keine Straße über Valens-Vasön führte. Das Kloster, welches um die Mitte des achten Jahrhunderts entstanden ist, wird im Lied nicht erwähnt. Das Lied dürfte also älter sein. St. Georg ist ein Heiliger, der in Gallien schon im fünften Jahrhundert verehrt wurde und dessen Verehrung auf deutschem Boden schon in spätrömischer Zeit nachgewiesen ist⁴³. St. Gall wurde in Rätien schon kurz nach seinem Tode verehrt. Das beweist der Versuch des Placidus-Mörders Victor, den Leichnam des Heiligen mit Waffengewalt zu rauben. Auch fehlen alte Galluspatronate in Rätien nicht⁴⁴. Das würde für die Entstehung des Liedes zwischen dem Tod des heiligen Gallus 640 und der Gründung der Abtei Pfäfers sprechen, somit schon im siebenten oder zu Beginn des achten Jahrhunderts. In dieser Datierung stimme ich mit H. Perret ganz überein, ja ich neige sogar zur Annahme, daß man eher weiter zurückgehen darf in eine Zeit, als die Kultur vollständig heidnisch war. Jedenfalls muß man das Lied *vor* der Tätigkeit Pirmins ansetzen. Ein Lied, das so heidnisch war, wie diese Schilderung dargetan hat, daß auch nichts Christliches daran zu finden ist als höchstens die zwei letzten noch verdächtigen Verse, konnte unmöglich in der Zeit Pirmins entstehen, als er mit seinen dreizehn Brüdern nach Pfäfers kam, etwa um 720, vorab nicht direkt im Rücken des Klosters, nachdem man weiß, mit welcher Entschiedenheit und Ausführlichkeit er in seinem Skarapsus in zwei Kapiteln gegen alles Heidnische auftritt: «Omnia filactiria diabolica, precantatores, sortilogus, karagius, aruspices, divinos, ariolus, magus, maleficus, auguriosus, tempistarius et cuncta alia mala cum supradicta ingenia diabolica nolite

FRUCHTBARKEITSKULTUS

credire⁴⁵. – Alles teuflische Werk, Verzauberungen, Wahrsagereien, Wagengespann, Vogelauguren, falsche Propheten, Zigeuner [ariolos], Sterndeuter, Hexen, Vogeldeuter, Hagelrufer und alle anderen bösen Werke in Verbindung mit den obgenannten teuflischen Erfindungen sollt ihr nicht glauben...» Man wende nicht ein, daß eben dieser Provenzale oder gar Spanier die Lieder der Rätoromanen nicht verstanden habe. Die älteste Vita des Heiligen sagt ausdrücklich, daß er «utraque lingua, Romanorum scilicet Francorumque, magnopere decentia monita divinis officiis proferebat quod cuncti qui aderant mirati sunt⁴⁶ – daß alle Zuhörer staunten, wie er beim Gottesdienst beide Sprachen, romanisch und fränkisch, reden konnte.» Das Lied war jedenfalls schon lange da, als der Wanderbischof Pirmin auftrat, ja im wesentlichen dürfte die Sage geradezu vorchristlich sein. Doch dieser Annahme scheinen die zwei letzten Verse zu widersprechen:

«E cur ch'ella ei ida sut il zenn
de sogn Gieri e sogn Gagl,
Tuccavan ei d'ensemén,
ch'ei dev'ô il battagl.»

Unter der Glocke St. Jörgs und St. Galls
Ist die Maid vorübergezogen.
Da hat es geläutet so lauten Schalls,
Daß der Klöppel herausgeflogen.

Die Glocke ist ein Erzeugnis der christlichen Ära. Obwohl schon die Römer ein ‚aes thermarum‘ läuteten zur Eröffnung der Bäder, so läßt sich die Verwendung von Glocken zu sakralen Zwecken erst im achten Jahrhun-

FRUCHTBARKEITSKULTUS

dert nachweisen⁴⁷. Es läßt sich ganz gut denken, daß Pirmin für Rätien die ersten Glocken nach der fränkischen Sitte in seiner Heimat gießen oder schmieden ließ. Um diese Zeit ungefähr treten neben den Mönchen Wandergießer auf. Wenn die Glocke im Liede läutet, so dürfte das Lied eben aus dieser Zeit stammen. Es läßt sich aber auch denken, daß diese Verse um diese Zeit dem schon vorhandenen Liede angehängt wurden, wie es oft vorkam, daß der Märchenerzähler noch meines Erinnerns mit irgendeiner spaßhaften Schlußbemerkung den Boden der Wirklichkeit wieder gewann, ungefähr wie Heine seinen Gedichten zuletzt einen Fußtritt gab. Wir dürfen sogar annehmen, daß dieser Beisatz von kirchlicher Seite beigegeben wurde, um den heidnischen Inhalt für die Sänger unschädlich zu machen. Die Glocke ist die große Geisterscheuche, welche die heidnische Fruchtbarkeitsgöttin des Taminatales endgültig vertreibt. Die Mönche von St.-Pirmins-Berg konnten mit ihrem Erfolg zufrieden sein, sobald der Sieg der christlichen Glocke und des christlichen Kultus über die heidnische Diva so mächtig zur Geltung kam. Weil das Lied nun nicht mehr gefährlich war, wurde es weiter gesungen bis an die Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts, aber ohne daß es die Kirche betreten durfte oder daß die Heilige im Alpsegen angerufen worden wäre. Die beiden Verse sind stilistisch auch so auffallend störrisch lang, daß sie als späteres Einschiebsel sich zu verraten scheinen. Wir könnten zur Hypothese kommen, daß das Lied vorchristlich war, daß aber die letzten Verse im siebenten oder achten Jahrhundert, vielleicht von den Mönchen von St.-Pirmins-Berg, beigelegt wurden.

Wie steht es aber mit dem Urtext des Liedes? Sprachlich wurde das Lied in der Rätoromanischen Chrestomathie

im Idiom des heutigen Bündner Oberlandes aufgenommen; aber es besitzt doch eine Färbung, die eine uralte Fassung durchschimmern läßt, man denke an «ir a saver, buc saver, zezna purschala, sto saver» und «son-tga» im Sinne des Tabu oder sacer. Der Text des Liedes ist aber metrisch so willkürlich, daß keine richtige Zählung der Versfüße und nur zwei, vielleicht bloß zufällige Reime vorkommen. Der jeweilige Sänger konnte also sofort die ältere Sprachform nach seinem Idiom umwandeln. Die Melodie ist so choralmäßig rezitativ, daß sie sich leicht biegen läßt, ähnlich wie die volkstümlichen Vesperantiphonen, die im Bündnerland von jedem Sänger mit mehr oder weniger Geschick dem vorhandenen Text entsprechend angepaßt werden können. Es gibt wahre Meister dieser Anpassungskunst, die ohne Schwierigkeit ganze Satzteile einfügen. Die Eintönigkeit der Melodie mit ihren gleichmäßigen Figuren verschwindet durch die schöne Naturstimme, die so oft zutiefst ein bewegendes Etwas besitzt, das jeder Definition, mechanischer und musikalischer Nachahmung sich widersetzt. Zudem kommt noch, daß die Variation von innen heraus, aus dem Textinhalt, Betonung, Takt, willkürliche Eigenwilligkeit und Gemütsbewegung schöpft. Hanns in der Gand, welcher im Auftrage der Schweizer Volksliederkommission mit vielen anderen romanischen Liedern auch dieses Lied in seiner alten Melodie aufnahm und dadurch die schwer singbaren fünf Varianten der Rätoromanischen Chrestomathie auf die Füße stellte, machte uns darauf aufmerksam, daß die Melodie ursprünglich drei singende Personen voraussetzt, einen Erzähler und zwei handelnde Personen, ähnlich wie beim Passionsgesang der Karwoche⁴⁸. Bei Prüfung der Melodie entdeckte man sofort das Anklingen alter kirchlicher Melodien. Diese Verwandt-

schaft läßt sich nicht abstreiten. Wie so oft, webt auch hier zwischen Volkslied und Kirchenlied ein merkwürdiges Geheimnis, das selbst die modernsten Kirchengesänge nicht ganz verschleiern. Dieses eigenartige Funkenspringen hin und her sollte bei der Volksliedforschung intensiver ins Auge gefaßt werden. Hier verstecken sich auch die Gefahren der Hypothesen und die Klippen der Aufnahmen der Melodien, insbesondere wenn die alten Sängerinnen beim musikalischen Kreuzverhör unsicher werden. Wo undeutliche Töne vorkommen, läßt sich der Sänger leicht Noten suggerieren, die ihm von anderswoher geläufig sind, aus dem Kirchengesang. Wie oft passierte es mir selber, wenn ein Philologe mich bei einem romanischen Ausdruck behaften wollte, daß ich nicht mehr sicher war, wie ich es anfänglich unbeeinflußt gesagt hatte. Um des philologischen Folterknechtes frei zu werden, läßt man eine Ausdrucksform gelten, die suggeriert wurde. Man beachte diese Klippe auch beim Volksliede, insbesondere wenn es nicht mehr ganz sicher im Gedächtnisse sitzt. In unserem Falle handelt es sich aber sowohl bei den Varianten, welche die Chrestomathie aufgezeichnet hat, wie bei der Aufnahme von Hanns in der Gand um eine sehr nahe Verwandtschaft mit der Melodie, in welcher die Passion in der Karwoche gesungen wird. Es sind hier gleiche Figuren vorhanden. Es fragt sich nun, ob die ‚Canzun de s. Margriata‘ die Kirchenmelodie sich angeeignet hat oder umgekehrt. Um dieses mit etwelcher Sicherheit entscheiden zu können, müßte die Musikgeschichte der ältesten Chormelodien Aufschluß geben können, wann und durch wen diese entstanden sind. Man weiß aber nur, daß diese Melodien schon im vierten christlichen Jahrhundert gesungen wurden; aber über ihren Ursprung schweigt sich die Musikgeschichte noch aus.

FRUCHTBARKEITSKULTUS

Ist es aber möglich, daß diese kirchlichen Melodien damals für den christlichen Gottesdienst gemacht wurden? Denken wir nicht zu modern – heute bestellt man einfach eine Komposition –, ehemals bediente man sich der vorhandenen Melodien. Die schönsten sakralen Melodien des heidnischen Ritus wurden wahrscheinlich für die christlichen Hymnen benützt. Daran nahm gewiß niemand Ärgernis, insbesondere dann nicht, wenn die Stimmung der Melodie dem Inhalt des christlichen Liedes so auffallend entsprach wie beim St.-Margaretha-Lied. Diese und ähnliche Melodien waren möglicherweise für den Kultus unter den europäischen Völkern allgemein üblich. Der gegenteilige Vorgang hingegen scheint mir unmöglich. Wäre die Passionsmelodie schon vor dem Margaretha-Lied dagewesen, dann hätte niemand gewagt, einen ganz und gar heidnischen Text in dieser Melodie zu singen; es wäre als eine Verunehrung des ergreifendsten Liedes des Christentums mit aller Macht bekämpft worden. Daß aber das Christentum die würdigste Melodie des heidnischen Kultus benützte, hatte nichts Unpassendes und war nichts Ungewohntes, seitdem man weiß, wie oft die heidnischen Zeremonien für den christlichen Gottesdienst herangezogen wurden.

Wir suchten in diese Frage dadurch mehr Licht zu bekommen, daß wir mehrere Fachleute der Musikgeschichte befragten. Die wertvollste Antwort erhielten wir von P. Ephrem Omlin aus dem Kloster Engelberg. Dieser schreibt:

«Die Frage, welche mir vorgelegt wird, ist nicht ganz unkitzlig, da für die in Frage kommenden Melodien fast gar kein Vergleichsmaterial vorhanden ist. Die Melodien des sogenannten liturgischen Rezitativs [Töne für die Lektionen, wozu auch die Passion gehört, sowie die

FRUCHTBARKEITSKULTUS

Orationen, Präfation, Paternoster usw.] wurden sehr selten aufgezeichnet, erstens einmal, weil das nicht nötig war, da diese einfachen syllabischen Gesänge infolge ihrer schlichten Struktur und ihres häufigen Vorkommens recht einprägsam waren, und zweitens weil eine Aufzeichnung in der alten Neumenschrift vor der Erfindung des Liniensystems durch Guido von Arezzo [† ca. 1050] bei so einfachen Gesängen praktisch fast gar keinen Wert hatte. Die ältesten Aufzeichnungen dieser Gesänge finden sich allmählich seit dem zwölften Jahrhundert und werden erst im fünfzehnten Jahrhundert häufiger.

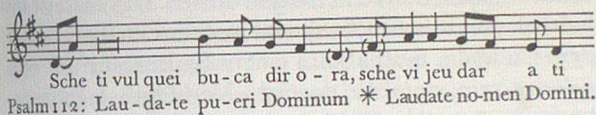
Noch schlechter steht es mit der Kenntnis über die antikeidnische Musik. Hier sind die Melodieüberlieferungen sehr selten; einige Papyrusfragmente abgerechnet, existiert fast nichts. Aus den Schriften der alten Theoretiker sind keine intervallgetreuen Melodien zu entnehmen, sondern bloß Andeutungen allgemeiner Art. Von den forensischen Melodieformeln der Rhetoriker weiß man nur die Existenz, kennt aber keine Melodiebeispiele. Trotzdem genügt das Wenige, das man weiß, um eine allgemeine Vorstellung von der Melodiestruktur dieser antiken Gesänge zu bekommen. Es muß sich um melodisch sehr einfache, syllabische Gebilde gehandelt haben, während der jüdische Tempel- und Synagogengesang schon zur Zeit Christi sehr ausgebildet und mit reichen Tongirlanden ausgestattet war. Für die Entstehung des christlichen Chorals gibt es demnach zwei ganz verschieden geartete Quellen: Die antikeidnische Musik mit ihren einfachen rezitativischen Gebilden [dazu gehören auch die Melodien der Chorlieder im klassischen Drama] führte allem Anschein nach zum einfachen liturgischen Rezitativ, während die reichen Formen des jüdischen Synagogalgesangs ihre organische

Weiterentwicklung im Responsorialgesang der Metten und Messe [Graduale und Traktus] gefunden haben. Was die Präfation im besondern betrifft, so ist der Tonus solemnus aus dem Tonus ferialis entstanden. Dieser ist zwar handschriftlich nicht vor dem zwölften Jahrhundert überliefert. Da er aber keiner der acht seit der Karolingerzeit aus dem griechischen Oktoechos ins Abendland herübergekommenen Kirchentonarten angehört, muß er in seiner Struktur sehr alt sein und dürfte in das vierte Jahrhundert, wenn nicht noch weiter, zurückreichen. Das sind aber bloß hypothetische Rekonstruktionen, die eine große Wahrscheinlichkeit, aber nicht stringente Beweisbarkeit haben. Die Passionsmelodie der Vatikana hat sich allmählich vom neunten bis vierzehnten Jahrhundert aus dem alten Lektionston der Metten herausentwickelt, der in seinen Grundelementen ebenfalls ins christliche Altertum zurückreicht.

Was nun die Melodie des rätoromanischen St.-Margaretha-Liedes angeht, so ist diese außerordentlich interessant, und die Parallele zum liturgischen Rezitativ drängt sich geradezu auf. Initium, Rezitationston, Mittelkadenz, zweites Initium, Rezitationston, Schlußkadenz sind Grundbestandteile jedes liturgischen Rezitativs sowie der ganzen Psalmodie. Alles das findet sich auch im St.-Margaretha-Lied. Selbst die dort befindliche doppelte Höhe des Rezitationstons [bisweilen auf E, meist auf A] ist im liturgischen Rezitativ nichts Unbekanntes und gehört sogar zu den ältesten Eigentümlichkeiten dieser Gesänge. Auch die Umspielung des Rezitationstons [wie bei ‚O ti, o ti fontaunetta‘ und ‚O ti, o ti plaunchetta‘] gehört zu den ganz alten choralischen Gepflogenheiten. Am auffallendsten ist die Parallele bei der immer wiederkehrenden Kadenz des St.-Marga-

FRUCHTBARKEITSKULTUS

retha-Liedes und der Übergangsformel des Chronisten zur direkten Rede des Heilandes in der Passion, zum Beispiel:



,Paster petschen ha quei ad aguri cattau' und ,Respondit Jesus'. Aber gerade der ausgesprochene Dur-Charakter dieser Formel macht mich stutzig, da die älteste Form der Mettenlektionen mehr unsern Moll-Tonarten gleicht und die im Beispiel gegebene Passionsformel sicher zu den jüngsten Bestandteilen der Passion gehört. Es wäre wohl möglich, daß die *melodische* Fixierung des heutigen Margaretha-Liedes jünger ist als die Struktur des Liedes, das heißt daß der Volksmund die ursprünglichen Moll-Formeln mit der Zeit in die von ihm lieber gepflegten Dur-Formeln umgeprägt hat, ohne die Gesamtstruktur des Liedes wesentlich zu ändern.

Meine Meinung ist nun die: Inhaltlich ist das Lied zweifelsohne heidnisch. Die melodische Grundstruktur des Liedes steht in ausgesprochener Parallele zum christlich-liturgischen Rezitativ, das sich aus der antik-heidnischen Musik entwickelt hat. Ob nun die Rätoromanen die Melodie des Margaretha-Liedes erst aus dem christlichen Choral geschöpft haben oder ob es sich wirklich um einen ,erratischen Block' aus dem Heidentum handelt, wage ich nicht zu entscheiden; die zweite Erklärungsweise wäre *nicht unmöglich*, ist aber positiv unabweisbar infolge des gänzlich mangelnden Vergleichsmaterials; falls es sich doch beweisen ließe, wäre das eine musikgeschichtlich außerordentlich wertvolle Erkenntnis.»

Man wird nach diesen Ausführungen, die sich mit der Antwort aus dem Kloster Maria Laach decken, die Hypothese des heidnischen Ursprungs der St.-Margaretha-Melodie aufrechterhalten dürfen. Das Lied ist inhaltlich vorchristlich, es spielt zweifellos im Tale hinter dem Calanda, muß also in einem Kulturzentrum entstanden sein, dem die dortigen Verhältnisse ganz geläufig waren. Als Kulturzentrum kommen in Frage Chur und die römischen Stätten des Sarganser Landes, welche als solche durch zahlreiche Funde erwiesen sind. Das Kloster Pfäfers, welches um die Mitte des achten Jahrhunderts errichtet wurde, setzte sich hier fest, überwand die heidnische Denkart und begründete eine christliche Kultur, die in ihrer Weite und Tiefe nicht leicht überschätzt werden kann. War das St.-Margaretha-Lied mit seinem ganz heidnischen Inhalt schon da, als St. Pirmin mit seinen dreizehn Mönchen hierher kam, oder arbeiteten diese so sachte, daß ein heidnisches Lied solcher Bedeutung hinter ihrem Rücken entstehen und allgemein gesungen werden konnte? Oder entstand das Lied gar als Kampfmittel gegen das Kloster, in welchem Pirmin seinen Skarapsus schieb, der mit Macht gegen «*auguria, ariolos, aruspices, precantatores*» kämpfte? In diesem Vättiser Tal mit seinen schauervollen Waldeinöden und seinen geheimnisvollen intermitierenden⁴⁹ Quellen wurden heidnische Opfer dargebracht, die gekennzeichnet werden: «*super truncum frugum effundire et vinum et panem in fontem mittere*», das heißt wohl auf den Baumstrunk [Altar?] Früchte hinzuleeren und Wein und Brot ins Wasser zu werfen. Dagegen hatte Pirmin laut gepredigt: «*Omnia ista quid est, nisi cultura diabuli* – was ist das anders als Teufelsdienst?» Dazu kommt noch, was die Strafgesetze Karls des Großen und Lex Remedii an drakonischen Gesetzen

FRUCHTBARKEITSKULTUS

wider die Götzendienerei enthalten. Das Lied wird also wohl zu einer Zeit entstanden sein, da der Inhalt ohne Lebensgefahr gesungen werden konnte, also bevor das Christentum in diesen Gegenden herrschend geworden war, jedenfalls vor dem Bau des Klosters, seines gefährlichsten Widersachers. Das Kloster war noch nicht da, sonst hätte es ebensowohl im Liede genannt werden können wie die Kapellen von St. Jörg in nächster Nähe des Klosters und St. Gall in Sichtweite. Wenn die beiden Schlußverse wirklich ursprünglich sind und nicht erst später angehängt wurden, dann ist kein Zweifel, daß es nach dem Tode des heiligen Gall um 645 geschehen sein muß, zu einer Zeit, da seine Verehrung sich so durchgesetzt hatte, daß er als Kirchenpatron erwählt wurde. Es ist bekannt, daß er sehr rasch zu einem hochangesehenen alemannischen Volksheiligen wurde. In St. Gallen wird noch heute eine Glocke aus Eisenblech vorgewiesen, die in jener Nacht zur Totenmesse läutete, als ihm wunderbarerweise geoffenbart wurde, sein Lehrer, der heilige Kolumban, sei gestorben. Ungefähr hundert Jahre später dürfte St. Pirmin [753] in Pfäfers aufgetreten sein. Wir dürften also sagen, daß das Lied zwischen 645 und 753 entstanden wäre... die Echtheit der beiden Schlußverse vorausgesetzt.

Wir glauben in genügender Weise nachgewiesen zu haben, welch ein kostbarer Schatz rätromanischer Oral-literatur im St.-Margaretha-Lied uns erhalten worden ist. Durch den Inhalt erweist es sich als ein Produkt vorchristlichen Denkens. Eine ergreifende Tragik des Alpenlebens wird in einer uralten einzigartigen Melodie gesungen. Es ist ein Kristall echten urrätischen Gesteins ohne fremdländische Beimengung. Wir dürfen mit diesem Edelstein neben denjenigen Nationen im Rate sitzen, die stolz sind auf ihre Mythen und ihre Orallitera-

FRUCHTBARKEITSKULTUS

tur. Wir besitzen in der ‚Canzun de sontga Margriata‘ ein Mythen- und ganz aus dem rätoromanischen Volke herausgewachsenes Nationallied, welches in Zukunft in jeder Versammlung, wo es um unsere größten Güter geht, von ausgewählten Sängern gesungen werden sollte. Die Anwesenden mögen in Ehrfurcht stehend, mit dem Hut in der Hand, zuhören. Obwohl das Christentum uns weltanschaulich über den Inhalt des Liedes hinausgehoben hat, bleibt es ein würdiges Nationallied des rätoromanischen Volkes.

ANMERKUNGEN

WASSERKULTUS IN RÄTIEN UND ANDERSWO

- ¹ Jecklin, II. Teil: Volkstümliches aus Graubünden, Chur, Verlag Jost & Albin, 1876, S. 13, und ges. Ausgabe 1916.
- ² R. Chr. II, S. 627, 64. [Wir zitieren die Rätoromanische Chrestomathie von Dr. Decurtins, welche in 13 Bänden herausgekommen ist im Verlag Junge in Erlangen, stets R. Chr.]
- ³ R. Chr. II, S. 627, 58; 628, 92.
- ⁴ Le culte de l'eau en Armorique par Millon, Saint-Brieux, Impr. Prud'homme, p. 17.
- ⁵ Légende de la mort par Le Braz, Edit. Honoré Champion, Paris 1902, p. 219 I. P.
- ⁶ Annalas XII, S. 28, Compagnia Andeer. – Im Proprium Curiense berichtet die Legende des heiligen Luzius, daß die heidnischen Einwohner auf Luziensteig den Glaubensprediger in einen Brunnen geworfen hätten, aus dem die Christen ihn halbtot herauszogen. Der Text lautet wörtlich: «Martyrii cupidus athleta Christi Lucius in loco, qui olim dicebatur Silva Martis, nunc autem Luziensteig, quodam die in puteum a paganis immissus, a christifidelibus semianimis inde extrahitur.» Es scheint sich hier ebenfalls um eine rituelle Strafe zu handeln. Eine Brunnentauche, welche von den Heiden in ihrem dem Gotte Mars geweihten Hain ausgeführt wird!
- ⁷ Schweiz. Archiv für Volkskunde, Brunnenumzug in Rapperswil, Jahrg. VIII, S. 81.
- ⁸ Der Quellkultus in der Schweiz von Runge, Verlag Meyer & Zeller, Zürich 1859, S. 24 und 27.
- ⁹ Millon, S. 16.
- ¹⁰ Millon, S. 16.
- ¹¹ Millon, S. 16.
- ¹² Das alte Rätien von Conr. Planta, S. 483.
- ¹³ R. Chr. II, S. 147.
- ¹⁴ R. Chr. II, S. 633, 206.
- ¹⁵ Runge, S. 15, 16.
- ¹⁶ Jahresbericht der Hist.-Antiq. Gesellschaft 1897, Ämterbücher, Muoth, S. 25.
- ¹⁷ Millon, S. 14.
- ¹⁸ Millon, S. 19. Le Braz, Légende de la mort. [Fallende Haarnadeln künden den Tod des Bräutigams.] Vergleiche auch Handwörter-

ANMERKUNGEN

buch des deutschen Aberglaubens B. I. L. 11 S. 1671–1686, wo sehr viele interessante Belege für die Aufstellungen in unserer Arbeit in vorzüglicher Art zusammengestellt sind. Dieser Artikel erschien erst nach Vollendung unseres Aufsatzes. Da beide sich nirgends widersprechen, brauchten wir keine Änderungen vorzunehmen, sondern freuten uns über die Begegnung!

¹⁹ R. Chr. II, S. 238.

²⁰ Nüscheler, Gotteshäuser S. 18. Vergleiche auch St. Margrethen in Chur und im Rheintal.

²¹ R. Chr. II, S. 240.

²² Dr. Cahannes, Die Pilgerreise des heiligen Karl Borromäus [Zeitschrift für schweiz. Kirchengeschichte].

²³ R. Chr. II, S. 626, 19.

²⁴ Millon, S. 15. La fontauna de Clavadi, R. Chr. II, S. 147, 24.

²⁵ Literaturgeschichte von Salzer, Allgemeine Verlagsgesellschaft München, B. I, S. 51 und Concil. Liptin.

²⁶ Runge, S. 10.

²⁷ R. Chr. II, S. 143.

²⁸ Studie über das Bad Krumbad, Dr. Schröder, Archiv für Geschichte des Hochstiftes Augsburg VI. B. 5. L. S. 471.

²⁹ Schröder, S. 498. Confer Bad Ganci im Prätigau: Est ibi etiam locus in Alpibus, Gany dictus, balneis admodum salubribus, Foeminis praesertim sterilibus celebratus. – Es gibt dort in den Alpen auch einen Ort, Ganej geheiß, mit außerordentlich guten Heilquellen, ganz besonders für unfruchtbare Frauen... Pallas Rhaetia von Fort. Sprecher [Anno 1617], S. 9. Landvogt Dietegen von Salis hatte vierzehn Jahre keine Kinder, hat dort mitsamt seiner Frau gebadet und erhielt hernach sechs schöne Söhne. [Kurtze und gründliche Badbeschreibung Bads Ganej in dem Thal Prettigow in Balneis Philiatros 1741.]

³⁰ Schröder, ebenda.

³¹ Jecklin, Volkstümliches S. 24.

³² R. Chr. XI, S. 213.

³³ R. Chr. II, S. 651, 83 und 84.

³⁴ Jecklin, Volkstümliches S. 107.

³⁵ Jecklin, Volkstümliches S. 34–37. Bündner Glocken, Caminada [Verlag Orell Füßli, Zürich], S. 96. In Schams versammelten sich die Hexen beim Bach d'Artschins. Annalas XLIII, S. 75.

³⁶ Runge, S. 16.

³⁷ Runge, S. 16, Anmerkung.

³⁸ R. Chr. II, S. 625. In Schams goß man an der Weihnachtsvigil

ANMERKUNGEN

Blei. Aus den ins Wasser gegossenen Figuren kündete sich Glück oder Unglück. Annalas XLIII, S. 65.

⁹ R. Chr. II, S. 627, 47.

¹⁰ R. Chr. II, 631, 158–161.

¹¹ Archiv für schweiz. Altertumskunde B. IX, S. 265: Dr. Heierli, Die bronzezeitliche Quellenfassung von St. Moritz. Er verlegt die Gegenstände in die mittlere Bronzezeit [also etwa 1000 Jahre vor Christus].

¹² Millon, S. 19, 20, 21.

¹³ R. Chr. II, 628, 77.

¹⁴ R. Chr. II, S. 625, 16, 18, 19.

¹⁵ R. Chr. II, S. 629, 103.

¹⁶ R. Chr. II, 632, 175. Bei Le Braz erfährt die Magd den Tod ihres Herrn aus dem Wasser, in welchem sie dessen Bild sah, Ruderplätschern, Wellenschlag bei Nacht und drei Blutstropfen künden den Tod des Sohnes, die Wäscherin mit dem Leichentuch kündet den Tod des Herrn, Weidekreuze auf dem Wasser künden Tod an, je nachdem sie darauf schwimmen oder untersinken.

¹⁷ R. Chr. IV, S. 979, 54.

¹⁸ R. Chr. IV, S. 983, 165.

¹⁹ R. Chr. IV, S. 994, 495.

²⁰ O fons Bandusiae splendidior vitro

Dulci digne mero non sine floribus

Cras donaberis haedo

Cui frons turgida cornibus [Horaz, Lib. III, XIII. Ode].

²¹ Millon, S. 20.

²² Runge, S. 24.

²³ Jecklin, Volkstümliches S. 24.

²⁴ Von Wasseropfern – Menschenopfern scheinen zu sprechen die Schamserseen ‚Libi‘, ‚Limartsch‘ und ‚lai Calandari‘. Annalas XLIII, S. 73.

²⁵ R. Chr. II, S. 687.

²⁶ Runge, Quellenkultus S. 28, Anmerkung.

²⁷ Runge, S. 30.

²⁸ R. Chr. II, S. 630, 146.

²⁹ R. Chr. X, S. 767, 80.

³⁰ R. Chr. II, S. 629, 102.

³¹ R. Chr. II, S. 630, 131.

³² R. Chr. II, S. 635, 254. Vergleiche auch Légende de la mort I, S. 193: le mort dans l'arbre.

³³ R. Chr. II, S. 625, 17.

ANMERKUNGEN

- 64 R. Chr. II, S. 632, 194.
- 65 R. Chr. II, S. 630, 140.
- 66 R. Chr. II, S. 630, 136, 137.
- 67 R. Chr. X, S. 647, 18.
- 68 R. Chr. II, S. 628, 91.
- 69 R. Chr. II, S. 628, 86.
- 70 R. Chr. II, S. 152, 46.
- 71 R. Chr. X, S. 766, 37.
- 72 Vergleiche Caminada, Bündner Friedhöfe [Verlag Orell Füßli, Zürich], S. 111: Die Totenspenden.
- 73 R. Chr. II, S. 634, 251.
- 74 R. Chr. II, S. 240.
- 75 Ecclesiast. 29, 28.
- 76 Rochholz, S. 173. Caminada, Bündner Friedhöfe S. 31.
- 77 Millon, S. 11.
- 78 Millon, S. 13.
- 79 Dr. Brück, Kirchengeschichte, Verlag Kirchheim, S. 248.

FEUERKULTUS IN RÄTIEN

- ¹ Ovidi Nasonis Fastorum libri sex, von Hermann Peter herausgegeben zu v. 791, Teubner, Leipzig.
- ² Ovid, Anmerkung zu v. 792.
- ³ Ovid IV. 796.
- ⁴ Caminada, Bündner Friedhöfe, Verlag Orell Füßli, Zürich, S. 81.
- ⁵ Weiß, Weltgeschichte II, S. 630.
- ⁶ Weiß, Weltgeschichte II, S. 630.
- ⁷ Römische Mythologie, von S. Preller, 2. Auflage, Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1881, S. 316. – Römische Geschichte, von Theodor Mommsen, 2. Auflage, Weidmannsche Buchhandlung, 1856.
- ⁸ Preller, Römische Mythologie, S. 164.
- ⁹ Preller, Römische Mythologie, S. 167, Nr. 542.
- ¹⁰ Caminada, Bündner Friedhöfe, Verlag Orell Füßli, Zürich, S. 99 bis 110.
- ¹¹ R. Chr. II, S. 634, 235 und 236.
- ¹² R. Chr. II, S. 633, 208. Nach Ovid von Dr. Berg, Anmerkung Vers 358, streute man dem Opfertier, ehe man es tötete, am Altare Schrot mit Salz vermischt zwischen die Hörner, oft auch Wein.

ANMERKUNGEN

- ¹³ R. Chr. II, S. 656, 106.
- ¹⁴ R. Chr. II, S. 632, 191.
- ¹⁵ R. Chr. X, S. 769, 14.
- ¹⁶ Weiß, Weltgeschichte II, S. 54.
- ¹⁷ R. Chr. IV, Volksmedizin, S. 978, 34, 35, 36 und II, S. 632, 191.
- ¹⁸ R. Chr. IV, S. 978, 37 und X, S. 771, 84.
- ¹⁹ R. Chr. II, S. 215, 80 und IV, S. 984, 205. Vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens I. H. 10, S. 1491.
- ²⁰ R. Chr. IV, S. 984, 202.
- ²¹ R. Chr. II, S. 635 und 104.
- ²² R. Chr. X, S. 767, 83.
- ²³ R. Chr. II, S. 630, 129 und 130.
- ²⁴ R. Chr. IV, S. 1019, 267.
- ²⁵ R. Chr. II, S. 156, 59.
- ²⁶ R. Chr. II, S. 156, 56.
- ²⁷ Ischi II, S. 87 und R. Chr. II, S. 191, 118 und 119.
- ²⁸ R. Chr. II, S. 92, 71.
- ²⁹ R. Chr. II, S. 56, 45.
- ³⁰ R. Chr. II, S. 7, 3.
- ³¹ R. Chr. II, S. 38, 28.
- ³² R. Chr. II, S. 38, 29.
- ³³ R. Chr. IV, S. 983, 165.
- ³⁴ R. Chr. IV, S. 983, 166.
- ³⁵ R. Chr. X, S. 770, 64.
- ³⁶ R. Chr. II, S. 632, 194.
- ³⁷ R. Chr. II, S. 632, 184.
- ³⁸ R. Chr. X, S. 747, 7. In Salux wurde am Nidelsonntag zu Beginn des Nidelmahles ein Löffel geschwungener Nidel an die Diele geworfen; sie blieb dort das ganze Jahr hängen.
- ³⁹ R. Chr. IV, S. 983, 169. Vergleiche hier auch P. Clemente S. 250 und die Schandscheibe tgiagarar beim Scheibenwerfen, R. Chr. II, S. 230, 7.
- ⁴⁰ Istorie delle Missioni dal P. F. Clemente da Brescia MDCCII Trento, S. 250 und R. Chr. IV, S. 983, 169.
- ⁴¹ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens II, 5. 714 und R. Chr. II, S. 633, 225.
- ⁴² Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens II, 9. 1398.
- ⁴³ R. Chr. II, S. 150, 38 und XI, S. 211, 17.
- ⁴⁴ Caminada, Bündner Friedhöfe, S. 71 und Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, 1916, S. 91.
- ⁴⁵ R. Chr. II, S. 631, 152.

ANMERKUNGEN

- ⁴⁶ R. Chr. II, S. 630, 139. Den gleichen Sinn hat die Strohfigur, welche in Medels verbrannt wurde. Dr. Caduff, Die Knabenschaften Graubündens.
- ⁴⁷ Johannes Meringer, Vorchristliche Religion, Verlag Benziger, S. 107.
- ⁴⁸ R. Chr. II, S. 632, 193 und X, 766, 37.
- ⁴⁹ R. Chr. IV, S. 1017, 28.
- ⁵⁰ Millon, S. 16 und 17.
- ⁵¹ R. Chr. X, S. 751, 18 und S. 1124, 5 und II, S. 690, 18.
- ⁵² R. Chr. II, S. 157, 61.
- ⁵³ R. Chr. II, S. 154, 50. Im Schamsertal gingen die Knaben den vom Herbstmarkt heimkehrenden Vätern mit brennenden Besen entgegen.
- ⁵⁴ R. Chr. II, S. 156, 56.
- ⁵⁵ R. Chr. II, S. 659, 118.
- ⁵⁶ R. Chr. II, S. 656, 106.
- ⁵⁷ Ovidi Fastorum IV. Vers 805: per flammas saluisse pecus. Alle Verse dieses Gesanges von 790 bis 863 sind besonders bedeutungsvoll und aufschlußreich.
- ⁵⁸ R. Chr. II, S. 634, 253.
- ⁵⁹ R. Chr. II, S. 634, 252.
- ⁶⁰ R. Chr. II, S. 626, 42.
- ⁶¹ R. Chr. II, S. 626, 43, 44 und 45.
- ⁶² R. Chr. II, S. 98.
- ⁶³ R. Chr. X, S. 766, 39.
- ⁶⁴ R. Chr. II, S. 167, 57.
- ⁶⁵ R. Chr. II, S. 631, 152.
- ⁶⁶ R. Chr. II, S. 625, 7 und 8.
- ⁶⁷ R. Chr. II, S. 636, 105 und X, S. 765, 7 und 8.
- ⁶⁸ R. Chr. II, S. 634, 238.
- ⁶⁹ R. Chr. II, S. 16, 10 und S. 639, 109.
- ⁷⁰ Caminada, Bündner Friedhöfe, S. 99.
- ⁷¹ Proprium Curiense 21. Januar.
- ⁷² Matthäus 24, 28; Lukas 17, 37.
- ⁷³ Richard Wiebel, Das Schottentor, Beno Fisler, Augsburg. Persönliche Mitteilung.
- ⁷⁴ R. Chr. II, S. 625, 11.
- ⁷⁵ R. Chr. II, S. 626, 37.
- ⁷⁶ Sol salutis, von Dr. Franz Dölger, Verlag Aschendorff, Münster 1925, S. 32.
- ⁷⁷ Dölger, S. 32.

ANMERKUNGEN

- ⁷⁸ Dölger, S. 32.
- ⁷⁹ Dölger, S. 5.
- ⁸⁰ Job 4, 20.21.
- ⁸¹ Dölger, S. 12.
- ⁸² Dölger, S. 315.
- ⁸³ Dölger, S. 43.
- ⁸⁴ Dölger, S. 52.
- ⁸⁵ R. Chr. II, S. 76. Il prenci dil solegl.
- ⁸⁶ R. Chr. II, S. 627, 54.
- ⁸⁷ R. Chr. II, S. 168, 99 und II, S. 629, 114.
- ⁸⁸ R. Chr. X, S. 767, 71.
- ⁸⁹ Cf. Handwörterbuch d. dt. Aberglaubens I, S. 1398.
- ⁹⁰ R. Chr. II, S. 627, 61.
- ⁹¹ R. Chr. X, S. 766, 35.
- ⁹² R. Chr. X, S. 767, 73 und S. 769, 19.
- ⁹³ R. Chr. II, S. 169, 102.
- ⁹⁴ R. Chr. X, S. 767, 71.
- ⁹⁵ Vergleiche Dr. Caduff, Die Knabenschaften, S. 138 und 144.
- ⁹⁶ 34 in Joann., post init. [Breviarii Romani pars verna Sabbato ante Dominic. Passion.]
- ⁹⁷ R. Chr. IV, S. 985, 206.
- ⁹⁸ Das Loch der Eberesche.
- ⁹⁹ R. Chr. IV, S. 995, 504.
- ¹⁰⁰ Ovidi Fastorum VI. 164.
- ¹⁰¹ Esse ex sole sumptus ignis, isque totus mentis est [Varro bei Preller, Römische Mythologie II, S. 151].
- ¹⁰² R. Chr. II, S. 634, 235 und 236.
- ¹⁰³ R. Chr. II, S. 235, 16.
- ¹⁰⁴ Volkstümliches, von D. Jecklin, S. 4, 5.
- ¹⁰⁵ Volkstümliches, von D. Jecklin, S. 86, 30.
- ¹⁰⁶ Volkstümliches, von D. Jecklin, S. 119, 9.
- ¹⁰⁷ Varro bei Preller II, S. 151.
- ¹⁰⁸ Preller, Römische Mythologie II, S. 42.
- ¹⁰⁹ R. Chr. IV, S. 1014, 258. Beim Mittagsläuten des Johannedes werden in Bündlen Blumen gelesen und am 26. Juni die Wetterheiligen Johannes und Paulus durch Bittgänge gefeiert. Vergleiche R. Chr. IV, S. 980, 94, 96, 97, 107 und Caminada, Bündner Friedhöfe, S. 104.
- ¹¹⁰ Millon, S. 19-21.
- ¹¹¹ Le Braz I, S. 80.
- ¹¹² R. Chr. II, S. 217, 4.

ANMERKUNGEN

- ¹¹³ R. Chr. X, S. 752, 21.
- ¹¹⁴ R. Chr. X, S. 1128, 10. Vergleiche auch Schamserisches in den Annalas XLIII, S. 65.
- ¹¹⁵ Ovid libr. Fast. II, 265-474. Vergleiche auch Römische Geschichte von Mommsen I, S. 156.
- ¹¹⁶ R. Chr. X, S. 766, 39. Vergleiche auch Caduff, Knabenschaften, Fastnachtsbräuche, S. 98 ff.
- ¹¹⁷ R. Chr. II, S. 166, 14.
- ¹¹⁸ R. Chr. II, S. 166, 15-20.
- ¹¹⁹ R. Chr. II, S. 230, 7 und X, S. 748, 9 und 10.
- ¹²⁰ R. Chr. X, S. 747, 7, 8. Dr. Caduff, Knabenschaften, S. 135 ff.
- ¹²¹ R. Chr. II, S. 231. Mißliebigen Personen wurde die 'tgiagiärer', die Schandscheibe, geworfen.
- ¹²² R. Chr. II, S. 223, 6.
- ¹²³ In Medels [Oberland] wurde früher eine den Fasching darstellende Figur [masca de strom] von den Knaben an einem Seil über eine Brücke hinabgelassen und verbrannt. Caduff, Knabenschaften, S. 103.
- ¹²⁴ R. Chr. II, S. 239, 58 und P. Maurus Carnot, Im Lande der Rätoromanen, S. 29.
- ¹²⁵ Jacob Grimm, Deutsche Mythologie I, 3. Auflage, S. 570, beschreibt verschiedene Notfeuer.
- ¹²⁶ Leo, sermo in Nativitate Domini 27, Migne PL 54, 218f.
- ¹²⁷ Dölger, S. 5.
- ¹²⁸ Dölger, S. 61.
- ¹²⁹ Dölger, S. 70.
- ¹³⁰ Dölger, S. 79.
- ¹³¹ Dölger, S. 82.
- ¹³² Dölger, S. 160.
- ¹³³ Dölger, S. 13.
- ¹³⁴ Mansi B. 2, S. 974.
- ¹³⁵ Planta, Das alte Rätien, S. 450.
- ¹³⁶ Weissager, 133. Planta, Das alte Rätien, S. 483.
- ¹³⁷ R. Chr. IV, S. 981, 116 und S. 634, 249.

STEINKULTUS IN RÄTIEN

- ¹ Anzeiger für Altertumskunde, Jahrg. 1926: 'Ein Spaziergang im Tale der Maira auf dem Pfade der Urgeschichte', von Dr. Giovannoli, S. 8.

ANMERKUNGEN

² Die Aufnahmen von Kreisförster Burkart stehen uns im Manuskript, in Photographie und Handzeichnung zur Verfügung.

³ Millon, *Les tombeaux préhistoriques*, S. 1. Imprimerie de H. Vatar, Rennes.

⁴ Paul Gruyer, *Menhirs et Dolmens bretons*. Paris, Henri Laurens, Rue Tournon 6, 1927, und Zacharie Le Rouzic, Carnac, Menhirs – Statues avec signes figuratifs et Amulettes ou Idoles des Dolmens du Morbihan. Imprimerie Armoricaïne, Nantes 1924. Diesen Broschüren mit vielen Illustrationen haben wir unsere Angaben aus der Bretagne entnommen, wo wir diese Steine persönlich prüften, insoweit sie uns interessierten.

⁵ Beim Bau des Tempels in Jerusalem berichtet das Buch der Könige [3 Kg 6, 7] vielsagend: «Kein Hammer, kein Beil noch ein anderes eisernes Werkzeug ward gehört am Hause, da es gebaut ward.»

⁶ Concilium Arelatense 452 Can. XX³ Mansi B. 7, S. 881.

⁷ Concilium Toletanum XII, Anno 681, Mansi B. 11, S. 1037.

⁸ Homilia S. Hieronimi Presbyteri Lib. 2 Comm. in cap. 15.

⁹ R. Chr. II, S. 654, 100.

¹⁰ R. Chr. II, S. 148, 29.

¹¹ R. Chr. II, S. 663, 130.

¹² Pour le peuple breton, toute une histoire merveilleuse s'attache aux mégalithes. Il en fait la demeure d'êtres surnaturels capables d'en sortir, surtout la nuit: et c'est pour garantir contre les malices de ces êtres qu'il se signe lorsqu'il passe au pied d'un menhir ou de certains dolmens. Il leur attribue une vie surnaturelle; il croit que toutes ces pierres grandissent comme des êtres humains, qu'elles tournent et se retournent, qu'elles se déplacent, généralement la nuit de Noël, pour aller se désaltérer à la rivière voisine. Pour lui, ce sont encore des oracles; elles protègent, enrichissent, guérissent, donnent des conseils, prédisent l'avenir, favorisent les mariages. Mais elles veulent qu'on les respecte, et se vengent terriblement de ceux qui les mutilent ou les renversent. On ne leur ménage donc pas les offrandes propitiatoires; comme à Mellé ou à la Roche Ecriante, de Montault; des pièces de monnaie, comme au Pas Saint-Martin d'Iffic. En certains villages, on s'y rend en procession, on danse autour d'eux; à la Saint-Jean, on y allume des feux. Comme tout ce qui est du passé, ces légendes s'effacent peu à peu et tendent à disparaître. Néanmoins, elles sont encore assez vivantes pour permettre de se rendre compte de la place considérable que les mégalithes ont tenue et occupent même aujourd'hui dans l'esprit du peuple breton. Ces monuments funéraires sont devenus comme une partie de sa reli-

ANMERKUNGEN

gion. La Bretagne par L. Gallouedec, Librairie Hachette, Paris, p. 57.

¹³ Paul Gruyer, Menhirs et Dolmens bretons, S. 8 und 27.

¹⁴ R. Chr. X, S. 675, 98.

¹⁵ R. Chr. II, S. 148, 31.

¹⁶ R. Chr. II, S. 148, 29.

¹⁷ R. Chr. X, S. 1094, 11.

¹⁸ R. Chr. XI, S. 219, 42.

¹⁹ R. Chr. II, S. 159, 65.

²⁰ R. Chr. II, S. 663, 131.

²¹ R. Chr. X, S. 644, 4.

²² R. Chr. X, S. 648, 22.

²³ R. Chr. X, S. 670, 83.

²⁴ R. Chr. XI, S. 212, 19.

²⁵ R. Chr. II, S. 158, 64.

²⁶ R. Chr. XI, S. 211, 17.

²⁷ R. Chr. II, S. 16, 10.

²⁸ R. Chr. II, S. 23, 13.

²⁹ R. Chr. II, S. 32, 22.

³⁰ R. Chr. II, S. 74, 10.

³¹ R. Chr. II, S. 148, 30.

³² R. Chr. X, S. 649, 25.

³³ R. Chr. II, S. 688, 9.

³⁴ R. Chr. X, S. 649, 26.

³⁵ R. Chr. II, S. 688, 10.

³⁶ Dar la portga heißt man in Churwalden: Sürieble, Saurübeln.

³⁷ Dr. Gian Caduff, Die Knabenschaften Graubündens [Kommissionsverlag Schuler, Chur], S. 99: Punchiadurs, Stopfer und R. Chr., Ergänzungsband, S. 161.

³⁸ R. Chr. II, S. 654, 98.

³⁹ Berlin, Walter Gruyter, S. 20, 33, 48, 70, 196, 217.

⁴⁰ Chr. Caminada, Bündner Glocken, S. 34 [Verlag Orell Füßli, Zürich 1915].

⁴¹ R. Chr. X, S. 1091, 6.

⁴² R. Chr. X, S. 650, 29.

⁴³ R. Chr. X, S. 668, 77.

⁴⁴ R. Chr. X, S. 667, 75.

⁴⁵ R. Chr. X, S. 670, 84.

⁴⁶ R. Chr. X, S. 768, 90.

⁴⁷ Bötticher, Baumkultus der Hellenen, S. 191, 204–211.

⁴⁸ R. Chr. II, S. 653, 90.

ANMERKUNGEN

- ⁴⁹ R. Chr. X, S. 768, 87.
- ⁵⁰ Bötticher, S. 191, 204–211.
- ⁵¹ R. Chr. X, S. 649, 24.
- ⁵² R. Chr. X, S. 649, 26.
- ⁵³ R. Chr. II, S. 688, 9.
- ⁵⁴ R. Chr. XI, S. 204, 4.
- ⁵⁵ R. Chr. II, S. 8, 18.
- ⁵⁶ R. Chr. II, S. 125, 100.
- ⁵⁷ R. Chr. X, S. 1093, 9.
- ⁵⁸ R. Chr. II, S. 150, 38.
- ⁵⁹ R. Chr. II, S. 152, 46.
- ⁶⁰ R. Chr. II, S. 652, 89.
- ⁶¹ R. Chr. II, S. 158, 64.
- ⁶² R. Chr. II, S. 148, 28.
- ⁶³ R. Chr. X, S. 648, 23.
- ⁶⁴ R. Chr. X, S. 675, 98.
- ⁶⁵ R. Chr. II, S. 653, 95.
- ⁶⁶ R. Chr. II, S. 654, 96.
- ⁶⁷ R. Chr. II, S. 649, 75.
- ⁶⁸ R. Chr. II, S. 654, 97.
- ⁶⁹ R. Chr. II, S. 660, 119.
- ⁷⁰ Dietr. Jecklin, Volkstümliches, S. 14.
- ⁷¹ R. Chr. II, S. 652, 89.
- ⁷² Vgl. das von Burkart gezeichnete Bild.
- ⁷³ H. Kühn, Die Felsbilder Europas [Verlag Kohlhammer, Stuttgart].
- ⁷⁴ R. Chr. II, S. 149, 32.
- ⁷⁵ R. Chr. II, S. 53, 42.
- ⁷⁶ R. Chr. X, S. 668, 77.
- ⁷⁷ R. Chr. X, S. 667, 75.
- ⁷⁸ Paulys Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft, Berlin, S. 1664–1669.
- ⁷⁹ Der Indologe Prof. Dr. Mejer, welcher die Güte hatte, mein Manuskript durchzusehen, spricht sich darüber in folgender Weise aus: «Soweit ich sehe, waren die ursprünglichsten noch erschließbaren Gottheiten der Indogermanen und vieler anderer Völker *chthonische*. Röhren hinab in die Erde mußten da natürlich sein. Vgl. z. B. Gullapfeffer, Die weiße Mah. Allein bei Urvölkern und Menschenfressern [1929]: „Auf einem freien Platz draußen zeigte er [d. h. der König von Esu in Westafrika] mir noch das Grab seines Vaters. Es ist eine längliche Erhöhung, von Feldsteinen eingefaßt, und darüber

ANMERKUNGEN

ruht je ein dreieckiges Dach aus Palmwedeln. Eine tönerner Röhre führt tief in die Erde bis an die Stelle, wo einst der Mund des Verstorbenen war. Jedesmal, wenn die Häuptlinge zu einem Fest zusammenkommen, geht der König an das Grab und gießt Membo durch diese Röhre.' [S. 51.]»

⁸⁰ R. Chr. II, S. 652–654.

⁸¹ R. Chr. X, S. 648, 20.

⁸² R. Chr. XI, S. 217, 33, 34, 35.

⁸³ Anzeiger für Altertumskunde, Jahrg. 1926, S. 10–12: Dr. Giovannoli, Im Tale der Maira.

⁸⁴ Anzeiger für Altertumskunde, Jahrg. 1926, S. 12.

⁸⁵ R. Chr. II, S. 653, 93. Vgl. Photographie von Burkart.

⁸⁶ Vgl. Zeichnungen und Photos von W. Burkart.

⁸⁷ Schweizer Urgeschichte, Jahrg. V.

⁸⁸ Cf. Mansi, B. 7, S. 881.

⁸⁹ Rudolf Kriß, Religiöse Volkskunde Altbayerns, S. 51.

⁹⁰ Mansi, B. 11, S. 1037. Im *Indiculus superstitionum des Concilium Liptin*. 743 wird auch gesprochen de his quae faciunt superpetras, und im Taufgelübde wird die Abschwörung des Saxnote verlangt. [Sächsisches Taufgelöbniß, Deutsche Literatur von Salzer, B. I, S. 51, München, Allgemeine Verlagsgesellschaft.]

⁹¹ In zwei Kapellen Vorarlbergs, nämlich in einer zwischen Egg und Schwarzenberg und in einer anderen in Großdorf bei Egg, hat P. Notker Curti Lichtlampen aus Stein gesehen, die möglicherweise verwandt sein könnten mit den prähistorischen Schalensteinen. Die Lichtlampen aus dem Kanton Wallis [insbesondere die mehrlöcherige von Mörel], die im Schweizer Archiv für Volkskunde, Jahrg. XX, S. 338, von Rüttimeier beschrieben wurden, lassen ähnliche Gedanken aufkommen.

⁹² Vgl. auch, wie Augustinus in seinem „sermo 15 de sanctis, Pars hiemalis Breviarii“ über diejenigen urteilt, die super tumulos defunctorum cibos et vina conferant.

⁹³ R. Chr. X, S. 749, 10.

⁹⁴ La pierre mesure 1 m 30 de long sur 1 m 30 de large... le cercle en relief était destiné à recevoir une écuelle.

⁹⁵ R. Chr. X, S. 667, 75.

⁹⁶ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens III, Heft 2, S. 240. – In der Kirche Francesca Romana zu Rom sah ich einen Stein mit Knieeindrücken und las dort: «In queste pietre pose le ginocchia S. Pietro, quando i demonii portarono Simon Mago per aria.»

⁹⁷ Der Steinsetzung von Mutta bei Fellers und ihrer kultgeographi-

ANMERKUNGEN

schen Bedeutung widmet die ‚Ur-Schweiz‘, in Band XII vom 2. Juni 1948, S. 26–27 ff., ein besonders aufschlußreiches, wertvolles Kapitel, welches hiermit in den Bereich der Fellerser Urchronik mitbezogen sei:

Die Steinsetzung von ‚Mutta‘: Die ‚Mutta‘ bei Fellers war eine befestigte Siedlung der frühesten Bronzezeit. In nächster Nähe derselben befindet sich ein Steinkreis, mehrere Schalensteine und eine Steinsetzung, die ihr den Charakter eines Kultortes verleihen. Die Steinsetzung besteht aus sechs großen Felsblöcken in je zirka 19 Meter Abstand. Zwei dieser Blöcke sind zirka 38 Meter voneinander entfernt, weshalb das Fehlen eines ursprünglich vorhanden gewesen siebenten Steines angenommen werden darf. Die Felsblöcke sind in einer von Südwest nach Nordost verlaufenden Linie ausgerichtet. Blickt man in der durch die Steine gegebenen Richtung nach Nordosten, so gelangt man am Horizont zu einem Nebengipfel des Felsberger Calandas [Abb. 16]. Blickt man in südwestlicher Richtung, so erscheint hinter dem letzten Felsblock der Steinsetzung der Kirchturm von Ladir [Abb. 17]. Östlich der [Ladirer] Kirchhofmauer, dieser schon im karolingischen Urbar von 831 erwähnten Kirche, ist wohl der Rest einer vorzeitlichen Steinsetzung zu sehen, ausgerichtet nach derjenigen von Fellers. Übrigens steht auch der die Ruine Frundsberg tragende Bergrücken von Ruschein mit seinen zahlreichen Schalensteinen in der bezeichneten Richtung, deren Endpunkt durch den sagenumwobenen Schalenstein ‚crap de tirans‘ gebildet wird. Dieser Tyrannenstein ist aber nicht nur der südwestliche Endpunkt dieser Kultlinie, sondern zugleich der nördliche Endpunkt einer Nordsüdachse, die auf den Bergrücken mit dem uralten Namen Mundaun hinüberweist und an deren Südende bei der Kirche von Tersnaus, am Eingang zum Valsertal, wiederum ein Schalenstein steht. [Ein weiterer befindet sich in der von dort aus fortgesetzten selbigen Richtung oberhalb Peil am Valserberg – ergänzende Bemerkung durch W. O.]

Die Höhenlagen der Dörfer Fellers, Ladir, Ruschein differieren nur wenig, so daß der Sonnenaufgang an diesen drei Orten nahezu gleichzeitig wahrgenommen wird. Augenscheinlich haben wir es bei den vorgeschichtlichen Steinsetzungen von Fellers und den Schalensteinen von Ruschein und Tersnaus [evtl. auch Peil] mit einer Sonnenkultlinie in Verbindung mit einer Nordsüdachse zu tun, einer Richtungslinienkombination, die an zahlreichen Siedlungsorten der Vorzeit nachgewiesen werden kann.

Zeichnet man die beiden Linien auf der Karte ein, so läßt sich der

ANMERKUNGEN

Winkel zwischen der Nordwärtsrichtung und derjenigen der Steinsetzung von Fellers messen. Die letztere weicht um zirka 62 Grad vom Nordpunkt nach Osten ab. Es handelt sich also um eine Richtung, in welcher die Sonne weder am Tage der Gleichen noch am Tage der Sonnenwende aufgeht, denn sie liegt zwischen diesen Punkten. Die astronomische Berechnung durch Dr. Hans Stohler ergab, daß die Sonne um das Jahr 1600 vor Christus, das ungefähre Datum der frühesten Funde auf der ‚Mutta‘ bei Fellers, am 21. Mai und am 21. Juli in der Richtung der Steinsetzung aufgegangen ist, also genau je einen Monat vor und nach der Sommersonnenwende. Das rechnerisch ermittelte Azimut beträgt für den Sonnenaufgang an diesen beiden Tagen 62 Grad.

Welcher Art waren wohl die Festlichkeiten, die einst dort an den Steinen von Fellers und Ruschein stattfanden? Darüber kann uns am ehesten der frühromische Festkalender Auskunft geben, denn die Römer haben wichtige religiöse Anschauungen von den Etruskern übernommen, und etruskische Priester waren die Lehrer der römischen. Der frühromische Festkalender dürfte deshalb sehr wahrscheinlich vorrömische Elemente enthalten. [G. Wissowa, Religion und Kultur der Römer, München 1912.]

Am 21. Mai wurde ein altes Fest der Römer, das Agonium, gefeiert; es galt dem Gott Vediovis, der ein Gegenbild des Himmelsgottes, also ein Unterweltsgott, war.

Aufschlußreicher sind die Hainfeste der Lucaria, die nach dem ältesten römischen Festkalender am 19. und 21. Juli stattfanden. Sie hängen mit der am 23. Juli gefeierten Neptunalia zusammen und werden als Hochsommerfeste geschildert, die der Abwehr allzu großer Trockenheit galten. Sie waren mit Bitten und Opfern gegen ein Versiegen der Quellen und Wasserläufe verbunden, wobei Laubhütten errichtet wurden.

Seit dem Konzil zu Nicäa geht der Kalender den astronomischen Ereignissen um drei Tage nach. Sankt Johanni und Weihnachten fallen von nun an nicht mehr mit den Sonnenwenden zusammen. [1. Konzil zu Nicäa Anno 325, nicaenum, allgemeines Konzil, und 787: 7. ökumenisches allgemeines Konzil.]

Doch verleugnet der christliche Kalender, in welchem die alten heidnischen Festlichkeiten durch den Heiligenkult ersetzt wurden, keineswegs seine einstige Herkunft. So finden wir denn auch für die altrömischen Feste, die um den 21. Mai beziehungsweise 23. Juli stattfanden, die christlichen Kalenderheiligen St. Urban am 25. Mai und St. Jakobus am 25. Juli.

ANMERKUNGEN

Es ist bezeichnend für das konservative Festhalten an religiösen Überlieferungen, daß in der Schweiz noch heute an diesen Tagen Volksbräuche lebendig sind, die an vorchristliche Zeiten erinnern. So wird am St.-Urbans-Tage das Brunnentauchen geübt und der Mittsommer an St.Jakobus durch Höhenfeuer und Tanzfeste der Äipler gefeiert.

Im Sarganserland schmückt die Knabenschaft am St.-Jakobs-Tag den Dorfbrunnen mit einem Maien oder einem Tännlein.

Die Höhenfeuer an den Jakobsfeiern sind seither immer mehr durch diejenigen am 1. August ersetzt worden. Es darf daher wohl angenommen werden, daß früher auch auf dem Schalenstein ‚Pleun dil luf‘, südlich der ‚Mutta‘ bei Fellers, in Erinnerung an heidnische Opferriten der Bronzezeit die Höhenfeuer nicht wie in unsern Tagen am 1. August, sondern am 25. Juli brannten. Regen und Sonnenschein waren für die Fruchtbarkeit der Äcker unentbehrlich und werden es immer bleiben. In früheren Zeiten suchte man das Wohlwollen der Götter durch Opfergaben und Zauberriten zu gewinnen, um das Wachstum und Fruchtbarkeit zu sichern. Das bis heute an gewissen Tagen übliche Brunnenschmücken mutet wie ein später Dank an die Quellgottheiten an, während die Opferfeuer vor allem der lebensspendenden Sonne galten. Die vorgeschichtliche Steinsetzung und die Schalensteine von Fellers dürfen als Zeugen solchen Glaubens betrachtet werden.

[Siehe E. Hoffmann-Krayer, Feste und Bräuche des Schweizervolkes, Fußnote 2, Atlantis-Verlag, Zürich 1940.]

Weitere Schalensteinfunde im Areal der ‚Mutta‘ von Fellers: Steigt man am beschriebenen Steinzeichenkreis vorbei in östlicher Richtung das steile Weglein hinan, so erreicht man in zirka fünf Minuten eine aussichtsreiche, abgeflachte, von Felsklötzen durchsetzte Terrasse, im Volksmund bekannt unter dem Namen ‚il plaun dil luf‘ [Wolfsboden], auf welchem vor vielen Jahren der letzte Wolf erlegt worden ist. Das Wolffangsnetz hing während langer Zeit an der Diele des Turmeinganges und wurde dann, auf Veranlassung des Unterzeichneten und im Einvernehmen mit H. H. Pater Dr. Iso Müller und mit Zustimmung des Gemeindevorstandes von Fellers, im Jahre 1959 der besseren Erhaltung und regerer Besichtigungsmöglichkeiten halber in der ‚Cuort Ligia Grischa‘ nach Trun verbracht, unter Wahrung der Eigentumsrechte der löblichen Gemeinde Fellers.

Auf der Höhe der erwähnten Terrasse, dortselbst wo der Hauptweg sich der Ost- und Nordseite der ‚Mutta‘ abfallend zuwendet, zweigt

ANMERKUNGEN

ein durch Übersteigung eines hölzernen Lattenhages erreichbares Weglein in südlicher Richtung zu mehreren abgeflachten Steinkuppen ab, auf deren Oberseite diverse Anzeichen von ehemaligen Schalengebilden feststellbar sind. Auf einer der höchsten Erhebungen von zirka 2 Meter Blockdurchmesser findet sich zuoberst eine ausgesprochene Kultsteinschale von zirka 25 Zentimeter Durchmesser und von zirka 4 Zentimeter Tiefe. Auf eine weitere, ebenbürtige weist unser Begleiter bei unserem Abstieg hin, die sich nördlich des Gemeindeareals von Fellers, Lokalbezeichnung, Pardi', befindet und noch heute gut sichtbar sei.

Fellers: Dem 27. Jahresbericht der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte von 1935, S. 30-31 entnehme ich, daß sich südlich, unterhalb des Hügels [„Mutta“], auf einer Waldwiese ein Steinkreis befinde, in dessen Innerem der Boden mit Holzkohle durchsetzt sei. Unsere heutige Exkursion vom 31. Juli 1960 ist der näheren Besichtigung dieses Gesteinsblockes gewidmet. Herr Konsumverwalter Gion Casutt-Casutt in Fellers hatte die Freundlichkeit, mich und meinen Schwiegersohn, Herrn Sekundarlehrer P. Jost aus Basel, zu jener grünen Waldparzelle zu begleiten, die in wenigen Minuten auf schmalen, umgefährlichem Pfade, rechts am Kircheneingang von St. Remigius vorbei, über deren südseitliches Gelände, anfänglich ziemlich eben, hernach etwas ansteigend, erreichbar ist und zu einem markanten Felsblock führt. Unmittelbar oberhalb des Wegleins erhebt sich der mit Front gegen Süden gelagerte Stein. Gleich der kreisrunden Schale einer Sonnenuhr, auf ziemlich schräg abfallender, glatter Fläche, präsentiert sich dieser Lichtfang, gleichsam wie wenn zur astronomischen Tages- und Jahreszeitenbestimmung aus der Natur hervorgezaubert.

Durchmesser dieser Lichtscheibe 1,20 Meter, Radius regelmäßig zirka 60 Zentimeter, gekennzeichnet durch eine deutlich, markant im Gestein wahrnehmbare Umkreislinie. Im Zentrum dieses Kreises befindet sich ein klar sichtbares Loch von zirka 20 Millimeter Durchmesser und 10 Millimeter Tiefe. Einige photographische Farbaufnahmen dürften die seltene Erscheinung noch besser illustrieren. [Siehe Seite 5 des Berichtes.]

W. Oswald

BAUM- UND FELDKULTUS IN RÄTIEN

¹ Preller, Römische Mythologie I, S. 110.

² Tacitus, Germania, Kapitel 9, 39 und 40.

ANMERKUNGEN

- ¹ Lütolf, Die Glaubensboten der Schweiz, S. 119.
- ⁴ Consolaziun dell'olma devotiusa, Squiciau a Cuera Peter igl 1702. Pag. 382, 15.
- ⁵ Fry, Der Trunser Ahorn, Buchdruckerei Sprecher, Eggerling & Cie., Chur 1928, S. 22.
- ⁶ Fry, Der Trunser Ahorn, S. 45.
- ⁷ Fry, idem S. 45.
- ⁸ Fry, idem S. 46. Ich erinnere hier auch noch an die Linde beim Schloß Rhäzüns.
- ⁹ Campell, Raetia alpestris, S. 130.
- ¹⁰ R. Chr. IV, S. 981, 117-122.
- ¹¹ R. Chr. II, S. 632, 197. Dort heißt es, daß die Hexen besondere Vorliebe für schwarze Kirschen hätten.
- ¹² Manhardt, Wald- und Feldkultus, S. 18.
- ¹³ Manhardt, idem S. 15.
- ¹⁴ R. Chr. II, S. 634, 243.
- ¹⁵ R. Chr. IV, S. 982, 123.
- ¹⁶ R. Chr. II, S. 654.
- ¹⁷ R. Chr. II, S. 87, 68.
- ¹⁸ R. Chr. II, S. 144, 12.
- ¹⁹ R. Chr. II, S. 144, 11.
- ²⁰ Fry, Der Trunser Ahorn.
- ²¹ Manhardt, S. 34, 32, 23.
- ²² R. Chr. II, S. 148, 28.
- ²³ R. Chr. II, S. 144, 10.
- ²⁴ R. Chr. II, S. 150, 38.
- ²⁵ R. Chr. II, S. 151, 45.
- ²⁶ R. Chr. X, S. 1122, Ergänzungsband S. 159f.
- ²⁷ Ischi, Jahrgang XIII, S. 170-180.
- ²⁸ Caduff, Knabenschaften, S. 126.
- ²⁹ Manhardt, Wald- und Feldkultus, S. 237.
- ³⁰ Man vergleiche hier auch den Wilden Mann der Umzüge der Kleinbasler Ehrenzeichen von Fritz Knuchel, Verlag Gesellschaft für Volkskunde, Basel 1914.
- ³¹ R. Chr. II, S. 659, 116.
- ³² R. Chr. II, S. 98, 77.
- ³³ R. Chr. II, S. 147, 25.
- ³⁴ Manhardt, Wald- und Feldkultus, S. 42.
- ³⁵ R. Chr. II, S. 650, 77-84.
- ³⁶ R. Chr. II, S. 78, 63.
- ³⁷ R. Chr. II, S. 74.

ANMERKUNGEN

- ³⁸ Ischi, Jahrgang IV, S. 5, La ballada dil fideivel pèr, von Dr. Decurtins.
- ³⁹ Ischi, Jahrgang II, S. 141.
- ⁴⁰ Manhardt, Wald- und Feldkultus, S. 39.
- ⁴¹ Dante, Divina Commedia, Inferno, Canz. XIII, 22-46.
- ⁴² R. Chr. II, S. 12.
- ⁴³ R. Chr. II, S. 24, 34.
- ⁴⁴ Ischi, Jahrgang IX, S. 134, Co dertgavan nos vegls, von Dr. Tuor.
- ⁴⁵ Caminada, Bündner Friedhöfe, S. 12.
- ⁴⁶ R. Chr. II, S. 238.
- ⁴⁷ R. Chr. II, S. 193, 3.
- ⁴⁸ R. Chr. II, S. 216, 2.
- ⁴⁹ Annalas XII.
- ⁵⁰ R. Chr. II, S. 651, 82.
- ⁵¹ R. Chr. X, S. 669, 80 und S. 670, 81.
- ⁵² Manhardt, S. 35, Anm. 2.
- ⁵³ Bötticher, S. 10ff.
- ⁵⁴ Bötticher, S. 12.
- ⁵⁵ Bötticher, S. 13.
- ⁵⁶ Breviar. Roman. Lib. I. Comm. in cap. 8, Dominica IV post Epiphaniam.
- ⁵⁷ R. Chr. II, S. 149, 32.
- ⁵⁸ R. Chr. X, S. 707, 48.
- ⁵⁹ Rochholz, Schweizlersagen, S. 75.
- ⁶⁰ Manhardt, Baum- und Feldkultus, S. 44, Anmerkung.
- ⁶¹ R. Chr. II, S. 631, 157; S. 633, 214.
- ⁶² R. Chr. II, S. 633, 230.
- ⁶³ Manhardt, Wald- und Feldkultus I, S. 11.
- ⁶⁴ R. Chr. II, S. 181, 12.
- ⁶⁵ Bötticher, Baumkultus der Hellenen, Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1856, S. 70.
- ⁶⁶ Wiebel, R., Der Bildinhalt der Domplastik in Chur, Sonderabdruck des Anzeigers für Altertumskunde, Heft 4, 1, 2, 1934/35, S. 23.
- ⁶⁷ R. Chr. II, S. 688, 11, 12.
- ⁶⁸ R. Chr. X, S. 766, 44.
- ⁶⁹ R. Chr. II – pop sut il Fraissen.
- ⁷⁰ R. Chr. II, S. 689, 17.
- ⁷¹ R. Chr. II, S. 693, 21 und IV, S. 1017, 27.
- ⁷² Fünfhundert-Jahr-Feier 1424-1924, Bilder des Festzuges.
- ⁷³ Manhardt, Wald- und Feldkultus I, S. 494 und 302-303.

ANMERKUNGEN

- 74 Bötticher, S. 182, und Erläuterungen S. 345.
- 75 R. Chr. X, S. 665, 68.
- 76 R. Chr. II, S. 154, 50.
- 77 Übersetzung unsicher!
- 78 Nach Ducange konnte es sich um eine Art Opferstock handeln, der eine Höhlung besaß zur Aufnahme des Opfers.
- 79 Caracteres = vielleicht Zettel mit irgendeinem rätselhaften Buchstabengekritzeln.
- 80 Da nach Ducange ‚sucus‘ auch Dreck heißt, könnte es sich um ein Dreckopfer handeln.
- 81 R. Chr. IV, S. 980, 99, 100. Vergleiche die kostbare Arbeit von Gall Jecker, Die Heimat des heiligen Pirmin, des Apostels der Alemannen, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster 1927.
- 82 R. Chr. II, S. 168, 95.
- 83 R. Chr. II, S. 167, 31 und 32.
- 84 R. Chr. II, S. 677, 159.
- 85 R. Chr. II, S. 168, 75 und 76.
- 86 R. Chr. II, S. 625, 13.
- 87 R. Chr. X, S. 712, 13.
- 88 R. Chr. II, S. 632, 188.
- 89 Manhardt, Wald- und Feldkultus I, S. 22.
- 90 R. Chr. II, S. 635, 254.
- 91 R. Chr. II, S. 630, 133.
- 92 R. Chr. IV, S. 980, 94-97.
- 93 R. Chr. IV, S. 980, 98.
- 94 R. Chr. IV, S. 1019, 265 und S. 982, 147.
- 95 R. Chr. II, S. 238.
- 96 Manhardt, Wald- und Feldkultus I, S. 10 ff.
- 97 R. Chr. II, S. 27 und X, S. 638.
- 98 Gn 2, 9.
- 99 Ex 3, 2.
- 100 Os 4, 12.
- 101 Bötticher, S. 524.
- 102 Hieronymus Lib. I. Comm. in cap. 8.
- 103 Augustinus de tempore Sermon. CCXLI.
- 104 Manhardt, Wald- und Feldkultus, S. 71.
- 105 Manhardt, S. 34.
- 106 Caminada, Bündner Friedhöfe, S. 44.
- 107 R. Chr. II, S. 182, 41.
- 108 R. Chr. II, S. 156, 55.
- 109 R. Chr. II, S. 147, 26.

ANMERKUNGEN

TIERKULTUS IN RÄTIEN

- ¹ Kriß Rudolf, Die religiöse Volkskunde Altbayerns II, S. 13.
- ² Hoffmann-Krayer, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens VIII, S. 814, unter Tiergestalt.
- ³ Röm 1, 23.
- ⁴ Weish 15, 18.19.
- ⁵ Siehe Kriß, Anm. 1, unter diesen Stichworten, und Bd. VIII, S. 856.
- ⁶ Cicero, De natura Deorum, I. L. I, 20.
- ⁷ R. Chr. II, S. 22, 12.
- ⁸ R. Chr. II, S. 159, 67.
- ⁹ R. Chr. II, S. 31, 21.
- ¹⁰ R. Chr. II, S. 23, 13.
- ¹¹ R. Chr. II, S. 656, 107.
- ¹² R. Chr. II, S. 632, 187.
- ¹³ R. Chr. II, S. 130, 35.
- ¹⁴ R. Chr. II, S. 38, 29.
- ¹⁵ R. Chr. II, S. 40, 30.
- ¹⁶ R. Chr. II, S. 123, 98.
- ¹⁷ R. Chr. X, S. 614, 6.
- ¹⁸ Gian Caduff, Die Knabenschaften Graubündens, S. 95.
- ¹⁹ R. Chr. II, S. 160, 72.
- ²⁰ R. Chr. II, S. 160.
- ²¹ R. Chr. II, S. 630, 131.
- ²² R. Chr. X, S. 768, 84.
- ²³ R. Chr. II, S. 654, 100.
- ²⁴ Hoffmann-Krayer, I, S. 962.
- ²⁵ R. Chr. II, S. 634, 231.
- ²⁶ R. Chr. IV, S. 1018, 259.
- ²⁷ R. Chr. II, S. 658, 113.
- ²⁸ R. Chr. II, S. 47, 36.
- ²⁹ Mt 24, 28.
- ³⁰ Spr 30, 17.
- ³¹ Mt 24, 27.
- ³² Mt 24, 28.
- ³³ Mt 25, 34.
- ³⁴ Cicero, De natura Deorum, Lib. II, cap. 4.
- ³⁵ R. Chr. II, S. 661, 124.
- ³⁶ R. Chr. II, S. 168, 78.
- ³⁷ 1 Kg 6, 5.

ANMERKUNGEN

- ³⁸ R. Chr. II, S. 156, 56.
- ³⁹ R. Chr. II, S. 156, 59.
- ⁴⁰ R. Chr. II, S. 28, 17.
- ⁴¹ R. Chr. II, S. 191, 118–120 und im Ischi II, S. 113.
- ⁴² R. Chr. X, S. 768, 91.
- ⁴³ R. Chr. II, S. 632, 195.
- ⁴⁴ R. Chr. II, S. 639, 108.
- ⁴⁵ R. Chr. II, S. 69, 40.
- ⁴⁶ R. Chr. II, S. 25, 33.
- ⁴⁷ Kriß, siehe II, S. 139, Anm. 1 und R. Chr. II, S. 118, 94.
- ⁴⁸ R. Chr. II, S. 84.
- ⁴⁹ R. Chr. X, S. 768, 92.
- ⁵⁰ R. Chr. IV, S. 1018, 262.
- ⁵¹ Kriß R., Das Gebärmuttermotiv, Votive und Weihegaben usw., S. 128 ff.
- ⁵² Offb 16, 13.
- ⁵³ Lk 23, 30.
- ⁵⁴ R. Chr. II, S. 153, 47.
- ⁵⁵ R. Chr. II, S. 96, 25.
- ⁵⁶ R. Chr. II, S. 107, 15.
- ⁵⁷ R. Chr. II, S. 154, 51 und S. 157, 60.
- ⁵⁸ R. Chr. II, S. 659, 116 und X, S. 669, 79.
- ⁵⁹ R. Chr. II, S. 631, 169.
- ⁶⁰ Manz Werner, Dr., Ethnographie des Sarganser Landes, S. 105 und 127.
- ⁶¹ Hoffmann-Krayer, siehe VI, S. 1605, Anm. 2.
- ⁶² Caminada, Bündner Friedhöfe, S. 136.
- ⁶³ R. Chr. II, S. 646, 115 und S. 45, 34.
- ⁶⁴ R. Chr. X, S. 657, 49 und S. 657, 48.
- ⁶⁵ R. Chr. II, S. 127.
- ⁶⁶ R. Chr. II, S. 52.
- ⁶⁷ R. Chr. II, S. 658, 111.
- ⁶⁸ R. Chr. II, S. 658, 112.
- ⁶⁹ R. Chr. II, S. 71.
- ⁷⁰ Jecklin, Volkstümliches aus Graubünden, S. 147.
- ⁷¹ Hoffmann-Krayer, siehe V, S. 205–208, Anm. 2.
- ⁷² Hoffmann-Krayer, siehe VI, S. 1652, Anm. 2.
- ⁷³ R. Chr. II, S. 91, 35.
- ⁷⁴ R. Chr. II, S. 50.
- ⁷⁵ Caminada, Bündner Friedhöfe, S. 50 und R. Chr. IV, S. 1019, 263.

ANMERKUNGEN

- ⁷⁶ R. Chr. II, S. 145, 17.
- ⁷⁷ Büchli A., Sagen aus Graubünden II, S. 93.
- ⁷⁸ R. Chr. X, S. 670, 84.
- ⁷⁹ Büchli A., Sagen aus Graubünden II, S. 90.
- ⁸⁰ R. Chr. X, S. 670, 84.
- ⁸¹ Kriß, siehe Anm. 1.
- ⁸² Wiebel, Das Schottentor, S. 22.
- ⁸³ R. Chr. X, S. 668, 77.
- ⁸⁴ Büchli A., Sagen aus Graubünden II, S. 95.
- ⁸⁵ Büchli A., Sagen aus Graubünden II, S. 95.
- ⁸⁶ Schweizer Archiv für Volkskunde, Bd. 37, Heft 3, S. 151.
- ⁸⁷ Büchli A., Sagen aus Graubünden II, S. 91.
- ⁸⁸ Mt 8, 28–34.
- ⁸⁹ Jecker, Heimat des hl. Pirmin, S. 104, 136.
- ⁹⁰ R. Chr. II, S. 50.
- ⁹¹ R. Chr. II, S. 633, 203.
- ⁹² R. Chr. X, S. 647, 15 a und b.
- ⁹³ R. Chr. X, S. 767, 83.
- ⁹⁴ R. Chr. II, S. 146, 20.
- ⁹⁵ Perret F., Fontes ad historiam regionis in Planis, S. 996.
- ⁹⁶ Jecker, Heimat des hl. Pirmin, S. 144.
- ⁹⁷ Jecker, Heimat des hl. Pirmin, S. 136.
- ⁹⁸ Capitula Remedii, Nr. 2, und Lex Romana Curiensis, Cap. de Libro IX, Nr. 13.

DAS RÄTOROMANISCHE ST.-MARGARETHA-LIED

- ¹ Im romanischen Text der Sängerin C. Gartmann heißt sie ‚zezna‘, Zusenn, anstatt ‚glückselige‘ Maid. R. Chr. II, S. 238: ‚ventireivla purschala‘.
- ² R. Chr. II, S. 238 und S. 242.
- ³ R. Chr. III, S. 20, 66–70.
- ⁴ 54. Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden.
- ⁵ R. Chr. II, S. 238.
- ⁶ Necrologium Curiense, herausgegeben von Wolfgang von Juvalt, Chur, Buchhandlung Senti & Casanova, 1867. S. 68/69.
- ⁷ Breviarium Curiense im Bischöflichen Archiv von Chur, Inkunabel XII. H. Nr. 1149.

ANMERKUNGEN

⁸ Farner, Kirchenpatrozinien. Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft Graubündens, Jahrgang 1924, S. 142. Wir zitieren im folgenden nur Farner.

⁹ Farner, S. 143.

¹⁰ Nüscheler, Gotteshäuser der Schweiz, Bistum Chur, S. 15. Verlag Orell Füßli, Zürich.

¹¹ Verlag des Instituts für ostbayrische Heimatforschung, Passau 1928, S. 126–132.

¹² Im *Necrologium Curiense* von Juvalt befindet sich beim Datum dieser Heiligen eine Anzahl Verse, deren Inhalt schwer zu deuten ist. Es wird von einer großen Heuschreckenplage gesprochen, die um 1300 aus Deutschland hereinbrach. Sie tragen den Titel: *Novem versus de locustis*. Da diese gerade beim Fest dieser Heiligen eingetragen sind, dürfte es ein Hinweis auf die heilige Margaretha als Nothelferin sein.

¹³ Gedruckt in Venezia 1679 appresso Benedetto Miloco. Kantonsbibliothek Chur.

¹⁴ *Légende dorée traduite du latin d'après les plus anciens manuscrits* par Teodor Wyzewa, Librairie Perrin, Paris 1909, S. V ff. und S. 334–337.

¹⁵ Eine altlombardische Margarethenlegende, kritischer Text nach 8 Handschriften mit einleitenden Untersuchungen, herausgegeben von Berchtold Wiese. Verlag Niemeyer, Halle 1890.

¹⁶ Halle [Max Niemeyer] 1863. Siehe auch: *Die Legende der heiligen Margaretha*, altfranzösisch und deutsch, herausgegeben von Wilhelm Holland, Hannover, Carl Rümpllin, 1863, Vorwort S. IX und S. 27–31.

¹⁷ Vergleiche hier auch die Ausgabe von Bologna, S. 14, Strophe 24.

¹⁸ Wiese, *Heilige Margaretha*, Vorwort S. VIII.

¹⁹ Vergleiche: *Die Hagiographischen Legenden von Hippolyte Delehaye* sj, übersetzt von E. A. Stükelberg, Kösel-Buchhandlung, Kempten 1907, S. 5.

²⁰ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens III, S. 1655. Sowohl die Sängerin Gartmann wie die Mutter des Schreibenden wußten, daß es sich um keine Heilige im kirchlichen Sinne handelte, daß diejenige der Legenden, die im Bilde von Surin dargestellt ist und verehrt wurde, eine andere sei, darum hatten beide ihren Buben öfters gesagt: «*Quella della canzun ch'ei stada zezna ei buca propi ina sontga, mo tonaton ina fetg buna matta che fageva bia dil bien*»: Sie war keine wirkliche Heilige, aber doch eine sehr gute Jungfrau, die viel Gutes tat.

ANMERKUNGEN

- ²¹ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens V, S. 596.
- ²² Lexikon der griechischen und römischen Mythologie, S. 377.
- ²³ Vonbun, Beiträge, S. 135-137.
- ²⁴ Man vergleiche hier auch die ‚Segnessa sontga‘, die heilige Sennerin: R. Chr. XI, S. 219, 43.
- ²⁵ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens I, S. 308.
- ²⁶ R. Chr. X, S. 1093.
- ²⁷ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens II, S. 193.
- ²⁸ Caminada, Bündner Glocken, S. 86.
- ²⁹ Vergleiche Pauly-Wissowa, Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft XVI, S. 1379.
- ³⁰ R. Chr. X, S. 1093, 8.
- ³¹ Dr. Gall Jecker, Heimat des heiligen Pirmin, Verlag Aschendorff, Münster, S. 147.
- ³² Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens VI, S. 836.
- ³³ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens VI, S. 839.
- ³⁴ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens VI, S. 839.
- ³⁵ R. Chr. II, S. 652, 85.
- ³⁶ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens IV, S. 1291.
- ³⁷ 1 Kg 21, 4-7.
- ³⁸ R. Chr. II, S. 125.
- ³⁹ Caduff, Knabenschaften [Verlag Schuler, Chur], S. 152 und 198.
- ⁴⁰ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens II, S. 852.
- ⁴¹ Mapragg wohl aus Malcrap entstanden.
- ⁴² R. Chr. II, S. 183, 47.
- ⁴³ Fink Hans, Kirchenpatrozinien Tirols, S. 131.
- ⁴⁴ Farner S. 95.
- ⁴⁵ Jecker Gall, Die Heimat des heiligen Pirmin, S. 54, 68 und 153.
- ⁴⁶ Jecker Gall, S. 10 und S. 3.
- ⁴⁷ Sartori, Das Buch von den Deutschen Glocken, S. 1, und Caminada, Bündner Glocken, S. 9.
- ⁴⁸ Giusep Maissen hat das Lied nach der Aufnahme von Hanns in der Gand für den Druck und Gesang bearbeitet, mit Fräulein Brida Willi und Herrn Grischott eingeübt und am Schluß meines vorliegenden Vortrages in der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft Graubündens in der Hofkellerei zu Chur vorgetragen. Die gleichen drei Personen sangen das Lied im Anschluß an den Vortrag in der Jahresversammlung der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde in Basel und ernteten nach dem ‚Bund‘ folgende Anerkennung: «Als das Lied nach dem Vortrag im Wechselgesang in Romanisch zur geöffneten Saaltür hinausklang, gesungen von drei

VERZEICHNIS DER BILDER

Personen, den Erzähler, St. Margaretha und den Hirtenbuben vermittelnd, da kam eine Stimmung über die Zuhörer, wie sie nur ein Kunstwerk, das zutiefst der Volksseele entsprungen ist, unter ganz besonderen Umständen hervorbringen kann.»

⁴⁹ Von einer sehr interessanten intermittierenden Quelle berichtet uns Dekan Truog: Zwischen Partmunt und Caschlaira, linke Talsohle, 1100 Meter über Meer, etwa 50 Meter über der Talsohle, bricht regelmäßig gegen Ende Juli eine Quelle hervor, die Ende Oktober versiegt. [Briefliche Mitteilungen.]

VERZEICHNIS DER BILDER

Umschlag:	Die Rheinschlucht (Ruinaulta) zwischen Versam und Reichenau. Im Hintergrund Chur. Foto: Geiger, Flims Waldhaus
Seite 17	Die Viamala oberhalb Thusis Foto: L. Gensetter, Davos Dorf
Seite 18	Der Tomasee, die Quelle des Rheins Foto: L. Gensetter, Davos Dorf
Seite 35	St. Moritzersee mit Piz Languard Foto: L. Gensetter, Davos Dorf
Seite 36	Stall bei Soglio Foto: Filli, Celerina
Seite 77	Feuerreifen der Kinder beim Abbrennen des Homstrom im Engadin Foto: Feuerstein, Scuol
Seite 78	Brennender Homstrom im Engadin Foto: Filli, Celerina
Seite 79	Zum Scheibenschlagen bereit (Untervaz) Foto: L. Gensetter, Davos Dorf
Seite 80	Scheibenschlagen in Untervaz Foto: L. Gensetter, Davos Dorf
Seite 121	Schalenstein bei Carschenna (Sils im Domleschg) Foto: U. Büchi, Forch
Seite 122	(oben) Schalenstein am Weg nach Peil (Vals) Foto: U. Büchi, Forch (unten) Schalenstein auf Plaun da Morts (Riein) Foto: U. Büchi, Forch

VERZEICHNIS DER BILDER

- | | |
|---------------|---|
| Seite 128/129 | Felszeichnungen von Capo di Ponte,
Parco delle incisioni preistoriche – Roccia Nr. I
[rilievo Missione Anati]. Soprintendenza
alle Antichità, Milano |
| Seite 139 | St. Remigius in Falera
Foto: U. Büchi, Forch |
| Seite 140 | Geschliffene Einzelschale auf dem Teufelsstein
in Peil (Vals)
Foto: U. Büchi, Forch |
| Seite 173 | Sogn Sievi in Breil/Brigels
Foto: Verkehrsverein Breil/Brigels |
| Seite 174 | Am Albulapass mit Piz Aela
Foto: L. Gensetter, Davos Dorf |
| Seite 191 | Zervreilahorn mit Zervreilasee
Fotohaus Geiger, Flims Waldhaus |
| Seite 192 | Wettertanne mit Tinzerhorn
Foto: L. Gensetter, Davos Dorf |
| Seite 217 | Schafe auf der Alp Mora (Trin)
Fotohaus Geiger, Flims Waldhaus |
| Seite 218 | Hausfassade in Sumvitg/Somvix
Foto: A. Maissen, Rabiis |
| Seite 235 | Das Bergell von Soglio aus gesehen
Foto: H. Domenig, Davos Dorf |
| Seite 236 | Schloss Rhäzüns, Tristanfigur
Foto: W. Roelli, Pfaffhausen |
| Seite 269 | Tafelbild der hl. Margaretha in
St. Georgs-Kapelle in Obersaxen
Foto: H. Rostetter, Ilanz |
| Seite 270 | Spinnerin
Foto: L. Gensetter, Davos Dorf |
| Seite 287 | Kirche St. Georg Rhäzüns; Chormalereien
Foto: W. Roelli, Pfaffhausen |
| Seite 288 | Alp Rubi oberhalb Brigels
Foto: L. Gensetter, Davos Dorf |

REGISTER

- Aare 19
 Abel 88
 Aberglauben 97 ff., 103, 163
 Advent 82, 182
 Afra Hl. 19
 Afrika 152
 Agatha Hl. 37, 82 ff., 93, 112 ff.,
 127
 Ägypten 67, 210
 Ahorn 166, 167, 177 ff., 189
 Aidos 272
 Albula 20
 Albulatal 123
 Allerseelen 46, 63
 Almosen 30
 Altar [vgl. auch Opferstein]
 39 ff., 44, 46, 65, 133, 185,
 257
 Ambrosiana 266
 Amrein, Dr. 157
 Amulett 209, 228 ff., 234
 Andeer 29, 143, 259
 Andest 153, 168
 Anna Hl. 127, 167, 172
 Antiochien 260, 274
 Antoniusfest 118
 Appenzell 27
 Apuleus 68
 Ardez 71
 Arles 183
 Armen Seelen 14, 16, 27, 32, 37,
 42, 46, 52, 55, 63, 70, 75, 105,
 115, 164, 171, 177 ff., 179,
 184, 187, 219, 223 ff.
 Asche 39, 52, 57 ff., 81, 97,
 126, 199, 240
 Aschermittwoch 97
 a Spescha, P. Placidus 167, 172
 Athen 186, 200
 Athene 278
 August 147
 Augustinus Hl. 44, 72, 75, 76,
 90, 93, 202, 312, 319
 Augustus, Kaiser 150
 Avenches 144
 Avignon 144
 Bad 26 ff., 43
 Baden AG 26
 Baden D 278, 279
 Barbara Hl. 74
 Bardola 27
 Barnagn 240
 Bärschis 232
 Baselland 25
 Baumkult 161 ff.
 Baumopfer 214 ff.
 Baumseelen 176 ff., 186
 Beeli Hans 230
 Benedikt Hl. 109
 Berg, Dr. 304
 Bergell 55
 Berner Oberland 183, 197
 Bernhardin Hl. 24
 Bestattung siehe Grab
 Bertogg, Dr. Hercli 38
 Bibel siehe Hl. Schrift
 Bilderverzeichnis 325
 Blasius Hl. 82 ff., 93
 Bleigießen 182
 Blitz 74, 164, 169, 189
 Blut 31, 33, 52, 125, 133, 147
 Böhmen 210, 282
 Bonifazius Hl. 145
 Boreas 228
 Borromäus Hl. Karl 134
 Bötticher 124, 184, 186, 188,
 310, 318, 319
 Bourges 225
 Braggio 259

REGISTER

- Brautschau siehe Hochzeit
 Bretagne 22, 23, 25, 29, 63, 76,
 94, 104, 105, 109, 110, 116,
 154
 Breviarium Curiense 261 ff.
 Brigels 117, 153, 176, 189, 212
 Brück, Dr. 304
 Brunnen 14, 21 ff., 26
 Brunner, Dr. Ernst 157
 Büchli Arnold 233, 237, 322
 Bündner Oberland 198
 Bunsoh Albersdorf 144
 Burchard von Worms 148
 Bürglen UR 148
 Burgund 215
 Burkart Walo 60, 104, 118, 130,
 136, 157, 309, 311, 312

 Cabrol 146
 Cadi 116, 189
 Caduff, Dr. Gian 175, 213, 306,
 307, 308, 310, 317, 320, 324
 Caesar Julius 50
 Caesarius von Arles 202
 Cahannes, Dr. 302
 Calanca 74
 Calanda 23, 273, 298, 313
 Calfeisental 283
 Calfreisen 32
 Caminada Christian 302, 304,
 305, 306, 307, 310, 318, 319,
 321, 324
 Campell 26, 71, 168, 237, 317
 Capella 71
 Carnot, P. Maurus 175, 256, 308
 Casati Alfons 233
 Castaneda 61, 104, 142
 Castiel 26, 32, 74, 149
 Casutt-Casutt Gion 316
 Cavorgia 172
 Censorinus 53

 Chrestomathie, Rätoromani-
 sche, passim
 Christentum [vgl. auch Ver-
 christlichung] 21 ff., 40, 43 ff.,
 88 ff., 97, 196, 199 ff., 241 ff.,
 257 ff., 278 ff., 300
 Chur 21, 24, 34, 57, 188, 214,
 216, 225, 230, 231, 232, 233,
 234, 241, 259, 283, 298
 Cicero 52, 75, 210, 216, 217,
 241, 320
 Clemens von Alexandrien 27
 Clemente, P. da Brescia 56, 305
 Clemente San 124
 Conrad, Dr. 20
 Cornely Hl. 106
 Cresta-Avers 60, 61
 Cumbels 171, 263
 Cysac 237

 Dämonen siehe Geister
 Dänemark 188, 197
 Danis 137, 153
 Dante 180, 318
 Dardin 83, 84, 136, 153, 176, 212
 Darvella 37, 58, 59, 61, 106,
 153, 172
 da Salò, P. Zacharias 165, 166,
 263
 Davos 180
 Decurtins Caspar [vgl. auch
 R. Chr. unter den Anmer-
 kungen S. 301-324] 104, 165,
 171, 178, 252, 256, 301, 318
 Delchaye Hippolyte SJ 323
 Delos 51
 Deutschland 86, 116
 de Voragine Jacobus 264
 Disentis 27, 54, 109, 111, 112,
 127, 128, 134, 165, 168, 212,
 214, 221, 227

REGISTER

- Disla 24
 Divination 64 ff.
 Dölger, Dr. Franz 306, 307, 308
 Dolmen 104
 Dolomiten 40
 Domleschg 227
 Donath 62
 Donau 131
 Drachen 55, 225, 232, 234,
 237 ff., 263 ff., 267
 Dreikönigstag 81
 Dübi H. 237
 du Cange 87, 319
 Duchesne 99
 Durand von Mende Wilhelm 94

 Ehe 31, 65, 69, 85, 148 ff.
 Ehering 66
 Einfischtal vs 16
 Eligius Hl. 94, 201
 Emerita Hl. 95, 170, 197
 Engadin 20, 24, 45, 131, 134
 Engel Jöri 30, 31
 Enthaltbarkeit 280
 Erymanthos 278
 Etrusker 314
 Ettenheim 278
 Exuperantius Hl. 19

 Familienfest 50
 Farner Oskar 257, 323, 324
 Fastnacht 86
 Feldkult 161 ff.
 Fellers 119, 149, 313, 314, 315,
 316
 Felsberg 60
 Felsbilder 130 ff.
 Ferrera 237
 Feuerfeste 64, 75 ff., 93, 99
 Feuerkult 47 ff.
 Feuerspringen 64, 93

 Feuerweihe 99
 Fideris 45
 Fink, Dr. Hans 260, 324
 Flims 273
 Flond 152
 Fontana Trevi 31
 Fradin Constantin 265
 Franziskus Hl. 41
 Freyja 222, 245
 Friberg 172
 Fronleichnam 65, 169
 Frosch 224
 Fruchtbarkeit 26 ff., 33, 82,
 84 ff., 87, 115, 117, 126 ff.,
 190, 193, 228, 243
 Fry, Dr. Karl 168, 317
 Fuchs 226 ff., 234
 Fußspuren 134, 135, 142, 147,
 155

 Gallus Hl. 256, 281, 289, 299
 Ganges 16
 Gartmann-Casanova Cathari-
 na 251, 280, 322
 Gaudentius Hl. 201
 Gebet 41, 68, 81, 86, 97, 110,
 116, 120, 184, 197
 Geburt 225 ff., 277 ff.
 Geister 25 ff., 34, 58, 74, 114,
 123, 125, 171 ff., 195 ff.,
 219 ff., 232, 273 ff.
 Georg H. 117, 118, 154, 168,
 231, 232, 256, 258, 259, 260,
 263 ff., 281, 286, 289, 299
 Gericht 16, 20 ff., 66, 168 ff.,
 175, 180, 212, 242
 Gesner Konrad 237
 Gestirne 67, 70, 75, 81, 156 ff.
 Giarun 71
 Giovanoli, Dr. 104, 134, 135,
 136, 147, 308, 312

REGISTER

- Glenner 40
 Glockengeläute 27, 29, 45, 49,
 54, 86, 87, 110, 119 ff., 127,
 154, 175, 196, 203, 229, 237,
 281, 290 ff., 299.
 Godiva 278
 Gold 58, 112, 113, 151, 175
 Goldmann, Kpl. Peter 251
 Gotthard 150
 Gräber 58, 60 ff., 62, 229
 Gregor I., Papst 44
 Gregor III., Papst 27
 Greinapaß 226
 Griechenland 75, 185
 Grimm Jacob 16, 87, 308
 Grischott 324
 Gruob 180, 189, 197
 Gruyer Paul 309, 310
 Gruyter Walter 310
 Guarda 71
 Guéranger, Dom 82
 Guido von Arezzo 295
 Guirec Hl. 23, 28

 Háin 149 ff., 153, 164 ff., 186
 Heierli, Dr. 45, 303
 Heilen 25, 38, 46, 223
 Heiligenbegriff 268 ff.
 Heilige Schrift 40 ff., 68, 88 ff.,
 93, 95, 106–108, 127, 199,
 208 ff., 215, 216, 225, 238
 Heine Heinrich 291
 Heiraten siehe Hochzeit
 Hemmi-Bezzola, Dr. J. 71
 Herd 49, 55, 58, 63 ff., 125, 182,
 232, 281
 Hertz G. Wilhelm 179
 Hesiod 272
 Hexen 27, 30, 34, 53, 54, 63 ff.,
 96, 109, 114, 127, 129, 132,
 134, 163, 170, 176, 183, 203,
 211, 219, 221, 225 ff., 230,
 281
 Hieronymus Hl. 108, 144,
 186, 200, 309, 319
 Hochzeit 23, 27 ff., 49, 55, 65,
 69, 81 ff., 115, 149, 203, 213,
 229, 281
 Hoffmann-Krayer, Dr. 57, 97,
 156, 315, 320, 321
 Holland Wilhelm Ludwig 265,
 323
 Holunderbaum 170, 188 ff.,
 197 ff.
 Horaz 31, 303
 Hufeisen 32, 231

 Igels 189
 Ilanz 29, 87, 117, 152, 259
 Inachus 15
 Imboden 232
 In der Gand Hanns 257, 292,
 293, 324
 Indien 276
 Inhaltsübersicht 5
 Initiation 213, 277
 Inn 20
 Inofest 31
 Isiskult 68
 Italien 75

 Jagd 59, 128
 Jakob Hl. 314, 315
 Jeanne d'Arc Hl. 52
 Jecker, Dr. Gall 202, 319, 322,
 324
 Jecklin Dietrich 14, 26, 27, 32,
 104, 110, 301 302 303, 307,
 321
 Jesus Christus 41, 72, 73, 90, 93,
 97, 98, 99, 100, 116, 117, 216,
 227

REGISTER

- Johannes Hl. 14, 76, 92, 93,
314
Johannestag 45, 64, 76, 93 ff.,
196, 314
Joos, Dr. L. 20
Joseph Hl. 195, 227
Jost P. 316
Juden 220, 238, 241
Julier 131, 150
- Kain 88
Kalenderstein 157, 159
Kallimachos 15
Kapellen siehe Kirchen
Kapitularien 42
Karfreitag 29, 30, 71, 145
Karl der Große 145, 299
Karsamstag 99, 100, 119
Karwoche 29, 30, 71, 83, 99,
100, 119, 145, 292 ff.
Kästris 152
Katharina Hl. 130
Kathedrale Chur 24, 57, 188,
214, 225, 230, 233, 234, 263
Katze 54, 55, 210, 220 ff., 275
Kentauren 228, 230
Kerze siehe Licht
Kind 14, 26, 33, 53, 66, 86, 114,
124, 127, 153, 156, 215, 224
Kirchen [siehe auch unter dem
Namen des Kirchenpatrons]
21, 24, 44, 46, 57, 70, 109, 145,
188, 214, 216, 225, 230, 233,
234, 259 ff., 257, 263
Kirchenschriftsteller 42, 90 ff.,
94, 108 ff., 144, 194, 200, 210
Kirschbaum 169, 182
Knuchel Fritz 317
Kohle 34, 39, 56 ff., 60 ff., 113,
175
Kolumban Hl. 299
- Konstantin der Große 91
Konstantinopel 91
Konzilsverordnungen 25, 42,
88, 90, 92, 108 ff., 145, 200 ff.
Krankheit 25, 29, 195 ff.
Kreuz 44, 103, 130, 147, 149,
166, 169, 181, 183, 197, 201,
203
Kriß Rudolf 214, 225, 312, 320,
321, 322
Kröte 224 ff.
Krumbad Württ. 26
Kühn Hans 130, 311
Kunkels 23, 256, 283, 284, 285
Kuß 68, 116, 223, 233
- Laax 119, 149
Ladir 155, 313
Laeng, Dr. 130
Laus 126
Lavin 26, 234
Le Braz 14, 46, 63, 81, 155, 301,
303, 307
Lenz 34
Leo I., Papst 90, 91, 308
Leodegar Hl. 117
Lex Remedii 94, 201, 210
Libation 31 ff.
Licht 57, 63 ff., 81 ff., 91, 99,
145, 165, 177
Lichtmeß 65, 82
Liechtenstein 40
Linde 167 ff.
Limmat 19
Liturgie 44, 67, 91, 97 ff., 185,
294 ff., 296
Lostallo 142
Löwenberg 155
Lucaria 314
Lünen 32
Lugano 144, 226

REGISTER

- Lugnez 21, 152, 180, 189, 193
 Lukian 184
 Lukmanier 150, 152, 153
 Lumbrein 40, 251
 Luperkalien 82 ff., 93
 Lustration siehe Reinigung
 Lütolf 317
 Luvis 41, 152
 Luzein 259
 Luzern 157
 Luzius Hl. 24, 165, 201, 240
 Lyon 146

 Maienfeld 168, 259
 Maissen Giusep 324
 Maladers 233.
 Malans 117
 Manhardt 169, 177, 178, 187,
 188, 197, 317, 318, 319
 Mansi B. 308, 312
 Manz, Dr. Werner 321
 Mapragg 283, 324
 Margaretha Hl. 87, 253, 258,
 259, 260, 264, 286, 323
 Maria, Gottesmutter 22, 24,
 135, 147, 169, 227, 259, 279
 Maria Laach 298
 Maria Licht 96, 119, 223
 Markus Hl. 116
 Markustag 116
 Martin Hl. 134, 202, 232,
 283
 Matthäus Hl. 108, 216, 238
 Mauritius Hl. 19, 232
 Megalithen 104, 154 ff.
 Meineid 25, 232
 Meinrad Hl. 66
 Mejer, Dr. 126, 127, 311
 Melitus, Abt 44
 Menhire 22, 104 ff.
 Menschenopfer 32, 57, 234

 Maringer Johannes 306
 Michael Hl. 258, 260
 Milch [vgl. auch Nidel] 14, 30,
 34, 52, 54, 74, 131, 147, 188,
 198, 232
 Milchpflanzen 272
 Millon 22, 25, 29, 63, 76, 301,
 302, 303, 306, 307, 309
 Misox 136, 143, 157
 Mistail 34
 Mittfasten 32, 33
 Mithraskult 124 ff.
 Mommsen Theodor 304
 Mompé-Medels 134
 Mompé-Tavetsch 134
 Monaco 144
 Montafon 272
 Moritzin 39
 Müller, P. Dr. Iso 315
 München 15.
 Mundaun 313
 Münster GR 120, 126
 Muoth G. Caspar 117, 301
 Murer 19

 Nagelopfer 52
 Nebelvertreiben 88
 Nemesis 272
 Neujahrstag 50
 Nidel 56, 84 ff., 189
 Niedfyr 43, 87, 92
 Nikolaus Hl. 258
 Nolla 31
 Normandie 156
 Nüscher 20, 302, 323

 Oberhalbstein 132, 134, 168,
 187, 189, 195, 198, 213, 223,
 227
 Oberkastels 130, 134, 136, 138,
 152

REGISTER

- Obersaxen 87, 153, 176, 259,
 263, 274
 Obervaz 116, 120, 229, 230, 233
 Omlin, P. Ephrem 294
 Opfergaben 28, 29 ff., 31, 33,
 37, 52 ff., 58, 67, 71, 85, 214,
 231
 Opfergebäck 71
 Opferkult 30 ff., 52 ff., 131 ff.,
 143, 186 ff., 214 ff.
 Opfersteine [siehe auch Altar]
 115 ff., 124, 131 ff., 146
 Orakel 27 ff., 43, 65, 85, 95, 110,
 185, 194, 199, 211 ff.
 Osterkerze 99, 228
 Osternacht 99
 Oswald W. 154, 316
 Ovid 15, 50, 51, 52, 56, 64, 73,
 82, 98, 100, 186, 272, 304,
 306, 307, 308
 Ozean 22

 Palilia 93
 Pallioppi 71
 Palmsonntag 195
 Panix 134, 153
 Paradies 272
 Paris 146, 225
 Parpan 29, 40
 Paßstraßen 131, 150, 284
 Patnasa 146
 Paulus Hl. 208, 229
 Pauly 133, 311, 324
 Pedenale 74
 Pegasus 228
 Peiden 45, 128
 Peist 74
 Penaten 50
 Perret 95, 283, 284, 286, 289,
 322
 Pestum 39

 Peter A. 184
 Pfäfers 23, 26, 45, 194, 240, 260,
 283, 286, 289, 299
 Pferd 228 ff., 231 ff.
 Pfingsten 90
 Philostratos 69
 Pindar 40
 Pirmin Hl. 193, 201, 210, 239,
 240, 289, 291, 298, 299
 Pitasch 152
 Planta Conrad 301, 308
 Plaun Senter 112
 Pleiv 152
 Plinius 184
 Plurs 110, 127
 Plutarch 27
 Poseidon 228
 Prättigau 30, 181
 Preller 304, 307, 316
 Priester 15, 39
 Provence 182
 Prozessionen 44, 63, 65, 82,
 116, 118, 119, 169
 Pseudo-Eusebius 91
 Pseudo-Melito 92

 Quellen 21 ff., 24, 27, 45, 164,
 180, 212, 285 ff.

 Rache 110, 215
 Ragaz 283, 286
 Rapperswil 15
 Reams 84, 85
 Regula Hl. 19
 Reichenau 283
 Reinigung 15, 26 ff., 41, 51,
 63 ff., 82, 199
 Reliquien 44, 209
 Rémacle Hl. 148
 Remedius, Bischof 241
 Remigius Hl. 316

REGISTER

- Remüs 112, 134
- Rhazüns 32, 229, 231
- Rhein 20, 31, 32, 59, 286
- Rhone 19
- Riein 152
- Ringgenberg 37, 40, 172
- Rochholz 187, 304, 318
- Roesli, Dr. F. 159
- Rohan Henri 81
- Rom 31, 50, 51, 53, 86, 87, 88,
105, 124, 185, 186, 200,
212
- Romanische Chrestomathie,
passim [vgl. Anmerkungen
S. 301-324]
- Rosporden 57
- Ruis 40, 54, 64, 129, 221
- Runge 16, 25, 32, 301, 302, 303
- Ruschein 110, 118, 119, 136,
146, 153, 154, 187, 237, 313,
314
- St-Denis 225
- St. Gallen 240, 299
- St. Luzisteig 131, 165, 240
- St. Margarethalied 23, 196,
243 ff.
- St. Moritz 28, 29, 39, 45
- St. Peter, Vättis 283, 285
- Safien 14
- Sagens 119, 149, 151, 189
- Salomon 262
- Salux 123, 125
- Salz 51, 52, 56, 97
- Salzer 302
- Samnaun 193
- Samstag 70
- Sargans 228, 283, 315
- Sarn 54
- Sartori 324
- Scanfs 168
- Schalensteine 106, 118, 133 ff.,
158, 187
- Schams 182
- Schanfigg 20, 189, 197, 232
- Scharans 116, 125
- Schätze 65, 111 ff., 132, 177
- Scheibenwerfen 58 ff., 83 ff., 153
- Scheuchzer 237
- Schlangen 70, 120 ff., 125, 133,
170, 232 ff.
- Schlans 64, 116, 117, 125, 203
- Schlesien 279
- Schleswig 197
- Schleuis 132, 149, 154
- Schlitz 260
- Schmid Anton, Pfr. 118, 136
- Schmidt Wilhelm 152
- Schröder, Dr. 302
- Schutzstein 110
- Schwaben 278
- Schweigen 110, 277
- Scipio 69
- Sedrun 237
- Seelentiere 219, 223
- Seelenwanderung 75
- Seewis i. O. 152
- Seglias 151
- Segnungen 57, 81 ff., 110, 112,
116, 120, 183, 274, 290 ff.
- Sennenstein 284
- Sent 27, 111, 125
- Sessagit 284
- Seth 63, 118, 129, 153
- Siam 187
- Sigisbert Hl. 165, 166, 183, 201
- Sils-Cresta 259
- Silvester 81
- Simeon Hl. 74
- Simon der Magier 312
- Soazza 143, 157

REGISTER

- Soglio 134, 135
 Solèr, Oberst 252
 Somvix 27, 58, 86, 109, 144,
 153, 175, 214
 Sonnenkult 51, 67 ff., 73, 90
 Sonnenwende 29, 152 ff., 158
 Spa 148
 Spoarz 123, 240
 Steinkult 101 ff.
 Sternbilder siehe Gestirne
 Stettin 202
 Stier 26, 165, 210, 239
 Stohler, Dr. Hans 314
 Stückelberger E. A. 323
 Stumpf Johannes 237
 Sulzer 237
 Sünde 14
 Surava 112, 115
 Sur En 71
 Surin 152, 259, 263
 Surrein 109, 230, 259

 Tacitus 15, 149, 164, 216
 Taminatal 291
 Tamins 283, 284
 Taufe 41, 43
 Tavetsch 38, 109, 233, 256
 Tersnaus 130, 152, 313
 Teufel 25, 29, 65, 87, 110, 127,
 129, 166 ff., 177, 188, 204,
 224, 226 ff., 239
 Theodor Hl. 237
 Tiber 15, 31, 51
 Tierkult 205 ff.
 Tieropfer 32 ff.
 Tiresias 278
 Tobler, Prof. 265
 Tod 14, 28, 63, 64, 70, 81, 110,
 115, 134, 186, 212, 223, 229 ff.
 Totemismus 239
 Trin 40, 284

 Trun 21, 115, 117, 166, 172,
 178, 190, 237, 315
 Truog, Dekan 325
 Tschlin, Engadin 113
 Tuor, Dr. 318

 Intervaz 83, 153
 Urban Hl. 314, 315
 Urelement 13
 Urmein 144
 Ursus Hl. 19

 Val Camonica 130, 131, 150
 Valendas 24
 Valens 284, 289
 Valentin Hl. 134, 181, 203
 Vals 130, 153, 193, 313
 Varro 73, 75, 307
 Vättis 59, 283, 284, 285, 298
 Vediovis 314
 Verchristlichung 21, 38, 44, 46,
 56, 66, 75, 81, 98, 103, 129 ff.,
 142, 185, 204
 Vergil 69, 178
 Verunreinigung 16 ff.
 Verwandlungen 70, 113 ff., 212,
 221, 226 ff., 290
 Verwünschung 223
 Vesta 50, 51
 Vestalinnen 51
 Victor Hl. 19
 Vierwaldstättersee 31
 Vigers 152
 Villa 20, 129, 134
 Vögel 211 ff., 214 ff.
 Volksmedizin 25, 29, 34, 46, 73,
 223
 von Brandis, Ortlieb 275
 Vonbun 104, 324
 von Juvalt Wolfgang 322, 323
 von Salis Gaudenz 167

REGISTER

- Vrin 52, 64, 134, 180, 190, 233,
234, 240
- Wahrsagen 43, 216
- Walensee 31, 32, 283
- Wallfahrt 45
- Walpurgisnacht 45
- Waltensburg 116, 117
- Warzen 34, 73
- Wassergottheiten 16, 24, 26 ff.,
33
- Wasserkult 11 ff.
- Wasserurteil 19
- Weihnachten 29, 38, 45, 76, 81,
93, 110, 155, 169, 182, 188,
203
- Weihwasser 41, 97
- Wein 34, 43, 131, 183
- Weiß, Dr. 157, 304, 305
- Weissagen 23, 27 ff., 46, 53,
194 ff., 211 ff., 216
- Weissager 308
- Wergenstein 60, 61
- Wetter 28, 34, 55, 58, 95, 220 ff.,
231, 237 ff., 264, 274, 281
- Wiebel R. 306, 318, 322
- Wiese B. 265, 323
- Willi Brida 324
- Wissowa G. 314, 324
- Wolfsboden 315
- Wyzewa Teodor 323
- Zauber 38, 43, 94 ff., 111, 123,
149, 169, 209, 228, 230 ff.,
233, 241, 256, 271, 290
- Zeichensteine 106, 134 ff.
- Zeno Hl. 132, 155, 187
- Zernez 71
- Ziegler, Bischof Paul 262
- Zürich, Großmünster 216
- Zweigwerfen 187

ff.,

3,
f.,

